Leopold Komperts
sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe
sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Sechster Band.

Inhalt: Zwischen Ruinen. Erster Teil.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.

Inhalt.

Hoch oben im nördlichen Böhmen liegt ein tschechisches Städtchen so still und weltabgelegen, daß selbst das Dampfroß der Eisenbahn, die es im weiten Bogen umkreist, nur aus der Ferne, wie in traumhafter Erinnerung an die Menschen, die dort leben und sterben, seine schrillen Grüße hinübersendet.

Zwei Minuten in vollen vierundzwanzig Stunden sind diesen Pfiffen gegönnt: der eine in tiefer Mitternacht, der andere um den halben Mittag herum; aber jedesmal, wenn sie ertönen, ist es, als ob das feurige Roß sich nicht einmal die nötige Zeit gönnen wollte, um in Ruhe auszupusten. Atemlos drängt es weiter und immer weiter, längs des Flusses hin, der gleichfalls nicht ruht und rastet, bis er seine Wellen drüben nach langer Wanderung in dem deutschen Meere geborgen weiß.

Dann aber erzählen sie sich gegenseitig von drohend geballten Fäusten, die sich gegen sie erhoben, und von düster blickenden Augen, die ihrem eiligen Laufe nachgefolgt waren; wie sie, die als Friedensboten gekommen, um von Haus zu Haus, von Menschen zu Menschen ausgleichende Verständigung zu tragen, überall auf ingrimmigen Haß und starre Verbitterung gestoßen waren.

Kein Segenswort schallte ihnen nach, die nach dem deutschen Lande hinaus mußten, nichts als Flüche und höhnisch nachrollende Verwünschung.

Bist du noch ferne, heißersehnte Stunde, die diese finsteren Stirnen geglättet, diese geballten Fäuste zu innigem Drucke ausgestreckt, diese flammenden Augen verständnisvoll leuchten

sehen wird? Oder rüsten sich bereits im Schoße der nahen Zukunft jene schrecklichen Gewalten, die, was sich zum Baue nicht fügen will, mit machtvoller Kraft aufrichten, und was sich nicht beugen und unterordnen will, mit eiserner Beharrlichkeit anfassen, bis es demütig gesteht: Dein Recht liegt in deiner Stärke?

Eines Tages jedoch, es war im Sommer, schienen die aus der Dampfpfeife herübertönenden Grüße etwas länger über dem tschechischen Städtchen zu verweilen.

Am Rathause, das auf dem Ringplatze die hervorragendste Stelle einnimmt, war ein weißes Papier befestigt, welches die unleserliche Unterschrift des Bürgermeisters trug und folgendermaßen lautete:

„Ehe-Aufgebot.

Es wird hiermit zur allgemeinen Kenntnis gebracht, daß Herr Jonathan Falk, gebürtig von hier, Fabrikant, wohnhaft hier, und die Jungfrau Maria Dorothea Lang, gebürtig aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen, Weberstochter, eine Ehe unter sich zu schließen beabsichtigen.

Jedermann, dem ein gesetzliches Hindernis dieser Ehe bekannt ist, wird aufgefordert, dasselbe innerhalb des dreiwöchentlichen Aufgebotstermins, d. i. bis zum 25. August d. J., bei dem unterzeichneten Bürgermeisteramte, welches zur Eheschließung berufen ist, anzuzeigen."

Dieser 25. August des laufenden Jahres war eben herangekommen, und auf dem Rathause war kein „gesetzlicher Einspruch" erhoben worden. Denn oben in seiner Amtsstube ging der Bürgermeister des Städtchens um die neunte Vormittagsstunde in großer Bewegung auf und nieder. Es war das erstemal in seinem Leben, daß ihm die Erfüllung eines solchen Aktes oblag, und schon darum hatte er sich vom Kopf bis zum Fuße in ein feierliches Schwarz gehüllt und in das oberste Knopfloch seines Frackes ein rotes Bändchen befestigt,

an welchem ein goldenes Kreuz hing. Denn er hatte schon oft gelesen, daß der Bürgermeister der großen Reichshauptstadt bei ähnlichen Gelegenheiten im vollen Glanze seiner Amtswürde, geschmückt mit allen seinen Orden, erschien, weil dies, wie er mit Recht annahm, dem Vollstrecker des Gesetzes in den Augen der beteiligten Personen ein besonders überwältigendes Ansehen verlieh.

Das rote Bändchen glänzte so prächtig, und der schwarze Frack warf einen solch festlichen Schimmer von sich; aber die Miene des Bürgermeisters blieb tief bewölkt!

War es die Aufregung des bevorstehenden Augenblicks? War es vielleicht der Unwille, daß er sich wegen „solcher Leute“ aus seiner gewohnten Amtsruhe hatte reißen müssen, um seiner an und für sich nicht unbedenklichen Verdrießlichkeit einen geradezu gefährlichen Charakter zu verleihen?

Als die neunte Stunde verklungen war, riß er die Türe des Vorzimmers, worin sein Kanzlist saß, mit einer seinem Range wenig entsprechenden Raschheit auf und fragte hinaus:

„Sind die Leute mit ihren Zeugen bereits versammelt?“

„Sie sind noch nicht da, Herr Bürgermeister!“ lautete die Antwort; „aber unten auf dem Platze stehn eine Menge Leute, die dem Spektakel zuschauen wollen.“

Der Bürgermeister trat wieder in seine Amtsstube zurück.

Nach einer Viertelstunde richtete er an den Kanzlisten die nämliche Frage.

„Nein,“ lautete die Antwort, „sie sind noch nicht da, aber vor etwa fünf Minuten ist der Herr Kaplan über den Platz gegangen und hat mit einigen der Leute gesprochen. Es scheint da unten sich etwas vorzubereiten, Herr Bürgermeister,“ fügte der Kanzlist mit einem lauernden Seitenblicke auf seinen Vorgesetzten hinzu.

Es schlug die zehnte Stunde.

Hochgeröteten Gesichts, so daß das kleine Bändchen im Knopfloche dagegen zu einer höchst verächtlichen Blässe zusammensank, öffnete der Bürgermeister die Türe seiner Stube.

„Kann der Akt beginnen?“ fragte er.

Der Kanzlist schüttelte aber demütig das Haupt.

„Es ist ein unerhörter Skandal,“ sagte er, indem er sich auf sein Pult niederbückte, „wie man es wagen kann, den gestrengen Herrn Bürgermeister warten zu lassen. Es ist geradezu eine Beleidigung des Vaterlandes, und wenn der Herr Bürgermeister es gestattet, will ich davon in unserer ‚Volkszeitung‘ eine Erwähnung tun.“

Das schien denn doch nicht nach dem Sinne des Bürgermeisters; der „Vertreter des Gesetzes“ durfte zu einem solchen Auskunftsmittel nicht greifen.

In demselben Augenblicke ersparte ihm aber die Dazwischenkunft eines Dritten eine wahrscheinlich kräftige Zurechtweisung des kühnen Kanzlisten.

Der Gemeindediener war hereingetreten und hatte dem Herrn Bürgermeister einen Brief überbracht.

In dem Briefe standen nur wenige Worte und wenige Zeilen.

Jonathan Falk meldete ergebenst: „Eingetretener Hindernisse wegen könne seine Verheiratung mit der Jungfrau Maria Dorothea Lang, aus Holzendorf in Deutsch-Böhmen gebürtig, nicht stattfinden.“

Ein dunkler Fluch, der aus den tiefsten Schlünden der Hölle geholt schien, rollte über die dünn gekniffenen Lippen des Kanzlisten.

„Und für solche Leute, die noch dazu als ‚Fremde‘ am Marke des Landes zehren, macht man Gesetze und gibt Freiheit und Rechte!“ zischte er boshaft. „Die uralt heilige Krone des Landes muß in den Staub und Schmutz geschleift werden, denn so wollen es die Leute, wie dieser ‚Herr‘ Jonathan Falk. Sie sind unser Herrscher! Was sie wollen, das geschieht.“

Der Bürgermeister setzte aber statt der erwarteten grimmigen Aufregung ein ruhiges Lächeln entgegen.

„Mir kommt die Sache ebenso vor," sagte er bedächtig, indem er sich langsam in die offen gebliebene Türe seiner Amtsstube zurückzog, „aber sie hat doch ihr Gutes! ‚Eingetretener Hindernisse' wegen brauchen wir nicht Handlanger der Gesetzesfabrik zu sein, die der Wiener Reichsrat so schwunghaft betreibt. Der Herr Kaplan ist dadurch freilich um eine saftige Sonntagspredigt schmählich betrogen worden."

Der du diese und die nachfolgenden Blätter lesen wirst! Willst du dich für eine kurze Zeit in die dämmerigen Tage deiner Kindheit zurückdenken? Es ward Abend, Schlafenszeit nicht mehr ferne! Du saßest an ein weiches Knie gelehnt, auf einem niederen Schemel, den du mit deinen schwachen Kinderhänden selber herbeigetragen hattest, und nun ergoß sich über deine halbwachen Ohren und über deine schlummermüden Augenwimpern die süße Flut eines jener Märchen, das deiner Seele noch jetzt mit allen Schauern des frisch Empfangenen innewohnt.

Weißt du, warum dein schlafbefangenes Auge sich gewaltsam offen hielt? Warum dein Ohr trotz aller Lockungen dennoch hören mußte?

Weil du schon damals traumhaft begriffest, daß diese Märchen nichts sind als das uralte Lied von der ungezügelten Sehnsucht der Menschheit nach einem Glücke, das niemals bestanden! und daß die bösen Geister, die darin vorkommen, nichts sind als „eingetretene Hindernisse", die gerade dann ihr Spiel zu treiben anfangen, wenn es gilt, eine arme Blüte am Baume der Menschheit, die sich auf ihr Erwachen so innig gefreut hatte, im Keime zu zerstören!

Ich will die Geschichte zweier Herzen erzählen, die sich „eingetretener Hindernisse" wegen am 25. August des verflossenen Jahres auf dem Rathause des böhmischen Städtchens nicht finden konnten.

1. Das Tauschkind.

„Warum läßt man das Kind den ganzen Tag weinen?"

„Wer kann dafür, wenn es zur Mutterbrust zurück will?"

„Es ist ein so schönes Kind!"

„Man soll ihm die Rute zeigen, dann wird es schon wissen, warum es weint."

„Es ist ein deutsches Kind."

„Man hätte es lieber zu Hause bei seinem Mütterchen lassen sollen."

„Ob auch mein Kind so weinen wird, wenn man es in die Fremde schickt?"

„Böhmische Kinder sind in der ganzen Welt zu finden."

„Wo nur das Kind das viele Weinen hernimmt? Es ist wirklich ein deutsches Kind."

Das war vor der Schmiede, die vorne am Ringplatz unweit des Rathauses steht, wo diese und jene Ausrufe vom frühen Morgen bis spät in den Abend hinein in allen Tonarten des Mitleids, der Verwunderung, aber auch harter Verdammung fielen.

Dort auf einer Bank unter dem Vordache saß ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, den Oberleib und den größten Teil des Kopfes in ein dickes Wolltuch gehüllt, so daß man von dem Gesichte wenig mehr erblickte, als einige blonde Flechten, die wie ungesponnener Flachs aussahen und darüber hinwegfielen, und weinte bitterlich vor sich hin.

Den Schmied, der ein vielbeschäftigter Mann war, schien das im Grunde nur wenig zu bekümmern. Wenn man die wuchtige Gestalt sah, wie sie bald am Blasebalge, bald am Amboß hantierte, und immer so gewaltig, als wenn es sich nicht um ein zerbrochenes Wagenrad handelte, sondern darum, einen Reif um die ganze Welt herumzuschweißen, so war es klar, daß ihm das Weinen eines so kleinen Mädchens gar

nicht nahe treten konnte. Dazu war er auch ein schweigsamer Mann und hatte auf alle die vielen Fragen und Ausrufe, die man an ihn richtete, nur ein nachlässiges Achselzucken zur Antwort. Ihm, der ohne Mithilfe seiner zwei Gesellen das störrigste Pferde niederzwang, damit es sich ein neues Hufeisen gefallen lasse — was konnte es ihm anhaben, daß er ein weinendes kleines Mädchen in seiner Nähe wußte?

Es läutete Mittag; der Schmied wurde zum Essen gerufen. Er schleuderte den Hammer von sich und trat zu der Bank hin, auf der das fremde Kind saß.

„Mädchen,“ sagte er, indem er sie mit der rußgeschwärzten Hand ganz gegen seine Gewohnheit fast zart berührte, „komm zum Essen. Es ist ja eine wahre Schande, wie du dich bei uns abweinst, und dabei verhungerst du, was wieder für uns eine Schande ist.“

Das Kind sah aber nicht auf und schüttelte leise den Kopf.

Der Schmied ging darauf ins Haus hinein.

Nach einer Weile kam die Schmiedin, einen Teller dampfender Suppe vor sich haltend, heraus. Sie stellte das Schüsselchen auf die Bank neben das Kind.

„Es geschieht das nur heute, daß ich dir nachgebe,“ sagte sie rauh; „vielleicht macht es mein Knabe bei euch auch nicht anders. Iß und höre einmal zu weinen auf.“

Das Kind rührte sich aber nicht von der Stelle, nur daß sich sein Schluchzen noch verstärkte.

„Was werden wir mit dem Kinde anfangen, Jaroslaw?“ sagte drin in der Stube die Frau des Schmiedes. „Es stirbt uns ja unter den Händen weg.“

„Man stirbt nicht so leicht,“ bemerkte der Schmied gleichgültig, „und wenn man ihr gute Zureden gibt, wird sie sich allmählich schon hineinfinden.“

„Ich habe sie doch nicht geschlagen,“ rief die Schmiedin eifrig, „ich werde doch kein fremdes Kind schlagen!“

„Red ihr nur gut zu," sagte der Schmied.

Die Frau hatte sich wieder zu Tische gesetzt, sie aß aber nichts; mit starren Augen sah sie zum Fenster hinaus, als weilte ihr Geist weitab in der Ferne bei einem Gegenstande, der ihren leiblichen Sinnen in diesem Augenblicke unzugänglich war.

„Ob er grade jetzt auch so hungert und weint?" quoll es über ihre Lippen. „Wer das wissen könnte?"

Das hatte, so leise die Schmiedin diese Worte auch gesprochen, am untersten Ende des Tisches dennoch der Geselle gehört, dem es gestattet war, zuweilen auch seine Meinung zur Geltung zu bringen.

„Frau," sagte er roh lachend, „es ist ein Sprichwort bei uns: Böhmisches Kind gedeiht in Regen und Wind."

Die Schmiedin entgegnete nichts auf diesen ihr wahrscheinlich nur wenig zusagenden Trost des Gesellen.

„Frau," meinte darauf der Schmied selbst, und jedes seiner Worte schien, wie ein Wasserkübel aus dem Brunnen, der tiefsten und abgelegensten Stelle seines sonst schweigsamen Wesens sich zu entwinden, „Frau, wenn ich es recht bedenke, so kann das fremde Kind da draußen eigentlich nicht anders geartet sein, als es ist. Es versteht ja unsere Sprache noch gar nicht, und wenn man ihm schmeichelt und gut zuredet, so meint es vielleicht, daß man ihm droht und es schlagen will! Wenn die Menschen eine Sprache reden könnten, so wäre das freilich anders. Aber gestern hat das fremde Kind sein ‚Vaterunser' noch deutsch gebetet, und seine Mutter hat mit ihm deutsch geredet, und alle Leute, selbst der Hund in der Gasse und die Katze auf dem Hofe, haben das Deutsche verstanden. Wie kann man also verlangen, daß das fremde Kind sich sogleich bei uns wie zu Hause betrachten soll? So ist denn meine Meinung, daß es unserm Sohne dort, wo wir ihn für das Mädchen ausgetauscht haben, auch nicht besser wird ergangen sein. Ein Kind ist wie das andere."

Die Schmiedin hatte die Augen wieder in die unsichtbare Ferne gerichtet, und so überhörte sie vielleicht, wie ihr Mann, gleichsam in sich selbst hineinredend, in seinen Betrachtungen fortfuhr. Er hatte in seiner Redeweise etwas Gemessenes, daß es fast klang wie das Fallen seines Hammers auf den Amboß. Wenn ihn ein Deutscher hörte, mußte er ihn trotz der Unverständlichkeit seines Idioms mit einem Gefühl von Ehrerbietung anhören.

„Noch bin ich kein alter Mann,“ sagte er, „und doch kommt es mir zuweilen vor, als ob auf meinem Kopfe eisgraue Haare wüchsen! Die Menschen haben sich verändert, daß man sie kaum wiedererkennt. Zu meiner Zeit, das ist vor zwanzig und einigen Jahren, ist solch ein Tauschkind, ob es ein deutsches Kind war oder ein tschechisches, gar nicht so ungern in die Fremde gezogen. Es hat nämlich gewußt, wo es immer ist, da ist es zu Hause. Das deutsche Kind hat ohne Widerwillen Böhmisch und das böhmische Deutsch gelernt. Seitdem ist das ganz anders geworden. Denn einem aus der Hölle muß das nicht gefallen haben, weil er meinte, daß der frühere Zustand kein guter war. Seitdem weint so ein Tauschkind, wenn es in die Fremde muß . . .“

Die Schmiedin starrte noch immer mit überquellenden Augen in die weite unsichtbare Ferne. Der Geselle aber rief mit zorniger Gebärde, indem er den vor ihm stehenden Bierkrug mit der Faust umkrallte, daß der Schaum umherspritzte:

„Ein tschechisches Kind weiß schon, warum es weint! Was braucht es Deutsch zu lernen? Sie haben mich auch dazu zwingen wollen, aber ich habe mich dagegen gewehrt und habe um mich gebissen wie ein toll gewordener Hund! Da haben sie mich laufen lassen. Und so muß es ein jedes tschechisches Kind machen. Nur keine Tauschkinder! Des Teufels Großmutter hat die Tauschkinder erfunden.“

Man sah es dem Schmied an, daß eine mächtige Be-

wegung in ihm zum Ausbruch drängte; dennoch sagte er nach einer Weile gemessen, wie seine Rede stets war:

„Jan Swatek, du redest wie ein Narr, der nicht weiß, wie es um Volk und Land bei uns steht. Weil du eine starke Faust hast, meinst du — und die Leute deines Schlages reden dir das ein, und du glaubst ihnen, als stünde es im heiligen Evangelium, — auch unser Land und Volk hat eine starke Faust und kann damit herumwettern und in den Boden hineinschlagen, was ihm in den Wurf kommt. — Ich sage dir aber, Jan Swatek: es wird eine Zeit kommen, da wirst du blutige Tränen weinen, weil du als Tauschkind den Deutschen davongelaufen bist, und es wäre besser für dich gewesen, du wärest ein Tauschkind geblieben."

Hierauf stand er auf; die Mahlzeit war zu Ende, und er ging wieder in die Werkstätte zu seiner Arbeit.

Unberührt stand das Schüsselchen auf der Bank. Das Mädchen weinte noch immer.

Setzen wir uns an die Seite dieser Kindesseele. Vielleicht gelingt es uns, den Schleier zu lüften, der jetzt noch so dicht und unnahbar, wie das dicke Tuch über den blonden Flechten, darüber liegt, daß wir fast Scheu tragen, fast wie eine Sünde, begangen an etwas Heiligem, es betrachten, ihn hinwegzuziehen.

Sie hatten sich einander auf einem Markte im Wirtshause zusammengefunden, der deutsche Webermeister Johann Christian Lang aus Holzendorf und der tschechische Schmied Jaroslaw Patek aus unserem Städtchen. Und wie sie einander näher rückten, offenbarte es sich ihnen plötzlich, daß sie sich schon einmal gesehen haben mußten irgendwo im Leben und bei irgend einer Gelegenheit und an irgend einem Orte; aber keiner von beiden wußte anzugeben, wo und wann. Bis es ihnen mit einem Male und fast in demselben Augenblicke einfiel, daß es während ihrer Wanderschaft war, draußen im „Reich", mitten in einem finstern Walde, den sie beide

gemeinschaftlich durchschritten; wie sie sich an den Toren des nächsten Städtchens voneinander trennten, der eine zu dieser, der andere zu jener Herberge seine Schritte lenkend. Und wie sie sich so um die Geschehnisse ihres Lebens gegenseitig ausfragten (es war darin nichts als Arbeit und schwere Mühe und nur ganz zuletzt etwas von Erfolg zu lesen, der darin bestand, daß sie es beide zu einem schuldenfreien Gewerbe und Hause und zu einigen „Strich“ grünen Ackers gebracht hatten), fanden sie es gut, über die Seelen ihrer Kinder zu verfügen. Der deutsche Webermeister hatte eine Tochter, der tschechische Schmied hatte dagegen einen Sohn in gleichem Alter, und ehe noch ihr Trunk warm geworden, hatten sie sich geeinigt, daß sie die Kinder umtauschen wollten.

Der Sohn des Slawen sollte im Hause des Holzendorfer Webermeisters Deutsch lernen, dagegen gab Jaroslaw Patek, der Schmied, die feierliche Zusage, das Kind des Deutschen sollte in seinem Hause nichts als Böhmisch, womit er Tschechisch meinte, zu hören bekommen.

Es war hier etwas geschehen, was in dem sprachlich wie mit der Schneide eines Messers scharf geschiedenen Lande seit unvordenklicher Zeit sich regelmäßig wiederholte. Die Menschen haben, was man dagegen immerhin sagen kann, den Drang, das sie Scheidende wieder auszufüllen und Brücken und Stege aufzusuchen, die sie miteinander verbinden. So gingen denn die Männer von dannen, ruhig und gelassen, aber auch ahnungslos, daß sie mit plumpen Füßen in eine grünende Saat getreten waren.

Nach vier Wochen brachte der Webermeister auf einem Wägelchen „sein Mädchen“ in das Haus des Schmiedes, worauf er nach kurzem Aufenthalte mit dem kleinen Pawel, seinem Tauschkinde, in die Heimat abfuhr. Es war merkwürdig, daß beide Kinder beim Abschiede sich nicht ungebärdig zeigten; es war, als ob die Nähe der heimischen Klänge, so-

lange noch ein entfernter Laut an ihr Ohr schlug, den kindischen Trotz und das kindische Bangen in ihnen festgebannt hätten.

Das änderte sich jedoch mit der Schnelligkeit des Gedankens, sobald das Wägelchen auf der Landstraße verschwunden war.

Auf der Bank unter dem Vordache der Schmiede sitzt ein weinendes Kind, und der Schmied und seine Gesellen fahren in ihrem Tagewerk fort und sollen dabei allen Leuten Bescheid geben, die nicht müde werden zu fragen, warum denn das fremde Kind noch immer weine.

Jaroslaw Patek, der tschechische Schmied, allein ahnte es in seinem einfachen Gemüte, was in der Seele seines Tauschkindes vorging. Maria Dorothea Lang, die Tochter des deutschen Webers aus Holzendorf in Böhmen . . . fürchtete sich vor den slawischen Lauten. . . .

Die Sonne war bereits tief herabgesunken, und auf dem Ambosse des Schmiedes nahm das geglühte Eisen, dem der Hammer die neue Form gab, tiefere und rötere Farben an. Draußen vor dem Vordache harrte, von Gesellen gehalten, ein Roß, dem auf der Straße die Hufbekleidung verloren gegangen war; es mußte schnell bedient werden, und nun sprangen die glänzenden und zischenden Funken, „Hammerschlag“ genannt, so eilfertig umher, daß mancher von ihnen hart vor den Füßen des fremden Kindes niederfiel. Trotzdem verharrte es in seinem Zustande und blieb gefühllos für die neckischen Geister, die es so gerne aufgeheitert hätten.

Um dieselbe Zeit wurden unten in der Gasse, die eigentlich nur eine verengte Fortsetzung des Ringplatzes bildet, drei kurze, wie von einem hölzernen Klöppel an den Haustüren hervorgebrachte Schläge hörbar, das bekannte Zeichen, daß dort die Leute zum Abendgebete der Synagoge gerufen wurden.

Das Kind richtete den Kopf auf.

Hastigen Schrittes kam ein junger hochaufgeschossener Mann an der Schmiede vorüber; er blieb bei dem Vordache stehen.

„Weint das Kind noch immer, Meister Patek?“ fragte er mit einer Stimme, die voll weichen Wohlklangs tönte.

Der Schmied hielt in seiner Arbeit inne und lüftete ein wenig die Mütze.

„Es ist nicht zu stillen, Herr Jonathan,“ sagte er, auf die verhüllte Gestalt deutend, die das Bänkchen einnahm, „und es ist das merkwürdigste Tauschkind, das mir im Leben noch vorgekommen ist. Es kann sich an unsere Sprache nicht gewöhnen.“

„Wirklich?“ tönte es nachdenklich von den Lippen des jungen Mannes.

Er war zu der Bank getreten und berührte mit leiser Hand den Kopf des fremden Kindes. Dadurch hatte sich das Tuch, in welches es gehüllt war, verschoben, und ein trotzig wildes Gesicht mit verweinten Augen, die flachsblonden Haare in verwirrten Flechten an den Schläfen herabhängend, blickte ihn an. Er hätte nicht sagen können, warum ihn dieses Kindergesicht fast erschreckte.

„Bist du noch nicht müde, Kind?“ fragte er.

Er hatte diese Worte deutsch gesprochen. Seine Hand lag noch immer auf dem blonden Kopfe des Mädchens; er fühlte aber, wie eine krampfhafte Zuckung durch dessen Körper ging.

„Nein,“ sagte das Kind, die Augen fest, voll widerspenstigen Trotzes auf ihn gerichtet.

Nach einer Weile fragte Jonathan weiter:

„Wie heißest du, Kind?“

„Maria Dorothea Lang,“ gab sie zur Antwort in jener trockenen Weise, wie sie den Kindern der Schule eigentümlich ist, wenn auf eine bestimmte Frage eine schon im voraus eingelernte Antwort in Bereitschaft steht.

Jonathan hielt inne: das Wesen des Kindes hatte etwas unsagbar Bewältigendes für ihn, so daß er erst auf eine Fortsetzung seines Gesprächs sich besinnen mußte.

„Möchtest du mit einem Kinde spielen?“ fragte er nach einer geraumen Weile. „Möchtest du zu einem Kinde mit mir gehen und mit ihm spielen, Dorothea?“

„Ich heiße Maria Dorothea,“ sagte das Mädchen mit einer fast befremdenden Schärfe des Ausdrucks.

„Ich will dich aber nur bei deinem zweiten Namen nennen,“ sagte Jonathan nachdrücklich.

Das Mädchen blickte den Mann, der so bestimmt seinen Willen geltend zu machen wußte, fast tückisch an; dann aber glättete sich seine Miene und es sagte:

„Was ist es für ein Kind?“

Jonathan lächelte leise vor sich hin; es mochte ihm einige Mühe kosten, dieser Frage gegenüber seinen vollen Ernst zu bewahren.

„Es ist mein Kind,“ sagte er, „und es ist ein schöner Knabe.“

„Dann gehe ich mit dir,“ meinte das Mädchen und stand auf, indem es die Hand Jonathans erfaßte.

Jonathan wendete sich an den Schmied, der während dieses Zwiegesprächs in seiner Hantierung innegehalten hatte.

„Wie wäre es, Meister Patek,“ sagte er, „wenn ich das Kind vielleicht nur auf diese eine Nacht zu mir nähme? Es könnte da mit meinem Kinde spielen und wird sich vielleicht, weil wir mit ihm deutsch reden, dann um so leichter in Euer Haus zurückfinden. Ihr wißt ja, wie die Kinder sind; man muß ihnen das, was ihnen im ersten Augenblicke Furcht einflößt, langsam angewöhnen. Ihr könnt dann, wann Ihr wollt, Euer Tauschkind zurückholen; es verschwindet nicht aus Eueren Augen, wenn ich es bei mir habe.“

Der Schmied überlegte eine ziemlich lange Weile.

„Nehmen Sie es nur mit,“ sagte er dann, bedächtig

jedes seiner Worte abwägend, „und auch mein Weib wird nichts dagegen haben. Da sie ein Weib ist, so denkt sie in diesem Augenblicke vielleicht daran, ob sich für unseren Pawel heute auch so einer gefunden hat wie Sie, Herr Jonathan. Er ist doch auch in der Fremde.“

Dann nahm er, wie von einer plötzlichen Eingebung erfaßt, den gewaltigen Hammer und hieb damit, ohne daß er ein Eisen zu formen hatte, auf den Amboß. Seine Brust arbeitete mächtig, und die Stirnadern waren zum Bersten geschwollen. Es war offenbar, daß eine gewaltsam gehemmte Bewegung ihrem Durchbruche zudrängte.

Er ließ den Hammer jedoch wieder sinken und sagte, ohne daß es ihm gelungen war, eine gewisse Bitterkeit zu unterdrücken:

„Nehmen Sie das Kind nur mit sich, Herr Jonathan! Und das sage ich im voraus und bin bereit, es aufs Evangelium zu beschwören: Nimmermehr wird sich das Kind hier an unsere Sprache gewöhnen. Gegen so ein Kind, ein schwaches deutsches Mädchen, wenn es nicht Böhmisch lernen will, richtet die stärkste Gewalt nichts aus! Es ist alles umsonst! Das sagt Jaroslaw Patek, der Schmied, voraus ... und nun nehmen Sie das Kind mit sich, Herr Jonathan! ...“

Der Schmied hatte sich bei den letzten Worten abgewendet, seine letzten Worte klangen so eigentümlich weich.

So stand er da, von der Glut des aus der Werkstätte herausströmenden Herdfeuers beleuchtet, daß es Jonathan Falk bedünken mochte, er sehe in diesem Manne einen jener Propheten seines eigenen Volkes vor sich, wie er sie, düstere Zukunftssprüche gleich geheimnisvoll von Blitzen durchleuchteten Donnerschlägen aussprechend, aus den Büchern der heiligen Schrift kannte.

War Jaroslaw Patek ein tschechischer Prophet? Beging er nicht ein Unrecht an ihm, wenn er ihm das fremde Kind

aus dem Hause nahm? Welches Recht besaß er, dem Schmiede diese Kränkung anzutun?

Schon zuckte seine Hand in der des Kindes, als wollte er es loslassen. Aber Maria Dorothea war stärker als er; unaufhaltsam zog sie ihn mit sich fort, bis er vor seinem Hause stand.

Dort jenes breite und stattliche Haus, das nicht weniger als acht Fenster in der Breite hat, ist Jonathan Falks eigenes Haus. Es hat früher nicht ihm gehört, sein Vater hatte es, als die Besitzfähigkeit der Leute in der „Gasse“ erklärt ward, von der früheren „Herrschaft“ käuflich an sich gebracht, und daß es die Amtswohnung des ehemaligen „Rentmeisters“ gewesen war, merkt man ihm sogleich an; denn solche Gebäude behaupten mit einer gewissen Zähigkeit ihr Recht des Bestandes und lassen sich trotz Tünche und Maurer nicht so leicht etwas von ihrem Ahnenstolze hinwegnehmen.

In der Stadt ist es auch unter der Benennung „die Fabrik“ bekannt, die in den bis an den Fluß reichenden weitläufigen Hintergebäuden betrieben wird.

Als Jonathan mit dem fremden Mädchen die Wohnstube betrat, die im ersten Stockwerke seines Hauses lag, fand er daselbst seine Frau, die in gewählt städtischer Kleidung auf einem Sofa saß. Sie hieß Bella und sah in der beginnenden Abendbeleuchtung mit ihren feinen, blassen Zügen sehr vornehm aus. Zu ihren Füßen lag ein kleiner schwarzhaariger Knabe, der etwa drei Jahre zählen mochte.

„Wen bringst du da, Jonathan?“ rief die blasse Frau verwundert.

„Es ist das Tauschkind von Jaroslaw Patek, dem Schmied,“ sagte Jonathan, „und weil es sich vor dem Böhmischen noch fürchtet, habe ich es mit mir genommen, damit es mit unserem Bernhard spiele.“

In kurzen Worten berichtete er sodann, wie er das Kind gefunden, und wie ihn der Gedanke nicht habe ruhen

lassen, daß das fremde Kind weinend und von aller Welt verlassen, „mutterseelenallein“ die erste Nacht beim Schmied verbringen solle.

„Wird es ‚ihnen‘ aber auch recht sein, wenn du das fremde Kind bei dir aufnimmst?“ bemerkte die junge Frau mit scharfer Betonung, wobei ein fremdartiger Zug an den Lippen herum vorzugsweise mitspielte.

„Will ich denn das Kind behalten?“ meinte Jonathan. „Wenn es ruhig geworden ist, stelle ich es wieder zurück.“

Bella schüttelte zu diesen Worten den Kopf, als läge in der einfachen Handlungsweise ihres Mannes etwas, was sie nicht begriff.

„Du wirst sehen,“ sagte sie, „man wird dir das nachtragen.“

„Wer?“ fragte Jonathan.

„Weiß ich?“ meinte Bella.

Sie rief dann das Mädchen zu sich, um es in der Nähe besser zu besehen; denn sie war kurzsichtig, was ihr, beiläufig bemerkt, bei den Leuten in der „Gasse“, die es lieben, die Wirkungen eines rein körperlichen Gebrechens als die eines sittlichen anzusehen, den Ruf einer „stolzen Frau“ eingebracht hatte. Aber merkwürdigerweise blieb das Mädchen auf der Schwelle der Türe stehen, und trotz wiederholter Aufforderung leistete es nicht Folge.

„Du siehst, das Kind will auch bei uns nicht bleiben,“ rief Bella ihrem Manne zu, „du wirst es zurückgeben müssen.“

„Heute nicht,“ sagte dieser sehr ernst. Dann zu dem Kinde gewendet meinte er:

„Dorothea, willst du nicht mit meinem kleinen Bernhard spielen?“

Das Mädchen blickte mit seinen scheuen, großen Augen zu Jonathan auf.

Dann schritt es langsam bis in die Mitte der Stube

und blieb vor dem kleinen Bernhard stehen. Das währte jedoch nur einen flüchtigen Augenblick. Plötzlich, wie von einem unbezwinglichen Gedanken erfaßt, warf es sich vor dem Knaben auf die Knie. In dieser Stellung sah sie dem Knaben lange, lange in die Augen, als wollte sie dessen Seele aus den verborgensten Hüllen befreiend an sich heranziehen, griff dann an seinen Kopf und schob die schwarzen Härchen fort, damit seine Stirn frei werde, und sagte dann:

„Soll ich dir schöne Geschichtchen erzählen, mein schöner Bernhard? Ich weiß viel solcher Geschichtchen!“

Dem Knaben mochte das fremde Angesicht des Mädchens Vertrauen eingeflößt haben; er nickte zum Zeichen der Bejahung bloß mit dem Kopfe. Wenn er seinen Gefühlen Ausdruck zu geben vermocht hätte, so hätten sie wahrscheinlich dahin gelautet, daß ihm Dorothea ausnehmend gut gefiel.

„So komm! geh mit mir auf die Gasse oder in den Garten, mein schöner Bernhard,“ sagte sie hastig und griff nach dem Knaben, um ihm aufzuhelfen.

Der kleine Bernhard deutete mit dem Finger nach seinem Munde; dann aber, als genügte ihm das nicht hinlänglich, um eine längst bekannte Tatsache auch bei einem Fremden für bekannt vorauszusetzen, kam über seine Lippen ein mißlautendes Lallen, dem es an jeder Wortgliederung fehlte. Maria Dorothea begriff aber schnell, um was es sich handelte.

„Mein schöner Bernhard,“ rief sie und wiederholte diesen Ruf mehrmals hintereinander. Der ganze Jammer ihrer Seele über das Mißgeschick des Knaben drückte sich in diesen wenigen Worten aus. Sie schien es nicht fassen zu können und als einen ungeheuern Eingriff in die Rechte der Kinderwelt zu betrachten, daß dieser kleine Knabe sprach- und wortlos vor ihr saß, während der graue Sperling draußen vor den Fenstern geschwätzig pfeifend seinem Futter nachging.

Dann faßte sie den Kopf des Kindes mit beiden Händen an und drückte ihn an sich, so daß ihre eigenen flachsblonden Flechten über ihn hinwegfielen. Jonathan und seine Frau sahen dem Schauspiele, wie es sich vor ihren Augen entwickelte, sprachlos, aber in tiefer Bewegung zu.

„Du kannst also nicht sprechen, mein schöner Bernhard?“ begann sie wieder, und ein schmerzlicher Klagelaut durchzitterte alle ihre Worte. „Wenn du etwas begehrst, wie machst du das den Leuten bemerklich? Mein schöner Bernhard, mein schöner Bernhard! Wenn du auf die Gasse willst oder in den Garten, da kannst du nicht, wie du gerne möchtest ... sie verstehen dich ja nicht! Und die anderen Knaben, die spielen da unten und laufen dem Drachen nach, wie er sich hoch, hoch bis zum blauen Himmel erhebt, und sie beachten dich nicht! Mein schöner, schöner Bernhard! da werde i ch ja für dich sprechen müssen!“

Dieser letzte Gedanke schien in dem Kopfe des Mädchens eine ganze Reihe neuer Vorstellungen zu erwecken. Sie hielt mit einem Male inne, dann sagte sie hastig:

„Kannst du schon beten, mein kleiner Bernhard?“

Der kleine Bernhard nickte mit dem Kopfe.

„Dann sag es mir vor!“ rief sie vergessend.

„Mädchen!“ sagte die junge Frau stockend, „du siehst ja, er kann dir nicht antworten.“

„Glaub du deswegen ja nicht, Dorothea!“ fiel Jonathan eifrig ein, „daß unser Kind nicht betet. Bernhard hat sein Morgen- und sein Abendgebet, nur daß es ihm vorgesagt wird. Wie er in sein Bett am Abende gebracht wird, sagt man ihm folgenden Spruch vor:

‚Zu meiner Rechten steht Raphael,

Zu meiner Linken steht Michael,

Hinter mir steht Uriel, und über meinem Haupte ist die Herrlichkeit Gottes.‘“

Das hatte Jonathan in jener Sprache vorgebracht, die seit Jahrtausenden den betenden Lippen seines Volkes dient.

„Das ist nichts!“ sagte das Mädchen, nachdem es eine geraume Weile dem Widerhalle dieser fremdartigen Laute gelauscht hatte. „Das ist nichts!“ wiederholte sie, und eine große Enttäuschung war auf ihrem Antlitze sichtbar. „Das verstehe ich nicht, und da kann ich dir auch nicht helfen, mein schöner Bernhard!“

Nach einer Weile, während welcher sich ihre Stirn von einer nachdenklichen Falte beschattet zeigte, sagte sie in großer Erregtheit:

„Das alles kann dir nicht helfen, mein schöner Bernhard! Das kann gut sein für tausend andere Sachen, aber damit du deine Lippen auftust und sprichst wie andere Kinder sprechen, dazu hilft es dir nicht. Ich will dir etwas sagen.“

Sie hatte den Kopf des Knaben wieder an sich gedrückt; ihre Stimme war fast zu einem leisen Flüstern herabgedämpft, als sie geheimnisvoll zu reden begann.

„Es ist das eine Geschichte, die ich dir erzählen will, mein schöner Bernhard. In Urschendorf, was nicht weit von Holzendorf liegt, wo ich zu Hause bin, da ist eine große, große Kirche, so groß, daß ich es dir nicht beschreiben kann. Ich bin einmal mit meiner Mutter dort gewesen, und da hängt vor dem Altar ein großes Bild der heiligen Mutter Gottes. Sie hat ein blaues Kleid an und auf dem Kopfe eine goldene Krone, die glänzt und funkelt, daß man sich die Augen zuhalten muß. Zu der heiligen Mutter Gottes in Urschendorf, was nicht weit von Holzendorf liegt, wo ich zu Hause bin, kommen alle kranken Leute aus der ganzen, ganzen Welt, und wenn sie zu ihr beten: ‚Heilige Mutter von Urschendorf, die du bist gebenedeit, so morgen wie heut', und für alle Zeit! Heilige Mutter Gottes von Urschendorf! So hilf auch mir oder meinem Kinde von seinem Leid!‘

dann wird ihnen geholfen. Dann steht so ein Kind, was früher blind war, auf und kann sehen, wie die anderen Menschen, und ein anderes, das auf Krücken gekommen ist und ein Krüppel war, wirft mit einem Male seine Krücken auf den Boden und kann aufrecht stehen und kann gehen, und ein Kind, das bis dahin stumm war, kann mit einem Male sprechen. Hörst du aber gut zu, mein schöner Bernhard?"

Der Knabe lag lautlos an Maria Dorothea gelehnt.

„Zur heiligen Mutter Gottes von Urschendorf werde ich dich tragen," flüsterte sie nach einer kleinen Unterbrechung weiter, „und die wird dich wieder gesund machen, und dein Vater wird eine Zunge aus Silber anfertigen lassen; die werden wir zu den anderen silbernen Herzen und Füßen und Händen legen, die man der heiligen Mutter von Urschendorf zum Geschenke mitbringt. Und wenn dann die anderen Knaben einem Drachen nachlaufen, der sich in den Himmel hinein erhebt, da wird mein schöner Bernhard unter ihnen sein und mit ihnen laut schwätzen, schreien und jauchzen. Hast du aber auch gut zugehört?"

Der Knabe sah sie mit verständnisinnigen Blicken an und lächelte.

Warum fühlte Jonathan Falk in diesem Augenblicke den Drang in sich, dem Zwiegespräche der Kinder ein Ende zu machen? Welcher unruhvolle Gedanke rüttelte und schüttelte an seiner Seele, daß er es fast bereute, das fremde Mädchen in sein Haus aufgenommen zu haben?

„Dorothea," rief er, „laß jetzt den Knaben. Es ist seine Schlafenszeit gekommen."

Dann rief er, herrisch und strenge, gegen seine sonstige Gewohnheit, um die Magd und befahl ihr, das Kind zu Bette zu bringen. Auch Dorothea solle schlafen gehen; die Magd möge ihr an ihrer Seite ein Nachtlager bereiten.

Als die Kinder sich entfernt hatten, entstand in der Wohnstube eine minutenlange Stille.

Jonathan stand am Fenster und starrte in den verglimmenden Abend hinaus, der sich bereits über den Ringplatz gelegt hatte. Aus der Ferne klangen die Amboßschläge in der Werkstätte Jaroslaw Pateks an sein Ohr. Warum verstärkten sich diese so bekannten Töne zu brausenden und gewaltigen Stimmen in ihm, die alles, alles übertönten?

Endlich sagte Bella, die aufgestanden und hart an die Seite ihres Mannes getreten war:

„Du hast das Mädchen grade im Schönsten unterbrochen, und für Bernhard war die Schlafenszeit, wie du gut weißt, noch nicht gekommen.“

„Ich weiß, ich weiß es!“ rief Jonathan unbegreiflich heftig.

„Ich möchte das Kind für unseren Bernhard behalten,“ sagte Bella nach einer Weile, beinahe zögernd, ob sie diesen Wunsch auch aussprechen solle.

„Red mir nicht davon,“ fiel Jonathan rasch ein, „red mir nicht davon. Was geht das fremde Kind uns eigentlich an? Ich gebe es morgen in aller Frühe wieder seinem Tauschvater zurück.“

Bella entgegnete nichts. Sie ging aus dem Zimmer.

Jetzt erst besann sich Jonathan, daß er über dem fremden Kinde vergessen hatte, das Abendgebet in der Synagoge zu besuchen; nun mochte sie längst geschlossen sein. Er stellte sich nun in jene Ecke seiner Stube, die gegen Osten lag; halblaut, fast geflüstert, drangen die uralten Benediktionen über seine Lippen. Nur als er an die Stelle kam: „Heile uns, Gott, und wir sind geheilt; hilf uns, und es ist uns geholfen,“ da klang seine Stimme voll und laut, und mit kräftiger Entschiedenheit richtete sich die Benediktion an ihrem Schlusse an den, „der da heilet die Kranken Israels!“

So oft Jonathan Falk in der Nacht, die diesem Tage folgte, aufwachte, und es geschah dies öfter, als es sonst vorzukommen pflegte, richtete sich sein erstes Denken auf das fremde Kind, das er vor wenigen Stunden in sein Haus aufgenommen hatte.

Das flachsblonde Haar des Mädchens und die trotzig scheuen Augen kamen ihm nicht aus dem Sinne. Immer mußte er an das geflüsterte Zwiegespräch der Kinder denken; und wie er sich dagegen sträubte und eine „große Narretei" darin erblickte, er konnte eines gewissen nachtönenden Eindruckes nicht ledig werden. Der Entschluß stand in ihm fest, das fremde Kind am anderen Tage dem Schmiede wieder zurückzustellen.

„Sie wird sich zwar die Augen wieder ausweinen," bekämpfte er in sich selbst das aufsteigende Bedenken, „aber gibt es nicht noch mehr Kinder in der Welt, welche weinen? Kann ich mich aller Kinder annehmen? Und dann, was soll mir ein so fremdes Mädchen im Hause? Es bringt nur Unruhe hinein und große Verantwortlichkeit für mich."

Noch mehr befestigte sich dieser Gedanke in ihm, als er, vom Frühgottesdienste der Synagoge zurückgekehrt, in seine Wohnstube trat. Er fand die Kinder schon beieinander; Bernhard saß auf dem Boden, während Maria Dorothea vor ihm auf den Knien lag und ihm die schwarzen Härchen mit einem Kamme glättete.

„Halt dich ruhig," hörte er das Mädchen sagen, „mein schöner Bernhard, ich will dich noch schöner machen."

Zwischen den Kindern herrschte, wie Jonathan sah, die trauteste Bekanntschaft, als hätten sie schon lange Jahre miteinander verkehrt.

Nach dem Frühstück rief Jonathan das fremde Mädchen zu sich.

„Dorothea," sagte er, und seine Stimme klang gewissermaßen beklommen, „du wirst dich jetzt hoffentlich aus-

geweint haben und nicht mehr so kindisch sein, wie du es gestern gewesen bist. . . . Dein Vater hat dich hergebracht, damit du bei Jaroslaw Patek, dem Schmiede, Böhmisch lernst. Das ist keine so arge Sache, wie du wohl glaubst, und du brauchst dir deswegen nicht die Augen auszuweinen. Der Schmied und seine Frau sind gute Leute, und sie werden dich gut behandeln. Und was würde dein Vater dazu sagen, wenn du ihm so ungehorsam bist? Daher will ich dich wieder zu deinen Tauscheltern zurückbringen."

„Sie sind nicht meine Tauscheltern!" rief Maria Dorothea mit einer merkwürdigen Bestimmtheit.

„Auf das Wort kommt es nicht an," meinte Jonathan Falk lächelnd; denn seltsam! kindisches Aufbäumen und Entschiedentun hat für uns große Leute, die so häufig in die Lage kommen, die kräftigsten Äußerungen unserer Willenskraft auf ein bescheidenes Maß herabstimmen zu müssen, etwas Lustiges und Lachenerregendes. „Auf das Wort, meine kleine Dorothea," wiederholte er, „kommt es nicht an. Dein Vater hat es einmal so bestimmt, und ein Kind muß folgen."

Das Mädchen starrte nachdenklich vor sich hin.

„Wenn Ihr mich fortschicken wollt," rief sie mit einem Male, auf den auf dem Boden liegenden Knaben deutend, „so fragt zuerst meinen schönen Bernhard!"

Jonathan Falk versuchte wieder zu lächeln, aber der Ernst seines Gemüts überquoll in diesem Augenblicke jeden leichtfertigen Gedanken. Noch ehe er ein passendes Wort auf die Aufforderung des fremden Kindes gefunden hatte, rief Bella überlaut:

„Soll Dorothea von dir fortgehen, Bernhard?"

Der Knabe blickte zu dem fremden Mädchen auf, dann verneinte er die Frage seiner Mutter mit einem entschiedenen Kopfschütteln.

„Siehst du?" rief Bella, und die Morgensonne be-

schien auf den Lippen der blassen Frau ein siegesfreudiges Lächeln.

Jonathan Falk war aufgestanden und ging in die Fabrik. Hielt er die ganze Sache als kindisches Spiel abgetan oder nur für verschoben? Betrachtete sie auch Bella von diesem Gesichtspunkte? Dachte er an das Wehe seines Kindes, wenn er ihm die so rasch liebgewordene Gespielin wieder entführte? Aber weder an diesem, noch an den weiter folgenden Tagen kam Jonathan auf den schon einmal gefaßten Beschluß zurück, das fremde Mädchen seinem Tauschvater zurückzustellen. Da hier nichts mit Gewalt auszurichten war, so dachte er, würde ihm vielleicht mit der Zeit durch sanftes Zureden gelingen, was ihm jetzt — „so schwer ankam“.

So ward Maria Dorothea in die Familie Jonathans aufgenommen; keiner hätte eigentlich mit Bestimmtheit sagen können, wie es geschehen war. Jonathan hatte zu ihr niemals gesprochen: Bleibe! aber das Mädchen war geblieben. Es war ein eigentümlich geartetes Verhältnis, das einerseits aus stillschweigender Duldung, andererseits aus dem Trotze eines kindischen Kopfes entsprang.

Nachdem einige Wochen ins Land gegangen waren, fühlte Jonathan denn doch das Bedürfnis in sich, seine durch Dorotheas Verbleiben zu dem deutschen Weber entstandene Beziehung gewissermaßen zu regeln. Er schrieb ihm daher einen Brief, worin er ihm auseinandersetzte, was ihn bewogen habe, seiner Tochter einen zeitweiligen Aufenthalt in seiner Familie zu gewähren. Wolle er, so werde er das Kind wieder an Jaroslaw Patek zurückstellen, womit er jedoch glaube, daß dem Mädcheu ein großes Leid geschehen würde; überdies würde sich sein Bernhard darüber außerordentlich kränken, der sich merkwürdig bald an sie gewöhnt habe.

Darauf schrieb der Weber in einer fast unverständlichen Ausdrucksweise zurück, er sei von dem ganzen Vorgange

durch den Schmied Patek bereits unterrichtet. Er wisse übrigens, daß das Kind gut aufgehoben sei, und was das „Böhmische“ betreffe, so werde es in dem Orte, wo so viel „böhmische Leute“ wohnten, die Sprache sich schon zu eigen machen. Kinder seien wie gewisse Singvögel, was man ihnen vorpfeife, das sängen sie nach.

Als Jonathan ihr eines Tages die Erlaubnis ihres Vaters mitteilte, in seinem Hause verbleiben zu dürfen, äußerte sich auch nicht das geringste Zeichen von freudiger Erregtheit auf ihrem Gesichte, und als Jonathan sie scherzend fragte, was sie getan hätte, wenn ihr Vater seine Zustimmung verweigert hätte, sagte sie trocken:

„Frag nur meinen schönen Bernhard, er weiß es am besten.“

„Wie wirst du aber das Böhmische erlernen?“ scherzte Jonathan weiter.

„Herr!“ — mit diesem Worte sprach sie ihn meistens an, während sie trotz der Zurechtweisung Bellas nicht aufhörte, ihn zu duzen — „Herr,“ sagte sie, „du solltest auch kein Böhmisch sprechen. Wenn du es sprichst, verstehe ich dich nicht, und du kommst mir fremd vor.“

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn wir sagen, daß daß fremde Kind im Verlaufe von nur wenigen Wochen ein Element des Hauses geworden war, das man aus dem Rahmen desselben sich gar nicht wegzudenken vermochte.

Das Mädchen schien sich vor allem an die ersten Worte, die sie von Jonathan gehört, halten zu wollen: sie solle mit seinem Knaben spielen. Dieser Aufgabe kam sie vom frühen Morgen bis zur Schlafenszeit mit einer wundersamen Emsigkeit und Regelmäßigkeit nach. Und nicht, daß sie mit Bernhard unausgesetzt spielte, sondern wie sie das Spiel betrieb, war es, was Jonathan Falk, oft für eine gar geraume Zeit, verwundert lauschend auf dem Sitze gebannt hielt. Es gab nichts, was sie nicht in den Bereich des Spieles zog; von

der Kleiderbürste angefangen, bis zum weißen Kachelofen, und vom Kleiderschranke bis zu dem „Misrach“, jener unter Glas und Rahmen an der Ostseite des Hauses aufgehängten Tafel, wohin sich Jonathan wendete, wenn er zu Hause sein Gebet verrichtete — umspann Dorothea alles mit den Fäden ihrer spielenden Einbildungskraft, und es hätte Jonathan gar nicht befremdet, wenn alle diese Gegenstände eines schönen Tages Sprache und Gebärde angenommen und als selbständige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft aufgetreten wären. Sie „verspielte“ seinem Knaben den ganzen Kopf, meinte er zuweilen, und doch hätte er nicht einen Faden, nicht einen Knoten aus dem Zaubergespinste hinweggewünscht, welches Dorothea über das schwarzlockige Köpfchen seines Knaben geworfen hatte. Jonathan begriff es erst jetzt, wie man mit einem Kinde spielen müsse. Seine eigene Frau, die Mutter Bernhards — hatte es nie verstanden.

Nur eines konnte Dorothea nicht ertragen, und ein oft leidenschaftlicher Haß sprach sich dagegen in ihr aus. Das waren die Knaben der Gasse und des Ringplatzes, wenn sie lärmend, jauchzend und schwatzend am Hause vorübertollten, und sie konnte ernstlich böse werden, wenn der Knabe hinunter begehrte.

„Brauchst du denn mit ihnen überhaupt zu spielen, Bernhard?“ sagte sie einmal zu dem Knaben. „Du brauchst sie nicht, denn einmal wirst du ja doch reden können!“

Woran sie dabei dachte, daß sie diese Behauptung so kühn und bestimmt aussprach?

Ihre Abneigung gegen die Knaben der Gasse ging dabei so weit, daß sie trotz ihrer unzulänglichen Kraft den Knaben auf den Armen trug oder sich ihn „huckepack“ aufbürdete, wie sehr ihr dies zuweilen verwiesen wurde, bloß um ihm den Anblick und die lärmende Geschwätzigkeit ihrer Feinde zu entziehen!

Zuweilen nahm sie mit dem Knaben Sprechübungen

vor, und es bot einen seltsamen Einblick in ihr Wesen, wie sie es dabei anstellte. Sie kniete vor dem Kinde auf dem Boden, und Bernhard sollte es ihr nachtun, wie sie ihren eigenen Mund gebrauchte, um einen „ordentlichen“ Laut hervorzubringen. Er mußte bald seine Brust zu einem Hauchtone anstrengen, bald die Lippen spitzen oder die Zähne aufeinander beißen, oder sie hieß ihn die Zunge an den Gaumen legen. Das alles tat sie mit einer bewundernswerten Geduld, obwohl ihr oft Schweißtropfen auf der Stirn perlten. Wie aber alle diese Versuche zu keinem Erfolge führten — denn das von zwei roten Lippen gebildete Instrument krankte an dem Gebrechen, daß es nur mißlautende Töne von sich gab — so meinte sie einmal:

„Mach dir nichts daraus, mein schöner Bernhard! Die Knaben unten auf der Gasse haben auch nicht mit einem Male reden können. Du bist ein Knabe, und einmal mußt du doch reden können.“

Derartige Züge, wie flüchtig und unmerkbar sie sich immerhin äußerten, prägten sich doch der Seele Jonathans tief ein. Er beobachtete das Mädchen häufiger, als er selbst glaubte. Keiner dieser Züge entging ihm; sie lebten so frisch in ihm, daß in späterer Zeit kein einziger seinem Gedächtnisse entfallen war.

Wie kam es, daß in diese Freude an dem Gebaren des fremden Kindes, dessen Liebe zu seinem Bernhard sich in keinem Augenblicke untreu wurde, zuweilen so trübe Schatten sich einstahlen? Daß sich ihr zuweilen eine Bitterkeit aufdrängte, die er nur schwer zu bewältigen hatte?

Dann saß diejenige, die seinem Kinde zunächst stand, weil sie es mit ihrem Blute getränkt hatte, vornehm und blaß auf dem Sofa, ihm und dem Kinde so nahe, die dieselbe Luft der Stube mit ihr einatmeten — und doch voneinander so ferne!

„Kommt über ihre Lippen jemals ein Wort,“ so sprach

es tief und unhörbar in ihm, „wie es dies fremde Mädchen zu Hunderten für mein Kind in Bereitschaft hat? Wenn Bella das Kind zurechtweist, so ist sie voll Härte, und es schneidet mir durch das Herz; wenn sie ihm schmeichelt, verzärtelt und verweichlicht sie es. Es sieht immer so aus, als ob sie dabei auf etwas ganz anderes ihre Gedanken hätte. Woher kommt das?"

An dem Sommernachmittag eines Sabbats spielten die Kinder wieder, wie es ihre Gewohnheit war, auf dem Fußboden der Wohnstube. Ein dickes Buch lag zwischen ihnen, dem die Rolle diesmal zugeteilt war, ein großes, prächtiges Schloß vorzustellen, in welchem sich Tausende von Kindern lustig umhertummelten. Die einzelnen Blätter aber stellten die Kinder vor. Dem Knaben war wahrscheinlich der Einfall gekommen, ein widerspenstiges Kind aus dem Schlosse zu entfernen; er war eben im Begriffe, ein Blatt aus dem dicken Buche zu reißen.

„Was tust du denn, Bernhard," schrie Dorothea, „heute ist ja Sabbat!"

Vom Sofa herüber tönte eine Stimme, scharf und schneidig:

„Dorothea, red dem Kinde keine solche Dummheit vor!"

Warum verweist sie ihr das? Sie nennt das eine Dummheit?

So grollte es tief in dem Herzen eines Mannes, dem diese Worte nicht entgangen waren.

Wo solche Worte ertönen, mögen sie nun in wilder Rechthaberei, äußerlich vernehmbar, in die Welt hinausgeschrien, oder ungehört, aber darum um so bitterer in den entlegensten Räumen der Seele verwunden werden, da wühlen finstere Mächte mit verhängnisvoller Emsigkeit an und in dem Bestande einer Ehe.

Ihr Werk gehört nicht dem lichten Tage an!

2. Zwischen Ruinen.

Vielleicht in keinem Teile des Stadtlebens hat jener Geist, der seit fünfundzwanzig Jahren zerstörend und wieder aufbauend, auflösend und wieder aneinanderfügend, innerhalb desselben waltet, so auffallende Spuren hinterlassen, als in jenen stillen „Gassen“, die so oft der Schauplatz unserer „Geschichten“ waren. Nirgends hat der Pflug, der das neue Saatfeld bereiten sollte, so tiefe Furchen aufgewühlt; nirgends hat die Axt lauter geschallt, als gerade in diesen Räumen.

Blüht und grünt wirklich das neue Saatfeld? Erheben sich neben dem modernden Wurzelstumpfe neue Baumkronen, in denen der Wind rauscht, die der befruchtende Regen befeuchtet? Keinem Auge, selbst nicht dem weitsichtigsten, dem es gegeben ist, die werdenden Formen der Zukunft als feste Gestaltungen zu ordnen, treten die Anzeichen entgegen, daß sich dort über dem bloßgelegten Gerölle eine neue Erdhülle gebildet hat. Wohin du blickst, nichts als verlassene Herdfeuer und verglommene Aschenhaufen! Niemand ist da, der sie wieder anfacht, und selbst wo manche zurückgeblieben sind, gemahnt es dich, als ob sie in träger Verdrossenheit dem Augenblicke ihres Wegzuges entgegengähnten.

So mancher hat vor Jahren den „guten Ort“ besucht, der den Staub seiner Mutter oder seines Vaters in sich birgt. Er hat der Vorausgegangenen gedenken wollen. Noch stand der Stein aufrecht, und er hat die fromme Inschrift in unbezwinglicher Rührung wieder gelesen. Nun ist er wieder einmal gekommen; die Straße, die jetzt der Dampfwagen befährt, führt ihn an der alten, längst verlassenen Heimatstätte vorüber ... warum sollte er, da sich die Gelegenheit bietet, zögern, die da „draußen“ unter den Erdschollen Ruhenden aufzusuchen? Er findet den Stein eingesunken, die Inschrift verwischt und zerwaschen; achtlos schreitet die

Ziege oder die Kuh des Friedhofwächters darüber hinweg, denn das Gras, das dort wächst, ist billig und saftig. . . .

Hüte dich aber zu klagen, daß es so gekommen sei! Von allen Seiten tönt dir die landläufige Redensart entgegen: daß es so kommen mußte. Niemand tröstet dich, niemand entschuldigt den Verfall vor dir. Sind wir da, um deine Toten zu bewachen? Hast du uns bestellt, daß wir das Abgestorbene zu künstlichem Leben erwecken sollen? Wahre und beklage deine Toten wie du willst, wir haben sie lange genug bewacht und geehrt. Jetzt fließt und brandet der Strom des Lebens! Seine Wellen ziehen ins Allgemeine; ihnen wollen wir uns anvertrauen!

Hast du den Mut, diesen Stimmen standzuhalten? Lebt in dir die Zuversicht, daß du nur mit der Elementarkraft eines vorübergehenden Gewitters kämpftest? Daß das finstere Gewölke, sobald es vorbeigezogen, wieder den blauen Himmel hervortreten läßt? . . . Täusche dich nicht. Der Mensch verliert mitten unter Ruinen seine Zuversicht!

Unter den wenigen, die in diesen Jahren der „Gasse“ treu geblieben sind, war vor allen die Familie Jonathan Falks. Es lag dies vielleicht in den eigentümlichen Verhältnissen dieser Familie.

Auch die „Gasse“ hat Erinnerungen, Traditionen und Stammbäume, auf die sie nicht weniger stolz tut, als das „blaue“ Blut auf Burgen und Schlössern. Meistens beziehen sie sich auf das hohe Alter ihrer Ansiedelung in der Gemeinde, oder auf die Abkunft von irgend einem vielvermögenden Ahn, der seinerzeit bei den Großen des Landes oder auf dem Gebiete der „Gotteslehre“ etwas galt. Auch die Bekleidung wichtiger Gemeindeämter gehört in die Chronik dieser Patrizier, die in ihrer „Gasse“ hoch aufgerichteten Hauptes einherschritten, während sie außerhalb derselben ihren Hut demütig vor dem geringsten Amtsschreiber zogen.

In dem großen Wohnzimmer Jonathan Falks hängt ein geschwärztes Bild, das einen noch jungen Mann in der Tracht des siebzehnten Jahrhunderts darstellt. Es war sein Urahn, der ungefähr um die Zeit, als der Dreißigjährige Krieg eben zu Ende gegangen, aus Bayern nach der böhmischen Gemeinde übersiedelt und sich daselbst ein Haus gebaut hatte.

Dieses Haus, massig und wuchtig, war trotzdem nur ein Holzbau nach dem Muster, wie es der Ahnherr in seiner oberfränkischen Heimat vor sich gesehen, aus sogenanntem Fachwerk, hat aber dafür alle Unbilden der Zeit über sich ergehen lassen. Sogar einem furchtbaren Brande, der den größten Teil des Ringplatzes mit Inbegriff der Kirche einäscherte, hat es siegreich widerstanden, und zwar auf eine Weise, die noch jetzt als eine kaum angezweifelte Sage in der „Gasse“ lebt.

Der Ahnherr Jonathans war grade im Begriffe, am Ausgange eines Sabbatabends die „Hawdala“ zu machen. Er hielt in der einen Hand ein brennendes Wachskerzchen, in der anderen ein silbernes Büchschen voll edlen Gewürzes, und eben wollte er die Segensformel über die Scheidung des duftvollen Sabbats von der Gemeinheit der anderen Wochentage beginnen, als das Feuer ausbrach.

Er aber hielt keinen Augenblick inne; er sprach das Gebet zu Ende, und erst nachdem alle Kinder an dem Dufte des silbernen Büchschens, als an dem letzten Reste des Sabbats, sich gelabt hatten, sagte er:

„Ich weiß jetzt, daß unserem Hause nichts geschehen kann.“

Der ganze Ringplatz brannte nieder, das Rathaus und die Kirche ebenfalls, aber an seinem Hause hatten sich die Flammen selbst Einhalt getan.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß das Haus wie alle alten Leute, die „in die Jahre“ kommen, plötzlich — es

war, als ob es in einer Nacht tödlich erkrankt wäre — alt wurde und kurze Zeit darauf abgerissen werden mußte. Es war wirklich seine Zeit gekommen.

Aber mittlerweile war auch sonst eine andere Zeit herangenaht.

Die Leute in der „Gasse" hatten „Besitzfähigkeit" erlangt; sie konnten nun überall, wohin sie ihr Herz zog, Häuser bauen und ankaufen.

Das Haus wurde nicht wieder aufgebaut, denn Benjamin Wolf, der letzte Besitzer desselben, fand es für vorteilhafter, von den Wohltaten des neuen Gesetzes Gebrauch zu machen.

Er kaufte von dem Grafen das große „herrschaftliche" Haus mit den weitläufigen Nebengebäuden und verlegte in die letzteren seine Fabrik.

Benjamin Wolf Falk hatte von acht Kindern nur zwei Söhne übrig behalten. Der ältere von den beiden, ein aufgeweckt frischer Knabe, war noch vor dem dreizehnten Jahre in die weite Welt gegangen. Er war seitdem wie verschwunden, und während die einen behaupteten, „er existiere" nicht mehr, konnten andere, gestützt mehr auf dunkle Gerüchte als auf wahrhafte Tatsachen, die Meinung verfechten, er sei noch ganz „stark" am Leben, und man werde eines Tages sehen, wie sehr sie recht hätten.

Jonathan, der jüngere, war dazu bestimmt, einmal das Haus und die Fabrik zu übernehmen.

Dieser Benjamin Wolf war eine jener gewalttätig angelegten, hochfahrenden Naturen, die nichts durch Überredung, sondern alles durch Zwang sich anzueignen oder an sich zu ziehen verstehen. Seine buschigen Augenbrauen und sein breites Kinn waren in der ganzen „Gasse" gefürchtet. Wenn er in der Gemeindestube etwas durchsetzen wollte, so schlug er auf den Tisch, daß alles zitterte, und dann erst meinte er:

„Ihr anderen könnt tun und beschließen, was ihr wollt, zuletzt muß doch geschehen, was ich will!“

Ist es aber nicht ein eigentümlicher Zug unserer Zeit, daß man das allmähliche Aussterben solcher selbstherrischen, auf ihrem eigenen Ich beruhenden Naturen zu beklagen anfängt?

Als Benjamin Wolf schon lange in der Erde lag, hieß es noch immer hie und dort:

„Schade um die Hand, die so kräftig auf den Tisch geschlagen hat, daß sie jetzt modern muß. Es wäre alles anders geworden!“

Benjamin Wolf hatte frühzeitig seine Frau verloren. Sie war eine Rabbinerstochter von „draußen aus dem Reich“ gewesen, und von ihr vielleicht stammt jener Zug von Weichheit und widerstandsloser Innerlichkeit, den wir an seinem Sohne Jonathan bereits kennen gelernt haben.

Eines Tages brachte man den starken Mann todkrank aus dem Gemeindehause zurück. Er hatte daselbst zu kräftig auf den Tisch geschlagen und bei dieser Gelegenheit einer Hauptader zuviel zugetraut. Vier Wochen lang lag er zwischen Leben und Sterben, seiner Sprache beraubt, die er erst am letzten Tage, am Tage seines Todes, wieder erlangte. Seltsamerweise ließ er grade an diesem Tage die Leute von der „frommen Brüderschaft“ zu sich bescheiden, damit sie mit ihm die üblichen Gebete verrichteten. Gegen abend ließ er sie jedoch alle die Stube verlassen, und nur Jonathan, sein Sohn, mußte zurückbleiben.

„Gib mir deine Hand, Jonathan, mein Sohn,“ sagte er.

Und dann hielt er sie wie prüfend eine lange Weile in der seinen.

„Die Haut ist wie die meines Sohnes Esau,“ rief er dann, auf jene Stelle in der Patriarchengeschichte anspielend, „aber die Hand,“ setzte er mit einem Lächeln hinzu, dem der nahende Tod einen unheimlichen Charakter verlieh, „die Hand

ist die deiner Mutter. Du gerätst ihr nach. Sie hat keine starke Hand gehabt."

Mit geschlossenen Augen lag er hierauf einige Minuten anscheinend tief erschöpft da. Mit einem Male begann er wieder:

„Es kommt eine kuriose Zeit, Jonathan, mein Sohn, für dich! Du hast eine zu feine Hand, wie deine Mutter... und es wird darum viel Leid über dich kommen! Was wird dir dein Frommsein nützen? Sie werden es dir nicht glauben! Deine Hand ist zu fein und weiß! Daran ist deine Mutter schuld!"

Mit verlöschender Stimme sagte er noch:

„Dein Bruder ..., der hat eine stärkere Hand. Sie ist aber zu stark. Vor einem Drucke seiner Hand geht dein ganzes Wesen zugrunde. Was wirst du anfangen, wenn er einmal zurückkommt? Laß ihn nicht ins Haus, Jonathan! Laß ihn nicht hinein!"

Mitten in dieser dunklen Rede bewältigte ihn der Tod.

Damals war Jonathan erst einundzwanzig Jahre alt. Ein Jahr darauf ging er auf die „Beschau" und verlobte sich mit der blassen Bella.

Es verstand sich von selbst, daß Jonathans Ehewerbung in den alt herübergekommenen Geleisen der „Gasse" sich bewegte. Einer ihrer Heiratsvermittler war zu ihm gekommen und hatte ihm in der diesen Leuten eigenen eindringlichen Weise von der „Partie" geredet, die sich in einer großen Gemeinde Mährens befinde und allen Ansprüchen genüge, die der reiche „Fabrikantssohn" zu erheben berechtigt sei.

Darauf war Jonathan Falk in einem fast traumhaft zu nennenden Zustande an einem der Halbfeiertage des Laubhüttenfestes auf die „Beschau" gefahren.

Als er von seiner Reise zurückkam, erfuhr man erst, daß er sich verlobt habe.

Ein halbes Jahr darauf brachte er seine junge Frau in die „Gasse".

Bella, so hieß die junge Frau, fand ein in allen seinen Teilen wohleingerichtetes Haus, daß jeder anderen das Herz darob gelacht hätte. Sie hatte aber nur ein frostkaltes Lächeln für alle die Herrlichkeiten, die sich ihrem Auge boten. Als sie an der Türpfoste des Wohnzimmers die „Mesusah", jenes unter Glas versteckte Pergamenttäfelchen, erblickte, worauf das einzige Wort: „Höre" als Einleitung zu jener gewaltigen Gebetformel, die auf Jonathans Lippen dreimal im Tage wiederkehrte, zu lesen war, fragte sie:

„Was stellt das vor, Jonathan?"

„Das weißt du nicht, Bella?"

„Wie soll ich das wissen?" sagte sie leicht. „Bei uns kennt man solche altmodische Sachen nicht mehr."

Nicht mehr!!

Damals empfand Jonathan zuerst, daß die zwei kleinen Wörtchen einen Bannspruch über seine bisherige Welt ausgesprochen hatten. In seinen letzten Stunden hatte der Vater von der weißen schwachen Hand fast wie ein Prophet geweissagt. War die Stunde bereits gekommen, die beweisen sollte, ob sich die Hand auch kräftig genug bewähren würde?

Wie alle Naturen von dem Schlage Jonathans hoffte auch er von der Zeit eine Änderung dessen, was gleich anfangs seinem Gemüte eine tiefe Wunde versetzt hatte. Für derartige Naturen gibt es nichts Unheilbares in der Welt; wenn es dennoch nicht weichen will, so trägt daran nur die Unzulänglichkeit des menschlichen Könnens die Schuld, dem es nicht gelingen will, das irgendwo vorhandene Mittel aufzufinden. Er trug die Überzeugung in sich, durch Milde, Geduld und sanftes Nachgeben aus Bella das zu machen, was ihm, so jung er auch noch an Jahren war, als der Kern des Lebens vorkam: sein ihm ebenbürtiges Weib! Bellas Unkenntnis in allen „jüdischen Dingen" hatte, nachdem der

erste Unmut verflogen, etwas rührend Unbehilfliches für ihn; er konnte sie ja unterrichten, und wenn sie liebevoll in seine Absichten einging, wie leicht war das Lückenhafte ergänzt, wie bald mußte aus dieser allmählichen Entwicklung ihr ganzes Wesen sich entfalten!

Ihr „Geist" war ihm überlegen, das wußte und erkannte er bald; wenn er aber sich demütig ihm unterordnete, mußte dann nicht aus dieser holdseligen Verständigung eine beseligende Zukunft erwachsen?

Aber er ging dabei von einer falschen Voraussetzung aus, und dieser Irrtum rächte sich schwer an ihm; er glaubte zu lehren und ward belehrt. Er glaubte, daß Bella in den „frommen" Bräuchen und Einrichtungen unwissend sei, und in diesem Punkte mochte man ihn belogen haben, aber mehr als einmal erkannte er, daß Bella von allen diesen Dingen mehr wußte, als seine kühnste Erwartung annahm.

Warum gab sie sich dann als so unwissend aus? Hatte man ihn hintergangen, als man ihm eingeredet, er bekomme an ihr eine in jeder Beziehung zu ihm passende Frau? Dagegen erhoben sich, Verwahrung einlegend, die Stimmen seiner innersten Überzeugung. Er fand im Gegenteile, daß Bella eine wahrhaftige, jeder Lüge abholde Natur war. Aber sie war — eine Spötterin. Sie log nicht, aber sie nahm die Dinge, die ihm selbst so ernst waren, zu leicht und gleichgültig auf. Wenn er sie in dem und jenem Brauche unterwies, setzte sie ihm keinen Widerstand entgegen, aber an der Art und Weise, wie sie sich ihm fügte, empfand er, daß sie nur darum so willig Folge leistete, weil sie es der Mühe nicht wert zu halten schien, sich ob solcher „Kleinigkeiten" zu ereifern.

Wem ein Einblick in derartige Seelen gegönnt war, wird leicht begreifen, daß dieser Gehorsam ohne Demut, diese Fügsamkeit ohne Trotz, dem jungen Ehemanne keine Befriedigung gewähren konnte. Wie ein flatternder Falter

gaukelte sie ihm unter den Händen hinweg, der die Schwere seiner Denkungsart überall in tändelnde Spielerei verwandeln wollte. Er sehnte sich mit dürstenden Lippen nach einem Ganzen, während Bella, bewußt oder unbewußt, dahin strebte, es zu zerstückeln.

Lange Zeit wollte sie es nicht begreifen, warum sie statt der buntfarbigen Decke, die von ihrer Ausstattung herrührte und worauf gar kunstvoll die Wiener Stephanskirche abgedruckt war, am Abende jeden Freitags ein weißes Linnen über den Tisch breiten sollte.

„Geschieht das wegen des Glanzes?“ fragte sie.

„Ja, und weil meine Mutter es auch so gehalten hat.“

„Aber mein Tuch ist ja viel schöner und prächtiger!“ rief sie lustig.

„Es schickt sich aber nicht.“

Am nächsten Sabbattage lag wohl ein weißes Linnen ausgebreitet, aber auf dem Tische prangte ein Blumenstrauß, den sie im Garten am selben Tage gepflückt hatte. Und als Jonathan ihr dies verwies, sagte sie leichthin:

„Ich las einmal in der deutschen Übersetzung eines Gebetbuchs, daß Jehova sich am Opferdufte verbrannter Stiere und Böcke erlabe. Und der Duft meiner armseligen Blümchen sollte ihn beleidigen?“

In diesem Punkte war sie seltsamerweise nicht zu bewegen, ihre leichtfertige Ansicht der Erklärung Jonathans zu unterordnen, daß das „Gesetz“ es so vorschreibe.

„Dein Gesetz und überall dein Gesetz!“ sagte sie unmutig scherzend. „Hat der, der das Gesetz gemacht hat, mich auch früher gefragt? Glaubst du, er hätte es so gemacht, wenn ein kleines Blumensträußchen in einem Glase Wasser vor ihm gestanden wäre? Es ist keine Kunst, etwas zu verbieten, dessen Genuß man nicht versteht.“

Jonathan meinte oft seinen Ohren nicht trauen zu

dürfen, wenn er solche Bemerkungen und Anspielungen aus dem Munde Bellas, seiner Frau, vernehmen mußte.

Glaubte sie das, was sie sprach, oder sprach sie nur das, was sie glaubte? Waren ihr solche Reden anerzogen worden? Und konnte das, was sich so kühn und dabei doch so mutwillig, als ahnte sie es nicht, daß sie damit des Kerns und Inhalts seines bisherigen Lebens spottete, über ihre Lippen wagte, ihr einmal wieder entzogen werden?

Dann gab es wieder Tage und Wochen, wo ihr ganzes Sein wie umgewandelt erschien. Sie fügte sich dann allen Anordnungen ihres Mannes, und auch nicht der leiseste Spott trat über ihren Mund. Er hielt sie dann für beruhigt. Und doch war es nur eine gewisse Müdigkeit, die über die junge Frauenseele gekommen war. Ein einziger Augenblick genügte, um die frische Hoffnungssaat zu zerstören.

Jonathan hatte an einem Freitagabend aus der Vorhalle der Synagoge einen jener fahrenden Gäste mit sich gebracht, die als „Schnorrer" jahraus jahrein von Gasse zu Gasse, von Land zu Land, von Weltteil zu Weltteil streichen. Er wollte ihn nach herkömmlicher Sitte an seinem Tische bewirten.

Sowie jedoch Bella bemerkte, daß der polnische Bettler gemeinschaftlich mit ihr das Mahl teilen sollte, stand sie auf, Schrecken und Zorn im Gesichte, und begab sich in ein anderes Zimmer.

Dort fand sie Jonathan, den Kopf an die Wand gelehnt, heftig weinend.

„Was ist dir, Bella?"

„Schaffe mir ihn fort, aus dem Gesichte! Fort!" schrie sie.

„Den fremden Gast?"

„Ich schäme mir die Seele heraus, daß ich mit solchen Leuten an einem und demselben Tische sitzen soll!" rief sie schluchzend.

„Als meine Mutter noch lebte, haben wir oft vier bis fünf solcher Gäste an unserem Tische gehabt,“ sagte Jonathan bewegt.

„Deine Mutter ...“ rief dagegen Bella und hielt mitten in diesem Ausrufe inne.

Es mochte etwas Bitteres sein, vor dessen Aussprechen sie trotz ihrer Erregtheit dennoch zurückschrak.

Dann hörte sie plötzlich zu weinen auf und sagte trocken und tonlos:

„Meine Mutter hat auch gewußt, was die Sitte und der Brauch verlangt. Sie bewirtete an ihrem Tische nur Gäste, die zu ihr paßten.

Jonathan wollte diese Ruhepause benützen. Er meinte scherzend:

„Welch ein kindisches Weibchen habe ich doch an dir bekommen, Bella! Ein Schnorrer kann dich erschrecken, wie einen anderen eine Maus!“

Sie aber rief wieder mit neu erwachtem Zorne:

„Schaffe mir ihn fort aus dem Gesichte, ich vergehe vor Scham, ich vergehe vor Scham!“

An diesem Abend saß Jonathan allein mit dem fremden Gaste aus Polen und verzehrte stillschweigend sein Mahl.

Es verging eine geraume Zeit, bis Jonathan diesen leidenschaftlichen Vorgang, der ihm Bellas Wesen in ganz neuer Beleuchtung zeigte, in sich selbst zum Schweigen brachte. Einen fremden Gast so zu beleidigen, vor diesem „Schnorrer“, der ihm vom Gesetze gleichsam als ein durch sein „Elend geheiligtes Erbstück“ übergeben ward, Ekel zu empfinden; kein Hehl daraus zu machen, daß das Gastrecht sich nur auf Personen ihres Standes zu erstrecken habe, das konnte Jonathan lange nicht vergessen.

Er hatte sie sein kindisches Weibchen genannt. War das wirklich nur kindisch? Er entschied sich zuletzt für diese Ansicht, weil sie ihm wohltat. Bella war in dem Hause ihrer

Eltern zu fein erzogen worden. Was konnte sie dafür, daß man ihr nicht frühzeitig den Grundsatz eingeflößt hatte, daß jedes Haar auf dem Haupte des Armen gezählt ist vor dem Auge jenes Unsichtbaren, der in allen Höhen und Tiefen waltet?

„Diese Abneigung wird sie,“ so tröstete er sich in drangvollen Stunden, „mit der Zeit sich abgewöhnen.“ Wozu hätte er sie sonst kindisch genannt?

Schwerere Sorge erwuchs ihm aus der täglichen Wahrnehmung, daß Bellas Verhältnis zur „Gasse“ sich immer feindseliger gestaltete. Sie hatte fast gar keinen Verkehr mit den Leuten; sie benahm sich kühl und abstoßend, und man nannte sie darum eine „Stolze“. War es, weil sie als eine Fremde hierher gekommen, durch keinen einzigen Faden mit den Geschichten dieser Menschen sich verknüpft fühlte? Auf Jonathan, dem der Name des kleinsten Kindes in der „Gasse“ vertraut war, machte es stets einen schmerzlichen Eindruck, daß Bella, nachdem sie lange Monate bereits in der neuen Heimat weilte, niemanden zu kennen schien. Sie erkundigte sich oft um die Namen von Personen, die ihr Jonathan an demselben Tage schon mehrmals genannt hatte. Sie hatte weder für die Namen, noch für die Träger derselben ein Gedächtnis. Wenn sie Frauen aus der „Gasse“ begegnete, so wartete sie zuerst ihren Gruß ab; in den meisten Fällen ging sie teilnahmslos an ihnen vorüber.

Jonathan stellte sie einmal darüber zur Rede.

„Warum grüßest du Esther Brandeis nicht, die Frau, die uns soeben begegnet ist? Sie ist älter als du.“

„Du möchtest wohl,“ sagte sie mit ihrem eigentümlichen Lachen, die lang herabhängenden schwarzen Locken schüttelnd, „du möchtest wohl, daß ich Frau Esther Brandeis höflichst zu mir einlade, um mich mit ihr, weil es hier Sitte und Brauch ist, ‚auszuschmusen‘. Schade, daß die deutsche Sprachlehre für diesen vortrefflichen Ausdruck kein geeignetes Plätzchen

hat. Das Wort ‚Konversation' entspricht in keiner Beziehung dem wundersamen Begriffe, der darin enthalten ist. Und warum nicht? ‚Liebe Frau Estherl,' könnte ich sagen, ‚haben Sie das Fleisch schon ausgesalzen? Oder haben Sie in der Speiseröhre Ihrer letzten Gans nicht ein Löchelchen gefunden, und haben Sie nicht darüber zum Rabbiner mit der Frage schicken müssen, ob man die Gans auch essen dürfe? Oder was haben Sie mit dem Messer angefangen, welches neulich durch ein besonderes Unglück Ihrer Köchin in einen Milchtopf geraten ist? Oder wo haben Sie die roten Bänder gekauft, die auf ihrer Feiertagshaube so überaus prächtig glänzen?' O, ich hätte mit der Frau Esther Brandeis gar mannigfache Sachen zu besprechen, und Tag und Nacht würden nicht ausreichen, um mich mit ihr ‚auszuschmusen'."

Das alles sagte sie mit jenem silberhellen Lachen, das jedem anderen herzgewinnend und liebenswert geklungen hätte, nur nicht ihm. Jonathan hörte diese Art Lustigkeit nicht gerne.

„Du meinst also," sagte er ernst, „man könnte mit Esther Brandeis nicht auch ganz andere Dinge besprechen? Man könnte bei ihr sich nicht Rat holen, wenn man ihn braucht?"

„Rat? Warum nicht?" rief Bella mit ungezügeltem Übermute. „Ich habe dir ja bereits gesagt, daß ich sie fragen will, was ich auf den nächsten Sabbat kochen soll."

„Meine Mutter," sagte Jonathan, „mit der der ewige Friede sei, war auch einst jung wie du, und doch hat sie sich in den ernstesten Tagen ihres Lebens mit älteren Frauen, wie diese Esther Brandeis ist, besprochen und beraten. Auch sie ist als eine Fremde von weit drüben in Deutschland hierher gekommen. Meinst du, es habe ihr geschadet?"

„Ich bin eben nicht vom Schlage deiner Mutter!" bemerkte sie schneidig.

In dem kleinen Häuschen, das mitten in der „Gasse"

steht, wohnte die uralte Lehrerswitwe Veile Oberländer. Sie bezog seit mehr als fünfzehn Jahren einen kleinen Jahresgehalt von der Gemeinde, der aber kaum hingereicht hätte, ihre Bedürfnisse zu decken, wenn ihn nicht schon Jonathans Vater in dankbarer Anerkennung, daß seine Kinder einst bei ihrem Manne auf der Schulbank gesessen, durch reichliche Spenden ergänzt hätte. Sie war auf beiden Augen staarblind; wenn sie aber, was selten geschah, durch die „Gasse“ ging, mit einem kurzen Stocke, den sie vorsichtig tastend an die Mauer anschlug, in der Hand, schritt sie so aufrecht und stramm einher, wie es jemandem zukommt, der alle Urenkelkinder der „Gasse“ mit ihrem Namen zu benennen weiß!

Sie duzte alle Leute; ihrer außerordentlichen Klugheit und ihres scharfen Witzes wegen war sie aber so gesucht von denen, die ihr irgend ein Weh ihres Lebens mitzuteilen hatten, als von denjenigen gefürchtet, die ihr zu nahe traten. Wenn man sie wegen ihrer Klugheit berühmte, pflegte sie zu sagen:

„Klugheit? Was ist Klugheit? Klugheit ist, wenn man in finsterer Nacht seine Laterne nicht zu Hause vergißt.“

Und wenn ihr jemand wegen ihrer Erblindung Trost zusprach, meinte sie launig:

„Was beklagst du mich? Was ist denn an so einem Paar Augen? Jeder Hund hat zwei Augen.“

Jonathan behandelte die greise Lehrerswitwe mit großer Ehrerbietung; es war etwas in ihr, was ihn an seine Mutter gemahnte. Dafür stand er auch der kinderlosen alten Frau unter allen Bewohnern der „Gasse“ zunächst.

Veile Oberländer ging nur einmal im Jahre, und zwar am ersten Tage des Osterfestes, „auf Besuch“; der aber galt einzig und allein dem Vater Jonathans, Benjamin Wolf, so lange er lebte, und er wußte auch diese Ehre hoch anzuschlagen.

Vor dieser Frau hatte Bella eine unbezwingliche Furcht; trotz alles Drängens und Zuredens konnte sie es nie über sich bringen, der alten Lehrerswitwe in ihrem Häuschen „die Aufwartung" zu machen, wie sie es nannte.

„Du hast eine merkwürdige Verehrung für alle alten Weiber in der ‚Gasse‘," sagte sie einmal zu ihrem Manne. „Geschieht das nur darum, weil sie alt sind?"

Es war kurz vor der Zeit, die allmählich immer näher rückte, als Bella der Lösung jenes wundersamsten aller Geheimnisse entgegenging, das in den zwei Worten: Mutter und Kind enthalten ist, und vom Urbeginn der Welt an alles Sein und Werden umfaßt. Bella befand sich allein in der Wohnstube, mit der Anfertigung eines jener Gegenstände beschäftigt, an dessen Bereitschaft die ärmste wie die reichste Mutter wie in traumhafter Seligkeit denkt, um es, wenn die Stunde gekommen ist, dem unbekannten, zum Lichte drängenden Wesen als erste Hülle über die nackten Glieder zu werfen. Da ging die Türe mit einem Male geräuschlos auf, und vor ihr stand hoch aufgerichtet, die staarblinden Augen auf sie geheftet, die alte Veile Oberländer.

Bella stieß einen Schreckensschrei aus.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, mein lieb Kind," sagte die Lehrerin. „Ich bin ja keine ‚Benemmerin‘, wenn ich auch alt aussehe. Im Gegenteil! Was mich zu dir führt, will alles andere bezwecken, nur nicht dir etwas benehmen."

Bella wagte kaum zu atmen, als sich die alte Frau unaufgefordert neben sie setzte.

„Dein Mann ist nicht da," sagte sie dann mit jener, den Blinden eigentümlichen Bestimmtheit, die, um ihren hilflosen Zustand vor anderen zu verbergen, ihre Beobachtungen höchst selten in die Frageform kleiden. „Es braucht auch kein Mann dabei zu sein," setzte sie nach einer Weile, nachdem ihre glanzlosen Augen die Stube durchstreift hatten, mit

einer Art festgefrorenen Lächelns hinzu, „wenn so eine alte Frau wie ich und eine junge wie du etwas miteinander zu reden haben.“

Bella murmelte einige unverständliche Worte.

„Du wirst dich wundern, daß ich schon heute meinen Besuch mache, wo es doch bis zu meiner gewöhnlichen Visite noch ziemlich weit ist,“ begann dann die Lehrerswitwe, ihren kurzen Stock zwischen sich und Bella legend. „Beile Oberländer ist eine Frau, die nicht gewöhnt ist, sich den Leuten aufzudrängen; die Leute kommen zu ihr und sie ruft: ‚'s Gott's willkomm!‘ und nicht ein anderer. Und weil du das Weib meines Jonathan bist, der mir lieber ist als ein eigenes Kind, mache ich eine Ausnahme von meiner Regel und Ordnung und komme schon heute. Ein alter Mensch und ein zersprungenes Glas, wie bald bricht das?“

Nach einer Weile rief sie plötzlich ohne jeden Übergang in Stimme und Gebärde:

„Wie heißt du eigentlich, mein lieb Kind?“

Bella flüsterte noch unter dem Eindrucke des ersten Schreckens ihren Namen.

„Den meine ich nicht,“ sagte die Blinde trocken. „Ich meine deinen jüdischen Namen.“

„Ich weiß ihn nicht.“

„Das weißt du nicht!“ rief die Alte mit erhobener Stimme, während ihre lichtlosen Augen sich an einer unsichtbaren Glut zu entzünden schienen. „Das weißt du nicht, und bist doch in einem Zustande, wo es dir sehr vonnöten wäre, es zu wissen? Was wirst du tun, wenn du heute oder morgen abberufen wirst da hinüber, und man fragt dich um deinen Namen und du kannst dich nicht besinnen darauf und weißt auch nicht den Satz herzusagen aus den heiligen Büchern, der auf deinen Namen paßt? Denn ich will dir etwas sagen: Allstündlich, wie Gott den Tag gibt und die Nacht kommen läßt, schwingt der Todesengel sein großes

Schlachtschwert, und wenn er es zurückzieht, fällt ein Blutstropfen hinunter auf die Erde, und wo der Blutstropfen hinfällt, da stirbt ein Mensch! Du hast mich doch gut verstanden, mein lieb Kind?“

Sie bemerkte selbstverständlich nicht, wie Bella voll Entsetzen die Hände an ihr Gesicht gepreßt hielt.

„Dessenthalben,“ fuhr die Lehrerin mit etwas weicherer Betonung fort, „dessenthalben brauchst du noch nicht so zu erschrecken, mein lieb Kind! Ich habe schon Hunderte von jungen Weibern gekannt, die sind erschrocken gewesen wie du und haben doch der alten Veile Oberländer späterhin Dank dafür gesagt, daß sie sie zur rechten Zeit aufmerksam gemacht. Eine, die zum ersten Male Mutter werden will, hat es nötig, daß man ihr manchmal zuruft: Du trägst ein junges Leben in dir, aber es kann auch dein junges Sterben sein! Also bin ich zu dir gekommen von freien Stücken, nicht weil du mich gerufen hast, wie es so viele vor dir getan haben, sondern weil du meines Jonathans Weib bist, um dir zu raten, wie du dich im gegenwärtigen Zustande zu benehmen hast. Höre mir aber gut zu.“

Bella nickte der Blinden zu, so sehr fühlte sie sich in dem Banne der alten Frau.

„Vor allem,“ fuhr die Lehrerin fort, „mußt du deinen Jonathan um deinen eigentlichen Namen fragen. Er weiß ihn gewiß, denn er steht im Heiratskontrakt. Bella ist ein sehr schöner Name und gefällt mir ausnehmend gut, aber ich weiß nicht, ob die da drüben Deutsch verstehen! Dann mußt du ihn bitten, er soll dir in den heiligen Schriften den Satz zeigen, der auf deinen Namen paßt. Ohne den kannst du keine Nacht ruhig schlafen gehen. Und jetzt zu allerletzt kommt das Wichtigste.“

Wieder nickte die junge Frau zustimmend der Blinden zu, und doch war sie kaum ihrer Sinne mächtig.

„In unserem Gebetbuche steht ein Satz, der lautet:

'Buße, Wohltun und Gebet führen das böse Verhängnis vorüber.' An die drei Sachen mußt du jetzt alleweil gedenken, besonders an das letzte, denn damit kannst du das, was im Himmel beschlossen ist, oft umdrehen, daß es nicht eintrifft oder daß es wenigstens verschoben wird. Ich habe dir für deinen Zustand hier etwas mitgebracht."

Sie zog dabei aus ihrer Tasche ein kleines, in schwarzes Leder gebundenes Büchelchen hervor und legte es vor Bella hin.

„Da, wo ich den 'Knetsch' (Einbug) gemacht habe, da steht grade für deinen Zustand ein schönes Gebet, und es ist dazu in hochdeutscher Sprache. Du brauchst dich also davor nicht zu fürchten. Ich lasse dir das Buch zurück, es gehört mir schon seit fünfundsechzig Jahren. Und wenn es dir in der bitteren Stunde, wie ich hoffe, genützt hat, kannst du es auch behalten."

Damit endete die greise Lehrerin ihren Besuch; ohne weiteres Wort stand sie auf und verließ geräuschlos, wie sie gekommen, die Stube. In der Türe wendete sie sich noch einmal um, und indem sie ihren kurzen Stock vor sich ausstreckte, hatte sie sich zu einer Haltung aufgerichtet, die man wahrhaft vornehm nennen konnte.

„Du kannst deinem Mann sagen, Veile Oberländer war da," rief sie, „er wird wissen, warum!"

Spät am Abende dieses Tages kehrte Jonathan zurück. Er fand seine Frau in einem seltsam aufgeregten Zustande; sie weinte und lachte in einem Zuge, ging bald in hastigen Schritten in der Stube auf und nieder, bald setzte sie sich wie todmüde auf das Sopha.

„Was ist das, eine 'Benemmerin'?" rief sie mit einem Male ihrem Manne zu.

„Du wirst doch nicht an die Altbabegeschichten glauben?" sagte Jonathan, der diese Frage wohl verstand, ausweichend.

„Ich will wissen, was eine ‚Benemmerin' ist," schrie Bella mit unbegreiflicher Leidenschaftlichkeit.

„Närrchen," sagte Jonathan lachend, „das sind Weiber, die in den alten Märchen vorkommen. Man sagt, daß sie als Katzen in die Stube der Wöchnerinnen sich einschleichen, und wenn man nicht acht gibt, so vertauschen sie die neugeborenen Kinder oder tun ihnen sonst einen Schaden an."

„Dann ist eine Benemmerin dagewesen," rief Bella mit großer Bestimmtheit, „und da auf diesem Sofa hat sie neben mir gesessen."

„Närrchen!" lachte Jonathan wieder, doch so, daß seine Besorgnis über diese sonderbaren Reden durchklang. „Wie hat sie denn ausgesehen?"

„Sie hat ausgesehen wie . . . Beile Oberländer."

„Großer Gott," rief Jonathan, „wie kommst du auf den Einfall, in meiner alten Beile solch ein böses Weib zu erblicken? Sie ist die treueste Seele auf der Welt. Ich betrachte sie wie meine zweite Mutter!"

Bella lachte überlustig auf.

„Mach' kein so bitter ernstes Gesicht, Jonathan!" rief sie. „Sie ist doch eine Benemmerin, und dieses Büchlein hat sie mir als ihr Geschenk zurückgelassen. . . . Wie soll ich da zweifeln?"

Jonathan nahm das Büchlein zur Hand; schon dessen Titel verriet ihm die Absicht seiner alten Freundin.

„Sie meint es gut mit dir, Bella," sagte er in tiefer Rührung.

„Und da, wo sie den ‚Knetsch' hineingebogen hat," rief Bella in neu hervorbrechender Heftigkeit, „das soll ich beten und oft beten, wie sie gesagt hat. Wie kann ich aber beten, wenn mich jedesmal das Lachen überkommt. Es stehen so närrische Sachen darin, und mein Herz begehrt doch grade jetzt nach ganz anderen Dingen! Da ist die Rede von Isaak, der nur durch einen Widder vom Geschlachtetwerden befreit

wurde; und wie Daniel in der Löwengrube sich benahm; oder wie drei Männer im Feuerofen sich so kühl anfühlten, als spazierten sie auf dem Eis. Was geht mich das alles an, Jonathan? Ich frage dich, was geht das mich an ... und das kleine Wesen in mir? So was soll ich beten?"

Jonathan wagte keinen Einspruch. Der „Zustand" seines jungen Weibes forderte ihn zur Schonung auf.

Dann war, es währte kaum einen Monat, eine Zeit gekommen, in welcher während einiger qualvoller Stunden jener Todesengel, von welchem Veile Oberländer gesprochen, wirklich über dem Haupte des jungen Weibes schwebte. Und als die Nacht vorüber war, und der lichte Morgen herandämmerte, verschwanden auch die Todesschatten, und eine weinende Kinderstimme verkündete, daß ein doppeltes Wesen dem Leben gewonnen ward: eine Mutter und ihr Kind.

In derselben Nacht ließ ein Mann die Pforten der Synagoge weit öffnen, und aus dem Munde von zehn Männern erklangen jene Schmerzenslaute eines Dichterkönigs, die, weil sie schon vor dreitausend Jahren alles Weh einer Menschenbrust umschlossen, von allen Kirchen als Eigentum angeeignet und geheiligt worden sind. Die junge Frau auf ihrem Schmerzenslager ahnte nicht, daß für sie die Pforten der Synagoge um Mitternacht sich aufgethan hatten und daß für sie der uralte Psalter des Königs David leidvoll und klagend angestimmt ward.

Bella sah ihr Kind nur in einem flüchtigen Augenblicke, und seliges Lächeln umspielte ihre Lippen. Dann aber kam unversehens und tückisch einer jener Zufälle, daß es schien, als sei das kaum gewonnene Leben wie auf ein stürmisches Meer geworfen worden. Ein grauenhaftes Fieber durchraste die zarten Glieder, kaum daß es auf wenige Stunden sich bannen ließ. Ratlos lauschte der Arzt den wilden Reden und Träumereien, die unausgesetzt über die Lippen der Kranken drangen. Meistenteils sprach sie von einer Katze

mit großen funkelnden Augen, die durchs Schlüsselloch sehe. Dann schrie sie schmerzlich jammernd, daß man auf ihr Kind acht gebe, Veile Oberländer stehe draußen vor der Türe und wollte es ihr benehmen. Dabei tasteten ihre Hände auf der Bettdecke wie suchend umher, ob das Kind, das sie geboren, auch in sicherer Hut sei.

Endlich hatte sich die Kraft der Krankheit selbst erschöpft.

Eines Tages wachte Bella mit verständig um sich blickenden Augen auf. Sie war genesen. Die erste Frage, die sie an ihren Mann, der neben ihrem Bette stand, richtete, lautete:

„Hast du unserem Kinde auch einen schönen Namen gegeben?"

„Ich habe ihn Benjamin nennen lassen, wie mein Vater geheißen hat."

„Benjamin?"

Bella hatte den Namen silbenweise vor sich hingesagt. Er schien ihr zu mißfallen. An den blassen Lippen zuckte es wie leiser Spott.

„Ich werde ihn Bernhard heißen!" rief sie nach einigem Nachdenken.

3. Mit geschlossenen Lippen.

Mit frohem Lebensblicke, so sollte man glauben, konnten nun Jonathan und sein junges Weib der Zukunft entgegensehen. Wie verschieden sie sich immerhin in der Stimmung ihrer Gemüter und in der Auffassung der ernstesten Dinge gegenüberstanden — die bloße Anwesenheit des ersten Kindes mit dem ganzen Zauberkreise von freudiger Sorge und sorgenvoller Freude mußte genügen, um den jungen Eltern über manchen durch grellen Gegensatz vergällten Augenblick hinwegzuhelfen. Ist doch auf das

Lächeln und Weinen des Säuglings der Bau der Welt gegründet!

An Jonathans Frau machte sich der alte Erfahrungssatz geltend, daß das unberechenbar hin und herschwankende Element des Mädchens erst in dem Mutter gewordenen jungen Weibe seinen oft unerwarteten und allen vorher gefaßten Voraussetzungen wiedersprechenden Abschluß findet.

Wenn man die Leute sprechen hörte, so mußte Bella die glücklichste Frau auf Gottes Erdboden sein. Sie besaß das schönste Haus in der „Gasse“, die Fabrik ihres Mannes hatte einen guten Ruf, sie hatte alles, was ihr Herz begehrte, und jetzt auch ihr erstes Kind. Wahrscheinlich setzte Veile Oberländer noch hinzu: Und einen Jonathan zum Manne!

Mit der Ankunft des Kindes war aber eine leicht bemerkbare Wandlung im Charakter der jungen Frau vor sich gegangen. Statt des silberhellen Lachens lagerte zu Zeiten — und sie stellte sich mehrmals im Tage ein — eine mißmutige Stimmung auf dem lieblichen Gesichte. Wenn sie spottete oder witzig war, so war es nicht wie früher, wo sie spielend und gleichsam nur die Oberfläche berührend, ihren Stachel wirken ließ; ihr Spott und Witz klangen jetzt gereizt, und wenn man aufmerksam hinhorchte, voll jener Schärfe, die sich nicht so leicht vergessen läßt. Hatte sie sich schon früher der „Gasse“ und allem, was damit in Verbindung stand, entfremdet, so trat dieses feindselige Verhältnis von nun an immer schroffer und unverholener auf. Sie verschwieg nicht, ja sie schien sogar eine Art Befriedigung darin zu finden, es jedem, der es hören wollte, ins „Gesicht“ zu sagen, daß die neue Heimat so wenig für sie bedeute, als am ersten Tage ihrer Ankunft.

Mehr als jemals vergaß sie auch die Namen der Leute; ihre näheren Schicksale glitten spurlos an ihr vorüber und verflüchteten sich wie Wasserdunst. Nichts schien in ihr haften

zu wollen; mit keinem Ereignisse des stillen und doch bewegten Lebens der „Gasse“ fühlte sie sich verwachsen. Sie war ein in die Fremde weggewehtes Blatt. Warum hatte es der heimatliche Baum fallen lassen?

Allerdings schien es, als ob Bella, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, nur für ihr „Haus lebte“. Sie war aus allem Verkehr getreten und hatte nur Sinn und Verständnis für ihre Pflichten als Mutter und Gattin. Die Leute, die von ferne standen, vermochten nicht Rühmenswertes genug von der Zärtlichkeit zu erzählen, mit der sie ihres Kindes wartete; aber wer aufmerksamer hinsah, dem entging es nicht, daß in dieser ausschließlichen Pflege eine große Gefahr für die Zukunft lag.

Sie war bereits auf dem Punkte angelangt, daß sie an dem ihrem Kinde Zunächststehenden ein Unrecht beging.

Jonathan war die Wandlung in Bellas Wesen keineswegs entgangen. Hat es aber jemals einen Mann gegeben, der seinem jungen Weibe die einseitigste Bevorzugung seines eigenen Kindes zum Vorwurfe gemacht hätte? Es waren ganz andere Erscheinungen, die seit einiger Zeit anfingen, ihn mit tiefer Unruhe zu erfüllen.

Bella sagte einmal in einer ihrer unlustigen Stimmungen, aber ohne jenes silberhelle Lachen, das sonst einen sonnigen Schimmer über derartige Ausbrüche ihrer Natur warf:

„Eigentlich sollte man jedes Kind erst in seinem siebenten oder achten Lebensjahre fragen: Wie willst du heißen? Bis dahin sollte es einfach ‚Kind‘ heißen. Da setzt sich so ein Vater hin, kaum daß das Kind auf die Welt gekommen ist, und ersinnt oder bestimmt einen Namen, und das Kind kann sich nicht dagegen wehren und schreien: Ich will den Namen nicht! Ich habe einmal zu Hause in unserer Stadt Gefangene des Kriminals gesehen, die haben die Straße gefegt, aber jeder von ihnen hat eine schwere eiserne Kugel hinter

sich geschleppt. So ein Name, den man seinem Kind auf den Weg mitgibt für sein Leben, kaum daß es noch von sich weiß, ist auch eine eiserne Kugel."

„Du sagst das doch nicht in bezug auf unser Kind?" fragte Jonathan aufhorchend. „Nicht wahr, du meinst doch nicht damit unseren Bernhard? Ich habe dir ja nachgegeben."

Bella schien diese Frage nicht beachten zu wollen. Sie fuhr fort:

„Wie mit dem Namen, so ist es auch mit der Religion. Immer dieselbe eiserne Kugel, die man dem armen Kinde an die Füße hängt! Warum wartet man nicht, bis das Kind von selbst kommt und sagt: Ich will eine Religion oder ich will auch keine. Vielleicht sagt es dann auch: Ich will alle Religionen, und das Beste davon will ich für mich behalten. Aber die eiserne Kugel ist immer da! Weißt du, ob so ein Kind, wenn es erwachsen und ein großer Mensch geworden ist, ob es dann nicht fragt: Warum hat man mir die eiserne Kugel mitgegeben?"

„Um Gottes willen," rief Jonathan tief erschrocken, „red' nicht weiter, Bella! Du verstehst ja von diesen Dingen nichts. Denk an dein Kind."

„Das ist so immer die Sprache der Männer," meinte Bella unbarmherzig; „ja das ist so die Sprache von euch Männern! Wenn ihr euch gar nicht zu helfen versteht, dann greift ihr zur Gewalt und sagt zu uns Frauen: Das versteht ihr nicht. Warum soll ich aber das nicht verstehen, was die Zukunft meines Kindes angeht?"

„Die Zukunft deines Kindes," meinte Jonathan, der Bella sehr wohl verstand, „kann die eine andere sein, als die sein Vater gehabt hat und sein Großvater und sein Urgroßvater?"

„Das war einmal," sagte Bella zerstreut; „aber soll denn die eiserne Kugel ewig nachgeschleppt werden?"

Schon fragte sich Jonathan, wenn er nach solchen Auftritten die Einsamkeit aufsuchte: „Gibt es kein Heilmittel für Bellas Zustand?“

Der Rüsttag des Osterfestes war gekommen. Das Kind war nun schon um einige Monate über sein erstes Jahr hinausgeschritten.

An diesem Tage fastete Jonathan für seinen „Erstgeborenen“ vom frühen Morgen bis zum Abende, da das Fest seinen Einzug hielt.

„Warum fastest du heute?“ fragte Bella verwundert.

Jonathan, der sich stets freute, wenn er Bella in „solchen“ Dingen unterweisen konnte, erklärte ihr den uralten Brauch, der die Väter dazu verpflichtet, sich an dem Tage, der einst in Ägypten den Tod von Tausenden erstgeborenen Söhnen — „vom Sohne des Königs auf dem Throne bis herab zum Sohne der gemeinsten Magd“ — sah, für ihre Kinder zu kasteien.

Diese Erklärung gefiel Bella außerordentlich.

Einer Mutter ist jedes, auch das kleinste Opfer, das man für ihr Kind bringt, etwas, was sie mit dankbarem Gemüte annimmt.

„Wirklich?“ rief sie, und ihre Augen leuchteten. „Du fastest für meinen kleinen Bernhard?“

Dann aber, weil sie ihrer Natur keinen Zwang auferlegen konnte, sagte sie mit dem alten Leichtsinn aus den ersten Tagen ihrer Ehe:

„Aber warum mußt du fasten? Warum soll der Mensch überhaupt fasten und seinen Körper abkasteien? Ist das nicht wieder die eiserne Kugel? Oder vielmehr, es ist dieselbe Geschichte wie mit der Blume. Die ganze Woche darf sie duften und blühen, und wenn man will, kann man sie abbrechen. Aber wenn der Sabbat kommt, da ist ihr das Duften strengstens verboten. Da muß die Blume auch fasten! Da muß auch die Blume etwas nachschleppen — die schwere eiserne Kugel!“

Für die jungen Eheleute war indessen eine schwere, schwere Heimsuchung gekommen, ein gemeinschaftliches Leid. Es waren zwei Jahre vergangen.

Der kleine Bernhard hatte bis dahin, trotzdem ihn sein Alter dazu bereits seit längerer Zeit berechtigte, keine Neigung gezeigt, sich — seines Mundes zu bedienen. Er vermochte noch nicht zu sprechen. Außer einigen unartikulierten Lauten hatte man aus seinem Munde noch kein einziges ordentlich gebildetes Wort vernommen; und nicht einmal für die so leicht zu erlernenden Begriffe: „Vater und Mutter" schienen seine Lippen die erforderliche Fähigkeit zu besitzen. Dieser Umstand wurde allerdings zu Anfang kaum beachtet; man hielt das stets für eine Trägheit in der Natur des Knaben, die einmal unvermutet ihren Abschluß finden würde.

Aber eines Tages, als es grade Jahrmarkt gab, hörte Bella vom offenen Fenster herab, wie eine junge Bäuerin, die ihren kaum einjährigen Knaben in einem weißen, über Rücken und Brust geknüpften Tuche mit sich trug, von demselben mit dem Mutternamen geherzt wurde. Ein bitterer Gedanke durchzuckte die ahnungsvolle Seele der jungen Frau. Unten das Bauernkind! — und ihr eigenes hatte noch niemals die Lippen aufgetan, um ihr den süßesten aller Namen, sei es im Schmerz oder in der Freude, zuzurufen. Was wollte das bedeuten?

Von diesem Tage an ließ es Bella an Versuchen der mannigfaltigsten Art nicht fehlen, um das Kind zum Reden zu bringen, aber es blieb jeder Erfolg aus. Noch übersah sie aber keineswegs das ganze Gebiet ihres Leides. Dem Kinde konnte es ja wirklich an der nötigen Willenskraft fehlen, wie das so oft vorkommt; überdies waren ja die Lebensjahre des Knaben noch nicht so weit vorgerückt, als daß sie sich unnötiger Beängstigung zu ergeben hätte.

Sie unterließ also diese Versuche für längere Zeit und litt auch nicht, daß andere sie unternahmen, um das Kind

nicht „umsonst“ zu quälen. Aber einst wurde sie ihrem Vorsatze dennoch untreu. Da sprach sie dem Knaben, den sie auf ihrem Schoße hielt, mit einer Art leidenschaftlichen Ernstes den Namen „Mutter“ so anhaltend und lange vor, daß ihre eigenen Lippen fast ermüdeten. Aber das Kind schwieg. Da, in der Ungeduld ihres Herzens, oder, weil es sie bedünken mochte, daß sie den Eigenwillen des Knaben ein für allemal mit Strenge werde brechen können, überhäufte sie ihn mit Vorwürfen und warf ihm zornige Worte ins Gesicht.

Was geschah? Der Knabe mochte die ganze Größe seines Unglücks erkannt haben: er fing an bitterlich zu weinen.

Dadurch wurde Bella aufmerksam, und mit dem Ahnungsvermögen einer Mutter erriet sie ihr und ihres Kindes Weh.

„Kannst du oder willst du nicht sprechen?“ rief sie angstvoll.

Das Kind sah sie mit Augen an, deren stummen Ausdruck sie von nun an niemals vergessen sollte!

„Wer hat mir das getan? Warum kann das Kind nicht sprechen?“ schrie sie, und diese Wehlaute ertönten so lange und so durchdringend, daß sie Jonathan herbeiriefen.

Anfangs versuchte er, in bewußter Selbsttäuschung der jungen Mntter, die nur zu sehr begründeten Besorgnisse hinwegzuscherzen; aber als sie dann vor seinen Augen die unglücklichen Sprachversuche wiederholte, da erkannte auch er mit bekümmertem Herzen, daß sein kleiner Knabe ein Kind stummer Unbehilflichkeit bleiben werde.

„Wer hat uns das getan? Warum kann das Kind nicht reden?“

So klagte auch Jonathan.

Der eiligst herbeigerufene Arzt kam. Er unterzog den armen Knaben einer langsam anhaltenden und genauen Prüfung.

Wiewohl das Urteil schon in ihm feststand, betastete auch er, wie es schien, jeden Nerv der so zarten Gliederung, und

als sie ihn dann fragend anschauten, antwortete er nur mit einem deutungsvollem Kopfschütteln.

Das Kind war mit einem Gebrechen auf die Welt gekommen, dessen „Natur“ sich vorläufig noch nicht feststellen lasse, erklärte er hierauf, und man werde sich jedenfalls in großer Geduld fassen müssen. Ob es künftig „wie ein anderer Mensch“ werde reden können? Das hänge eben von dieser Natur ab, die schon mehr als ein Wunder verrichtet habe.

„Wer hat uns das angetan?“ rief Jonathan, seinen und seines jungen Weibes Wehelaut wiederholend, als fände er für sein namenloses Leid keinen anderen Ausdruck, als den einer Anklage wider den unbekannten Täter.

„Wer uns das angetan hat?“ schrie mit einem Male Bella. „Du kannst noch fragen wer? Deine ‚Benemmerin‘ hat mir das angetan, deine alte Freundin Veile Oberländer!“

Wie ihm diese Worte durch das Herz schnitten! Wie sie mit Blitzeshelle seinen Abstand von Bellas Fühlen und Denken beleuchteten! Mitten in seinem Grame mußte er sich sagen: Nachdem sie kaum den Ausspruch des Arztes gehört hat, der unser Kind zu einem ewigen Krüppel verurteilt, ist ihr erstes, das sie an einem anderen Menschen ein schreiendes Unrecht begeht, an meiner guten alten Veile! Sie, die mit dem Heiligsten Spott treibt, denkt natürlich nicht daran, daß es eine Schickung Gottes ist, die uns in unserem Kinde heimgesucht hat, denn man hat ihr eingeredet, oder sie redet es sich selbst ein, daß das zu ihrer Bildung nicht passen würde. Warum fällt ihr aber was Abergläubisches ein? Warum denkt sie an so Widernatürliches? Eine „Benemmerin“ steht ihr also höher als Gott!

Von dieser Stunde an blieb es zwischen den beiden Eheleuten schwül. Allmählich beruhigten sich zwar, wie dies in der Natur der Sache lag, ihre Gemüter, sie hatten das Schwerste überstanden, und was als Wehgeschrei sich ihnen entrungen hatte, war milder geworden, da der unglückliche

Zustand ihres Kindes auch nur allmählich fortschritt. Aber Bellas Gemüt blieb verbittert, und es bewahrheitete sich wieder aufs neue die Erfahrung, daß ein gemeinschaftliches Unglück statt die Seelen aneinander zu binden, sich oft wie ein Keil zwischen sie drängt.

Bella vermochte den Gedanken, daß die unheimliche Macht der alten Veile auf die Verunstaltung ihres Knaben Einfluß genommen habe, niemals ganz zu bewältigen.

Er brach immer aufs neue in ihr hervor, immer stand die Gestalt der starblinden Lehrerswitwe vor ihren Sinnen. Sie mochte noch so sehr gegen den Aberglauben, den sie mit ihrem klaren Kopfe erkannte, ankämpfen, er war stärker als ihr Verstand; sie hatte ihn liebgewonnen, sie hatte ihm Leib und Seele gleichsam unterordnet, weil er ihr Trost bot. Sie hatte an ihm einen Kameraden gewonnen, der getreulich zu ihr hielt in — ihrer Abneigung vor der „Gasse" und gegen die Menschen, die in ihr wohnten.

Einmal sagte sie zu sich selbst:

„Mein Mann ist und bleibt gut; er möchte den Boden unter meinen Füßen vergolden, wenn ich es wünschte, und das Kind ist mein alles. Was geht mir also ab? Manchmal weiß ich es so genau und klar, daß ich meine, es sitzt mir in den Fingerspitzen; wenn ich aber danach greife, ist es verflogen. Mein Mann zum Beispiel legt ein großes Gewicht auf jeden alten Brauch. Er und alle, die so denken wie er, haben einen merkwürdigen Hochmut in sich, daß sie am Sabbat ein weißes Tuch auf dem Tische liegen haben müssen, während drüben beim Nachbar der Wochentag sich breit macht. Und auf diesen Hochmut tun sie sich noch etwas zugute und glauben, jenseits einmal einen besonderen Lohn dafür zu erhalten! Einen besonderen Lohn für etwas, was meinen Nachbar niedriger stellt und ihn geradezu beleidigt! Ich möchte nur eines gerne wissen: Könnte die Welt nicht bestehen, wenn ich am Sonntage statt am Sabbat

ein weißes Tuch über den Tisch ausbreitete und darauf einen Blumenstrauß setzte, der am selben Tage von den Stengeln gebrochen ward?"

In diese Stimmung des Hauses trat das fremde Kind, das Tauschkind des tschechischen Schmiedes, ein. Eigentlich hätte niemand, und am allerwenigsten Maria Dorothea, sagen können, welchen Namen ihr Verhältnis zum Hause Jonathans trug. Zwei Jahr waren vergangen, seitdem sie Jonathan von dem Bänkchen der Schmiedewerkstätte hinweg, bloß „um sich bei ihm auszuweinen," bei sich aufgenommen hatte. Aus der einen Nacht waren gar viele hervorgegangen, und niemand hatte es bemerkt. Es war allen, als sei das niemals anders gewesen. War sie die Magd des Hauses? Dafür bewegte sie sich zu frei und selbständig; sie aß am Tische ihres Herrn, und man hatte kein Geheimnis vor ihr. Man befahl ihr nicht; man ließ sie in allen Dingen gewähren. Sie war die Kameradin des Kindes und schien nichts anderes sein zu wollen.

Und es barg sich eine merkwürdige Kameradin, wie wir bereits erzählt haben, in dem fremden Tauschkinde.

Es war ein eigentümliches Gefühl von Ruhe, das Jonathan stets überkam, wenn er fern vom Hause an seinen Knaben dachte und die Unbehilflichkeit des von der Natur mißhandelten Wesens sich vergegenwärtigte, daß er ihn unter dem Schutze Maria Dorotheas wußte. Er konnte sich das schwarzlockige Köpfchen Bernhards nicht mehr ohne das flachsblonde Haar des deutschen Mädchens denken. Wie schön das zueinander stand und ineinander floß! Und wie klug das Tauschkind des Schmiedes seitdem geworden war! Er erinnerte sich nicht, jemals ein einfältiges Wort von ihr gehört zu haben. Was sie tat und sprach, trug das Gepräge gleichmäßiger Bedächtigkeit, und doch schien sie nie etwas zu überlegen. Es kam alles fertig, gelassen und doch anmutend aus ihr hervor. Oft behandelte sie den Knaben, wenn er

sich störrig erwies, mit Strenge; aber die Art und Weise, wie sie den Bann dieser Strenge nicht sogleich, sondern in leisen Übergängen löste, sobald sie merkte, daß Bernhard wieder zum Gehorsam zurückkehre; wie Bernhard niemals gewahr wurde, daß sie eigentlich schwach gegen ihn geworden, hatte etwas für ihn, worüber er nicht genug nachdenken konnte.

„In diesem kaum siebzehnjährigen Mädchen," sagte er oft, „steckt das Talent einer Mutter."

Selbst die sonderbaren Reden, die, ihren kirchlichen Anschauungen entsprungen, ihn am Anfange gradezu beängstigt hatten, waren längst in den Hintergrund seiner Seele gedrängt worden und hatten nichts Beunruhigendes für ihn. Sie führte diese Reden noch jetzt, wie sich überhaupt wenig an ihr verändert hatte, aber wie ganz anders klangen sie jetzt!

Wenn sie in dem einen Augenblicke die Namen des Heilands, seiner Mutter und seines Nährvaters aussprach und gleich darauf ihrem schönen Bernhard das Nachtgebet in der Sprache Zions vorsagte, das sie sich allmählich ganz zu eigen gemacht hatte; oder wenn sie an einem Tage, den zugleich die Kirche und die „Gasse" als einen Feiertag begingen, frühmorgens die Messe besuchte und sogleich nach ihrer Rückkehr für ihren Knaben die festtäglichen Gewänder bereitete; wenn sie am Freitagabende keinem anderen die Sorge überlassen wollte, die Kerzen auf den silbernen Leuchtern anzuzünden, damit Jonathan bei seiner Heimkunft aus der Synagoge alles für den Empfang des Sabbats bereit finde, und ... gleichzeitig ertönte die Abendglocke, und sie betete ein andächtiges Ave Maria, so floß das alles so bunt und vielfarbig durcheinander ... wie eben das schwarzlockige Köpfchen des kleinen Bernhard mit den flachsblonden Haaren Maria Dorotheas!

Wer hatte das Kind des deutschen Webermeisters in diesem Benehmen unterrichtet? Wer war sein Lehrer? Es

stieß nirgends an; mit klaren Augen ging es seinen Weg und strauchelte niemals. Das war für ein unerwachsenes Kind, wie sie noch war, bewundernswert; größere Menschen, das mußte sich oft Jonathan fragen, und die sehr viel gelernt hatten, konnten sie sich anders benehmen? So kam Jonathan, der sich über diesen Gegenstand nicht selten in anhaltendes Grübeln versenkte, allmählich zu einem Gedanken, der ihn zu beherrschen anfing:

Dorothea hatte großen Respekt vor der Religion überhaupt. Das war's, was dem Mädchen sein Benehmen im Hause vorschrieb!

Jonathan befand sich auf einer seiner Geschäftsreisen, fern vom Hause, in einer großen Stadt, als ihm einfiel, daß in den nächsten Tagen der fünfte Geburtstag seines kleinen Bernhard stattfand. Schon der Zustand des Knaben erforderte es, daß man diesen Tag festlich beging. Schritt er nicht einem freudlosen Dasein entgegen, und mußte man nicht jeden Anlaß benützen, um auf diesen vereinsamten Pfad einige Blümchen zu werfen?

So ging er denn in einen Laden, der eine Fülle jener Spielwelt enthielt, daran sich ein Kind erfreut. Er kaufte und kaufte, mehr als Bernhard in einigen Jahren bewältigen konnte, und es tat ihm wohl, den Haufen des „Mitbringens" immer größer und größer werden zu sehen.

„Und für Bernhards Kameradin," flüsterte eine Stimme in ihm, „willst du die vergessen?"

Er ging sogleich in einen anderen Laden. Unter all den preiswürdigen Gegenständen fiel ihm nach langem Suchen ein fertiges weißes Kleid, ein breites blaues Seidenband und ein Kamm aus Schildkröte in die Augen, dessen oberer Teil mit kleinen Kügelchen geziert war, so daß er wie eine gezackte Krone aussah.

Als Jonathan am Geburtstage Bernhards vor den erstaunt leuchtenden Blicken des Mädchens die heimgebrachten Spielsachen auskramte, sagte Dorothea:

„Du hast an eines vergessen, Jonathan, Herr!"

„Was, Dorothea?"

„Du hast mir nichts mitgebracht!"

Das sagte das Mädchen so trocken und gelassen, daß Bella darüber in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Warum lacht die Frau?" meinte Dorothea mit großem Ernste.

„Dorothea hat Gottes Recht," sagte Jonathan; „warum habe ich auch einen so vergeßlichen Kopf?"

Und damit überreichte er dem Mädchen sein von einem weißen Papiere sorgfältig umhülltes „Mitgebrachtes".

Dorothea war ungewöhnlich blaß geworden. Erst hielt sie das Päckchen zaghaft, fast zweifelnd, ob sie es aufmachen sollte, in den Händen, dann preßte sie es krampfhaft an ihr Herz und ging eiligst zum Zimmer hinaus.

Es währte nicht lange, so kehrte sie wieder zurück. Sie hatte geräuschlos die Türe aufgemacht und stand nun vor ihnen, aber in welcher seltsamen Veränderung! War dies noch das Kind des deutschen Webers? Das Tauschkind des tschechischen Schmiedes? Eine liebliche Jungfrau stand vor ihnen. Das weiße Gewand, über welches das blaue Seidenband fiel, umhüllte ihre Glieder, und in den aufgelösten blonden Haaren schimmerte der Kamm, fast wie ein Krönchen anzusehen. Dabei war ihr Antlitz von einer feinen Röte überhaucht. Ihre Augen hielt sie demütig zur Erde gesenkt.

„Dorothea," rief Jonathan, „wie schön bist du!"

Er hielt inne, fast erschrocken über den Widerhall seiner eigenen Worte, und mußte sich abwenden, denn die Bewegung, die ihn erfaßt hatte, war zu gewaltig.

Sie aber warf sich vor dem Knaben, der mitten unter seinen Spielsachen saß, stürmisch nieder, ergriff ihn mit beiden Händen und hob ihn in die Höhe.

„Jetzt, mein schöner Bernhard," rief sie mit einer

Stimme, die ungewöhnlich begeistert klang, „jetzt weiß ich es: Du wirst einmal sprechen können!“

Von nun an zog sie das weiße Kleid mit dem blauen Bande nur bei gewissen festtägigen Anlässen an; seltsamerweise benutzte sie dabei niemals den kronenartig geformten Kamm aus Schildkrötenschale. Regelmäßig geschah dies an jedem Sabbat; in diesem „Aufzuge“ ging sie zumeist, wenn die Sonne warm über dem Ringplatze lag, mit dem kleinen Bernhard nach jenem Bänkchen in der Schmiedewerkstätte, wo es so schön war, zuzusehen, wie einem Rosse, frischweg von dem Amboß, ein Hufeisen angeschmiedet wurde und die Eisenschiene, die um ein Rad gehämmert wurde, so prächtig glühende und spritzende Funken von sich warf! Zwischen dem ehemaligen Tauschvater Jaroslaw Patek und seinem Tauschkinde hatte sich seitdem ein Freundschaftsverhältnis eigener Art gestaltet. Sie hielten oft lange Unterredungen miteinander, die das Sonderbare an sich hatten, daß sie in zwei Sprachen geführt wurden, ohne daß sie eines Dolmetsches bedurften. Jaroslaw Patek sprach tschechisch, Dorothea deutsch. Sie hatte sich die Laute des fremden Idioms zu eigen gemacht, und dennoch kam auch nicht der leiseste Hauch desselben über ihre Lippen. Es bestand eine Art stillschweigender Vertrag zwischen beiden, daß sie sich gegenseitig niemals fragten, woher einer die Sprache des andern verstand. Genug, daß sie sich verstanden.

„Dorothea,“ sagte eines Tages der Schmied zu ihr, „es hat sich neulich einer nach dir erkundigt; ich darf dir aber nicht sagen wer.“

„Was geht's mich an?“ meinte Dorothea gleichgültig.

„Das glaub nur ja nicht,“ bemerkte der Schmied mit großem Ernste, „daß dich der nichts angeht. Er ist ja ein halber Landsmann von dir.“

„Der Kaplan?“ forschte Dorothea.

„Es ist doch merkwürdig,“ zürnte der Schmied in einer

Art scherzender Entrüstung, „wie mich dieses kleine deutsche Mädchen zu überlisten versteht.“

Dorothea kam nachdenklich nach Hause. Selbst ein flüchtiger Blick konnte gewahr werden, daß die Gedanken des Mädchens einer seltsamen Abwesenheit verfallen waren, wie man sie an ihr nicht kannte.

Im Spiele mit dem kleinen Bernhard zeigte sie sich zerstreut. Auch suchte sie durch mehrere Tage das Bänkchen in der Schmiedewerkstätte nicht auf; sie schien es absichtlich zu meiden.

„Was mag mit dem Kinde vorgefallen sein?“ fragte Jonathan seine Frau.

„Mit welchem Kinde, mit Bernhard?“

„Mit Dorothea,“ sagte Jonathan zögernd.

„Die ist kein Kind mehr,“ sagte Bella kurz. „Und dann! soll ich meine Augen auch noch für die Zustände eines fremden Mädchens haben? Ich habe genug auf mich selbst zu sehen.“

Eine Woche später ward Dorothea einmal ausgeschickt, um einen Auftrag auszurichten, der sie vor die letzten Häuser einer halbverfallenen Gasse führte.

Dorothea betrat diese Gegend nicht ohne Herzpochen, denn sie hatte einmal von Jonathan gehört, daß dort der berühmte Dieb „Nacek“ wohne, der mit dem Eigentume der ganzen „Gasse“ jahraus jahrein auf feindseligem Fuße stand; aber Jonathans Haus schonte er, weil eines seiner Kinder in der Fabrik seine Beschäftigung hatte. Wenn er ihr aber doch das Päckchen entriß, das sie in Jonathans Auftrage zu übergeben hatte?

Ohne Gefährdung an Leib und Eigentum richtete sie jedoch ihren Auftrag aus und trat nun den Heimweg an. Es war Abend geworden und in der stillen Gasse kein Mensch zu schauen.

Da kam ihr mit einem Male am Eingang des Hohl=

weges, der die „Dechantei" von der Kirche trennt, so, daß man in die letztere nur über eine Brücke gelangen kann, der junge Kaplan entgegen, den sie aus der Kirche her sehr gut kannte. Weil der Abend noch heiß war, trug er den Hut in der Hand, und man konnte auf seinem Haupte jene lichte Stelle bemerken, die von seiner Weihung zum geistlichen Berufe herrührte.

Pater Urban, der Kaplan, war übrigens wie die meisten seiner Genossen, ein Bauerssohn, und sein bartloses Antlitz verriet auch in den grobkörnigen Zügen seine Abkunft. Aber die Lippen zeigten sich feingeschnitten, und wenn er sie öffnete, sah man erst, daß sie gebieten konnten.

Dorothea war demütig stehen geblieben, um den geistlichen Herrn an sich vorüberschreiten zu lassen. Aber der Kaplan blieb gleichfalls stehen.

„Nun treffe ich dich ja doch, Maria Dorothea," sagte er in langsam gemessenem Tone, wobei er das ganze Wesen des Mädchens wie mit einem Blicke umfing.

Dorothea war ihm nähergetreten, um ihm die Hand zu küssen. Aber er entzog sie ihr rasch, und ein dunkles Erröten flog über sein bartloses Gesicht.

„Du bist ja groß und stark geworden," sagte er, „seitdem ich dich das letztemal gesehen. Es muß dir also ganz nach Wunsch gehen in dem Hause, wo . . . sie den stummen kleinen Knaben haben?"

Dorothea nickte bloß mit dem Kopfe, denn das alles hatte der Kaplan in tschechischer Sprache gesprochen.

„Warum antwortest du mir nicht, Dorothea?" meinte er nach einer Weile.

„Ich kann mich nicht ausdrücken, hochwürdiger Herr," sagte Dorothea, die erschreckten Augen zu dem Sprecher aufhebend.

„Ja, das kommt daher," begann der Kaplan mit gehobener Stimme, es klang aber doch nicht zornig, denn er

schien sich einer großen Selbstbeherrschung zu befleißen, „ja, das kommt daher, wenn das Ei klüger sein will als die Henne, und wenn das Kind sich auflehnt gegen die klugen Absichten seiner Eltern. Das ist ebenso sündhaft, als wenn man sich an dem lebendigen Worte Gottes vergreift und es lästert. Meinst du, als dein Vater dich hierherbrachte, in das Haus des Schmiedes Jaroslaw Patek, da hat er einer blinden Laune gefolgt, bloß damit du die Luft deines Heimatsortes veränderst? Wahrlich, wahrlich, ich sage es dir, Dorothea, damit du aus deinem Irrtum erwachst, das wollte er gewiß nicht, und mein Wort ist dir Bürge dafür, er wollte es nicht, daß du in das Haus jener Leute gehst, um ihr stumm gebornes Kind auf deinen Armen zu hätscheln."

Er hatte, indem er dies sprach, die Hand nach der Gegend ausgestreckt, wo die „Gasse" lag.

Dorothea war dieser Bewegung mit ihren Augen gefolgt. Sie sagte:

„Wer aber soll mit dem armen Knaben sich beschäftigen, hochwürdiger Herr, wenn nicht ich?"

„Dein Vater hat dich nicht dafür zu Jaroslaw Patek gebracht," sagte der Kaplan strenge; „du bist hierher geschickt worden, um etwas zu lernen, nicht um ‚fremde' Kinder abzuwarten."

Dorothea hob den unter diesen Worten gesenkten Kopf auf; sie sah dem Kaplan voll und treuherzig in das Gesicht.

„Ich kann das Böhmische nicht erlernen, und ich kann es nicht sprechen," sagte sie zwar leise, aber mit einer Heftigkeit, die den geistlichen Herrn verblüffte.

„Du kannst nicht?" rief er, indem er dem Mädchen nähertrat.

Dorothea schüttelte den Kopf.

Mit gedämpfter, aber trotzdem vor innerer Bewegung zornig bebender Stimme sagte der Kaplan:

„Es steht in der Heiligen Schrift geschrieben: ‚Du sollst

Vater und Mutter verlassen und mir folgen.‘ Weißt du, was darunter verstanden wird? Ich will es dir erklären, weil du in deiner Einfalt und in der Unwissenheit deines Herzens dich unterfangen hast, gegen ein strenges Gebot zu handeln. Das ist die heilige Kirche unseres Herrn und Heilandes, dessen niederster Diener ich bin. Sie verlangt deinen Gehorsam, wie sie einst den meinen verlangt und erhalten hat.“

„Muß ich meine deutsche Sprache vergessen?“ unterbrach ihn Dorothea schüchtern.

Offenbar störte dieser Einwurf des Mädchens die zu einer längeren Fortsetzung angetane Rede des Kaplans. Er biß sich auf die Lippen, und sein blasses Antlitz wurde für einen Augenblick wieder hochrot. Aber obwohl er noch jung war, schien er doch bereits in jener Schule alt geworden zu sein, deren oberster Grundsatz dem Bändigen der Leidenschaften und des ungezügelten Wortes gilt. Milde und weich, daß jeder Laut von tiefinnerster Rührung erzitterte, sagte er:

„Sieh mich an, Dorothea! Ich bin ein deutsches Kind wie du, und das erste Vaterunser, das man mich beten lehrte, habe ich von meiner Mutter, die eine Deutsche war, gelernt. Bis zu meinem siebzehnten Jahre habe ich nichts als deutsch gesprochen. Von da an habe ich mich aber, wenn auch unter großer Not und Drangsal und unter namenlosen Kämpfen davon abgewendet. Das geschah im Seminar unseres Bischofs, wo ich mich zum Geistlichen wollte weihen lassen, nicht mit einem Male, sondern nur allmählich. Denn als das Licht vor meiner Seele aufging, da habe ich erkannt, Dorothea, daß, wer ein Priester dieses Volkes sein will, ein echter und ein rechter Priester, der muß mit dem Volke dieses Landes in seiner Sprache reden können. Sieh an, Dorothea: diesem Volke gehört seit uralter Zeit das ganze Land, die anderen haben sich nur mit Gewalt oder mit List hier eingeschlichen! Wer hält so zur heiligen Kirche wie dieses Volk? Wer ehrt

so die Heiligen Gottes wie dieses Volk? Wohin du deine Augen wendest, steht eine Kirche, und wo eine Kirche steht, da steigt aus Tausenden von Herzen das Gebet zum Himmel auf: Gott möge dieses Land und Volk vor Untergang bewahren. Überall sonst herrscht Unglaube, Lüge und Zuchtlosigkeit, nur nicht hier! Darum haben sie sich verschworen, dieses Land und Volk zu verderben. Bis auf den Namen wollen sie es ausrotten, und wo früher eine Kirche gestanden ist oder ein Heiliger verehrt wird, da wollen sie ihre zuchtlosen Bilder aufstellen. Keine andere Sprache soll daselbst ertönen, als die ihrer Lüge und ihres Unglaubens. Kann das Gottes Wille sein? Kann es in seinem Willen gelegen sein, daß dieses Volk und Land untergehe? Wer soll es trösten, das rings von Feinden umgeben ist, die auf seinen Untergang lauern? Und so, Dorothea, ist es gekommen, daß ich, der Deutsche ... diesem Volke angehöre mit Leib und Seele!"

Wie traurig klangen die letzten Worte! Dazu kam, daß über den Giebel der „Dechantei" herab ein letzter Strahl der scheidenden Sonne in den Hohlweg sich verlor, so daß das Antlitz des jungen Priesters in einem überirdischen Schimmer leuchtete.

Dorothea fühlte sich vom tiefsten Mitleid bewegt.

„Glaubst du," fuhr der Kaplan nach einer Weile fort, indem er mühsam die von ihm selbst wachgerufenen Geister bezwang, „es ist mir so leicht vom Herzen gegangen, daß ich nicht mehr zu euch gehöre? So oft ich das Vaterunser in tschechischer Sprache beten höre, fällt mir meine Mutter ein. Man kann das so leicht nicht vergessen! Aber wie ich täglich das heilige Meßopfer für den darbringe, der am Kreuze sein Blut für uns vergossen hat, so habe ich auch meinem Herzen gesagt: Bringe ein Opfer für dich selbst dar! Meine Mutter ist tot, und mein Vater ist tot, und alles ist tot in mir, bis auf eins, das nicht sterben

kann, weil es das ewige Leben ist, und das ist die heilige Kirche Gottes!“

Der Kaplan hielt inne; war es, daß er die Wirkung seiner Worte berechnete, die jetzt eines Abschlusses bedurften, oder daß ihn die Wucht seines Geständnisses, wie er es hier einem siebzehnjährigen Mädchen offenbarte, selbst übermannte? Aber was immer sein mochte — die Seele Dorotheas zitterte wie ein Vögelchen unter den gewaltigen Fängen einer Rede, wie sie sie niemals vernommen hatte.

„Hochwürdiger Herr,“ rief sie zaghaft, „was habe ich zu tun?“

„Gib mir zuerst dein Wort,“ sagte der junge Priester, „daß du alles, was du von mir gehört hast, tief in deiner Seele verschließest. Du hast mit deinem Priester gesprochen, und die Welt braucht nicht zu wissen, was er zu dir gesprochen hat. Gib mir deine Hand darauf.“

Dorothea legte ihre Fingerspitzen in die durchglühte Hand des jungen Priesters. Der Hohlweg war menschenleer, aber der scheidende, über den Giebel der „Dechantei“ herabgleitende Sonnenstrahl lag noch immer auf dem Antlitz Pater Urbans.

„Am nächsten Montag,“ begann der junge Priester wieder, feierlich und gemessen, als stünde er auf der Kanzel und verkündete dem Volke ein bevorstehendes kirchliches Ereignis, „am nächsten Montag geht von hier eine Prozession nach Urschendorf zur heiligen Mutter Gottes, um zu ihr, der gnadenvollen Beschützerin, für das Wohl dieses Landes zu beten. Ich selbst werde die Wallfahrt leiten. Am nächsten Montag! Hörst du's? Ich will, daß du mitgehst.“

„Ich will ferner,“ fuhr Urban fort, „daß du dein weißes Kleid anziehst und das blaue Band dazu. Deine Haare lasse herunterwallen, lang und fließend, wie sie dir Gott gegeben hat. Denn du erscheinst vor der Königin des Himmels und der Erde! Rein wie das Herz, das du vor

ihr ausschütten willst, muß alles an dir sein, Dorothea, alles! Vieles hat sich in dir angehäuft, was ihr mildes Auge wegräumen soll! Du mußt ihr daher auch besondere Ehre erweisen. Beim Einzug in die Kirche von Urschendorf wirst du eines von den Bändern halten, das von den Gewändern der heiligen Mutter Gottes ausgeht, die wir mit uns nehmen."

Hierauf machte der Priester das Zeichen des Gekreuzigten über das junge Mädchen und ging.

Der Sonnenstrahl auf dem Giebel der „Dechantei" war gänzlich erloschen.

4. Die Wallfahrt nach Urschendorf.

Als Jonathan am Abende desselben Tages in später Stunde heimkehrte, fand er unter der breitästigen Linde des Gartens, den er zu durchschreiten hatte, eine dunkle Gestalt stehen, die er nicht sogleich erkannte. Er rief sie an; da kam sie ihm entgegen:

„Dorothea," rief er erschrocken, „wie kommst du jetzt hierher? Ist etwas mit Bernhard vorgegangen?"

„Bernhard liegt in seinem Bette und schläft gut," sagte das Mädchen stockend.

„Hast du mir etwas zu sagen, Dorothea?" fragte er weiter.

„Ja, Herr!" sagte Dorothea mit seltsamer, an ihr nicht gekannter Scheu.

„Und warum mußtest du hier auf mich warten?"

„Ich kann dir das nur an einem Orte sagen," meinte Dorothea, „wo mein Bernhard nicht ist."

„So schreckliche Dinge hast du mir zu vermelden, Dorothea?" versuchte Jonathan zu scherzen.

„Jonathan! Herr," begann das Mädchen, „ich will dir nur sagen, daß ich mit der Prozession nach Urschendorf gehe

zur heiligen Mutter Gottes. Ich muß deinen Bernhard zurücklassen."

„Nach Urschendorf?" wiederholte Jonathan, dem dieser Wallfahrtsort schon längst aus dem Gedächtnisse geschwunden war. „Was willst du in Urschendorf?"

„Ich muß auch das schöne weiße Kleid dazu anziehen," fuhr Dorothea fort, Jonathans Frage nicht beachtend; „das blaue Seidenband und meine Haare müssen lang und fließend herabwallen, wie sie mir Gott gegeben hat. Und beim Einzuge in die Kirche von Urschendorf werde ich eines von den Bändern halten, die von den Kleidern der heiligen Mutter Gottes ausgehen; man wird dort für das Wohl des Landes beten, damit die Tschechen von den Deutschen nicht ausgerottet werden, und der hochwürdige Herr Urban selbst wird die Wallfahrt leiten."

Das alles brachte das Mädchen wie eine eingelernte Aufgabe eintönig, ohne Schwung und ohne jenes feierliche Gepräge vor, das seinen Reden sonst eigen war. Es klang wie eine geschäftsmäßige Aufkündigung ihres Dienstes. Von um so größerer Wirkung war es auf Jonathan.

„Du willst also von Bernhard fortgehen?" fragte er zerstreut, als habe er von der Ansprache Dorotheas nichts als die eine Meldung, die ihn besonders anging, herausgehört.

„Ich gehe nach Urschendorf zur heiligen Mutter Gottes."

„Mit einer Prozession willst du gehen?"

„Ja!"

„Dorothea!" rief Jonathan mit einer Heftigkeit, die einem Aufschrei glich.

„Was willst du, Herr?"

„Dorothea," sagte er, den sein eigener Schrei wohl erschreckt haben mochte, ruhiger, „ich kann dir nicht erlauben, von uns fortzugehen, ich kann dir das nicht erlauben! Dein Vater hat dich mir überlassen, und ich muß ihm bürgen für jedes Haar auf deinem Haupte. Warum willst du auch

fortgehen? Ist dir in meinem Hause etwas Schlechtes begegnet? Hat man dich beleidigt? Ich will von Bernhard gar nicht reden! Du weißt, daß das Kind ohne dich nicht leben kann. Ich kann dir das nicht erlauben, ich bin verantwortlich für dich!“

Trotz des Abenddunkels mußte Jonathan den namenlos traurigen Blick bemerkt haben, mit dem Dorothea auf dem Antlitze ihres Herrn weilte.

„Du wirst mich nicht zurückhalten!“ sagte sie; es klang wie bittend.

Jonathans Heftigkeit brach aufs neue aus; seine ganze Natur war wie umgewandelt. Es war, als ob in dieser späten Abendstunde ein giftiger Tropfen vom Himmel gefallen wäre, der sein Blut in eine bis dahin nie gekannte Wallung versetzte, daß es zornig siedete und die Bande seines Leibes zu sprengen drohte.

„Ich leide es nicht,“ rief er, „und mit meinem Willen wirst du nicht gehen, Dorothea! Meinst du, ich habe kein Recht an dich und ich kann dir nichts verbieten? Ich kann dir verbieten, ich kann dir befehlen! Du bist minderjährig, und nach deinem Vater, der nicht gegenwärtig ist, habe ich das größte Recht auf dich.“

„Es ist besser, du läßt mich nach Urschendorf in die Kirche zur heiligen Mutter Gottes gehen!“ unterbrach ihn Dorothea.

Jonathan aber schien den Einwand des Mädchens in seiner Stimmung überhört zu haben.

„Wie ich dich,“ rief er, „von jener Bank in der Schmiedewerkstätte fortgeführt und dich in mein Haus gebracht habe, Dorothea, so wirst du nicht eher aus diesem Hause fortgehen, als bis ich es zugebe! Du hast keinen Willen und darfst keinen haben. Du bist noch ein Kind, und Gehorchen ist deine Pflicht.“

Jonathan sprach noch länger. Stromartig brausten die

wilden Worte einher, ungedämmt schossen sie weiter dahin. Dorotheas Entschluß schien ihm so ungeheuerlicher Natur zu sein, daß kein Beweis, aber auch keine Drohung ihm stark genug dünkten, um ihn zu erschüttern.

Zuletzt rief er:

„Ich leide es nicht, Dorothea! Das ist mein letztes Wort. Meinst du, ich fürchte mich vor deinem Kaplan?"

„Fürchte den Kaplan nicht, Jonathan, Herr!" sagte Dorothea.

Was war mit Jonathan Falk geschehen, daß ihn diese wenigen Worte zur plötzlichen Besinnung zwangen? Wer hatte es ihr verraten, daß er den Kaplan fürchte? ... Er hatte die nötige Fassung wiedergewonnen.

„Dorothea," sagte er, und der Ton seiner Stimme klang heiser, so sehr bemühte er sich, seines leidenschaftlich erregten Zustandes Herr zu werden, „ich habe es mir überlegt! Warum soll ich dich abhalten, in eine Kirche zu gehen, wenn dich die Andacht dazu drängt? Also geh nur mit der Prozession!... Was geht es mich an, ob der Kaplan mitzieht oder nicht? Frage ich deinen hochwürdigen Herrn, ob es ihm genehm ist, wenn ich in meine Kirche gehe? Ich verstehe ja doch nichts von seinem Glauben, so wenig er von dem meinigen versteht. Also geh nur, Dorothea, und putz dich für die Wallfahrt, so schön du kannst. Brauchst du noch mehr Bänder oder dergleichen, so sag's meiner Frau, sie wird dir alles geben."

Mit dieser Lüge auf den Lippen verließ er das Mädchen unter der breitästigen Linde seines Gartens, und mit derselben Lüge im Herzen trat er einige Augenblicke später vor seine Frau hin und teilte ihr in dürren Worten mit, daß er soeben dem Mädchen die Erlaubnis gegeben habe, sich an der Prozession zu beteiligen.

Bella lächelte eigentümlich.

„Mich wundert nur," sagte sie, „daß dir das so leicht vom Herzen gegangen ist."

„Wieso?“ meinte Jonathan scharf aufhorchend.

„Du und eine Prozession!“ sagte sie mit demselben Lächeln.

„Habe ich ihr es denn verwehrt?“ eiferte er. „Habe ich mich etwa dagegen gestemmt, weil es eine Prozession ist?... Sie mag gehen, wohin sie will, und wenn sie zum Papst nach Rom wallfahrten will, kann ich dagegen was einwenden? Aber ich habe neuerdings die Erfahrung gemacht, daß sich im Umgang mit ‚ihnen‘ auf Dank nicht rechnen läßt. Hättest du geglaubt, diese Dorothea werde jemals imstande sein, sich auch nur auf drei Schritte von unserem Bernhard zu entfernen? Und jetzt zieht sie mit einer Prozession?“

„Das ist ja eben das Schöne und Große bei ‚ihnen‘,“ bemerkte Bella mit scharfer Betonung des letzten Wortes. „Überall stehen offene Kirchen und Betstätten in Bereitschaft. Diese Dorothea! Ich weiß nicht, was in ihr vorgeht, aber sie fühlt das Bedürfnis in sich, sich irgendwie auszusprechen. Sie glaubt, daß sie das in dieser oder jener Kirche, vor diesem oder jenem Heiligenbilde am besten tun könne. Sie geht also mit der Prozession! Kannst du mir etwas Ähnliches bei uns entgegenstellen? Wenn ich daran denke, wie mir deine alte Veile jenes ‚Andachtsbuch‘ brachte, worin so viel von der Opferung Isaaks und den Löwen Daniels zu lesen ist, dann ...“

„Was?“ fuhr Jonathan auf.

„Ich stelle ja keine Vergleiche an,“ sagte Bella kurz.

Jonathan aber rief nach einer langen Pause, während der er mit hallenden Schritten in der Stube auf und niederging:

„Jaroslaw Patek, der Schmied, hat mir einmal vertraut, daß er an dem Fortbestande seines Volkes verzweifelt. Ich weiß nicht, ob er recht hat. Mit uns muß etwas Ähnliches vorgehen, denn unsere Weiber haben angefangen, sich abzuwenden ... vom Alten.“

Dorothea verbrachte indessen die wenigen Tage bis zum Montag, an welchem der Auszug der Wallfahrt nach Urschendorf stattfinden sollte, als habe jene Unterredung zwischen ihr und Jonathan unter der breitästigen Linde des Gartens niemals stattgehabt. Es stak eine Art Lustigkeit in ihr, wie man sie an ihr noch nicht gekannt hatte, und grade dann, wenn Jonathan zugegen war. Sie tat ausgelassen mit dem kleinen Bernhard, hob ihn bald stürmisch in die Höhe, als wollte sie ihn mit einem Male fallen lassen, dann wieder versteckte sie sich vor ihm und ließ sich von dem Knaben in allen Winkeln und unter allen Schränken der Stube suchen. Jedem anderen, der das Tun des Mädchens in diesen Tagen beobachtete, wäre es als der Ausfluß einer unnatürlich gesteigerten Stimmung vorgekommen, nur Jonathan beurteilte es anders. Das war die rechte, angeborene Natur Dorotheas! Seitdem sie wußte, daß sie mit der Prozession gehe, trat in ihr die Freude hervor, daß sie aus den Banden des ihr im Grunde des Herzens fremden Hauses erlöst werde. Sie war aufrichtig genug, die wahre Gesinnung nicht zu verbergen; wann hätte es jemals eine andere von ‚ihnen' anders getan?

Früh am Morgen des nächsten Montags ertönte von der Dechanteikirche die Glocke, das Zeichen, daß sich die Urschendorfer Wallfahrt von dort in Bewegung setze. Es währte auch nicht lange, so kam der Zug über den Ringplatz, am Rathause und Jaroslaw Pateks Schmiede vorüber zu Jonathans Hause.

Es war im Frühlinge, und in der Luft schienen tausend und tausend Stimmen zum Lobe der Urschendorfer Mutter Gottes zu summen. Aus der Ferne, immer näher und näher, kam der slawische Kirchengesang, untermischt von weithin hallenden Trompeten und den dumpfen Tönen der Kesselpauken. An der Ecke des Rathauses ward eine große Kirchenfahne, die dem Zuge vorangetragen ward, sichtbar. Bernhard

schlief noch, aber Bella riß den schlaftrunkenen Knaben aus dem Bette und trug ihn ans offene Fenster, „damit er Dorothea sehen könne, wie sie zu ihrer Mutter Gottes wallfahre.“

Jonathan stand in einer Ecke der Stube und verrichtete sein Morgengebet.

Jetzt erschien die Prozession.

Voran trug ein Mann die blauseidene Kirchenfahne, auf welcher der Patron der Dechantei in bunten Farben zu sehen war. Hinter ihr schritt der junge Priester Urban in geistlichen Gewändern, das Haupt entblößt, dann kamen weißgekleidete Mädchen, darunter Dorothea. Den Schluß des Zuges bildeten die Musikanten und ein Haufe alter und junger Frauen in Feiertagskleidern. Als Letzter im Zuge erschien Jaroslaw Patek, der Schmied, in seiner Hand einen riesigen Stock haltend. Das anhaltende Glockengeläute bildete gleichsam die unsichtbare Begleitung.

Dorothea hatte ihr weißes Kleid an, darüber flatterte das breite blaue Band. Ihre Haare wallten aufgelöst über das weiße Kleid hinab, nur der kronenartig geformte Kamm bildete ihren einzigen Schmuck. Sie schritt aufrecht unter ihren Genossinnen, die Blicke weder nach rechts, noch nach links gerichtet.

Als der Zug an Jonathans Hause vorüberkam, rief Bella zu ihrem Knaben, den sie im Arme hielt:

„Schau hin, Bernhard! Wie schön und stolz deine Dorothea ist!“

Aber das Mädchen schritt, ohne die Augen aufzuheben, achtlos vorüber. Jetzt erst schien das Kind zum vollen Bewußtsein seines Jammers gebracht zu sein; die Trennung von seiner bisherigen Gespielin mochte erst jetzt mit aller Macht ihn überkommen. Bernhard fing heftig zu weinen an.

Umsonst suchte Bella den Knaben mit süßen Schmeichelworten zu beschwichtigen, indem sie ihm versprach, Dorothea werde von der Prozession mit den schönsten Sachen heimkommen, und sie sei nur deshalb mit der Wallfahrt gegangen.

„Wozu sagst du ihm das?“ rief Jonathan, der sein Gebet beendigt hatte.

Seine Stimme klang hart und rauh.

„Wozu verzärteltst du das Kind in so unverantwortlicher Weise? Wäre es nicht schon jetzt besser für ihn, wenn du ihm die Lehre einschärftest, daß zwischen uns und ‚ihnen‘ kein Bund besteht? Je früher er das lernt, desto besser kann er sich in Zukunft vor ‚ihnen‘ wahren. Laß ihn weinen, Bella, die Tränen schaden ihm nicht!“

Aber weder an diesem Tage noch an dem darauffolgenden beruhigte sich der Knabe derart, daß man hätte annehmen können, er fasse die Trennung von Dorothea mit dem leichtvergeßlichen Gemüte eines Kindes auf. Mitten im Spiel warf er oft das Spielzeug hastig und wie voll Ekel weit von sich. Der Weheruf um Dorothea schien von seinen stummen Lippen nicht weichen zu wollen.

Um ihn zu beschwichtigen, gebrauchte Bella das uralte Mittel, daß sie ihm die Rückkehr Dorotheas als in jedem Augenblicke bevorstehend in Aussicht stellte. Aber man weiß, wie es in solchen Fällen ergeht. Das Heilmittel verwandelt sich unter der Hand in die Krankheit selbst, und die unbefriedigte Sehnsucht des kleinen Bernhard steigerte sich ins Unendliche.

Jonathan, der das Leiden seines Kindes mit ansah, mußte seiner jungen Frau zugestehen, daß sie sich „in ihrer Art“ alle Mühe gebe, den gerechten Schmerz des Kindes zu beschwichtigen. Aber diese Art war eben nicht nach seinem Sinn. Er befand sich in einer Stimmung, daß er gerne mit scharfen Messern jede Erinnerung an das Mädchen aus seiner und des Knaben Seele geschnitten hätte; mit Feuer hätte er gerne jede Spur, die ihre einstige Anwesenheit verriet, ausgebrannt — und Bella wußte für das Kind keine andere Tröstung, als daß sie ihm die Rückkunft Dorotheas mit der Untrüglichkeit einer Mutter versprach.

„Warum entwöhnt sie nicht den Knaben von ihr?" grollte es in ihm. Warum ließ sie zu, daß das fremde Mädchen sich so tief in das Herz des Knaben einschleichen konnte, daß es jetzt nur mit Mühe daraus entfernt werden kann? Heraus mit ihr! Sie sitzt im Gemüte des Kindes wie ein Wurm mitten im Apfel! Von außen schön, aber drinnen liegt die Verderbnis. Sie muß heraus! Und grade Bella muß darauf dringen, daß auch nicht ein kleines Federchen von ihr zurückbleibt!

An diesen letzten Gedanken klammerte er sich seltsamerweise nunmehr an.

Er begriff nicht, warum Bella nicht alles daransetzte, ihr Kind aus den Banden Dorotheas zu befreien. Keiner wie er konnte ja ermessen — welchen Gefahren Bernhard entgegenging, wenn Dorothea wieder zurückkehrte. Warum sollte allein Bella dieses nicht einsehen?

Oft in diesen Tagen war es ihm, als ob etwas Unheimliches, noch nie Dagewesenes über seinem Hause brüte; und alles führte auf jene Stunde zurück, in welcher er, von einem unglücklichen Mitleid mißleitet, Dorothea bei sich aufgenommen hatte!

Warum hatte sich Bella damals nicht mit Leib und Seele dagegen gestemmt? War sie es nicht gewesen, die den Aufenthalt Dorotheas, der nur eine Nacht dauern sollte, ins Unendliche verlängerte? War sie es nicht gewesen, der die Anwesenheit des fremden Mädchens vom ersten Augenblicke an als etwas sehr Wünschenswertes erschien? Die die fremdartigen Anschauungen Dorotheas guthieß?

Schon war Jonathan so tief in den Irrgang des in ihm gärenden wilden Gedankenlebens geraten, daß er keinen Ausweg aus ihm fand — als seinem Weibe unrecht zu geben. Bella allein trug die Verantwortlichkeit, sie hätte im Keime unterdrücken sollen, was jetzt als üppiges Unkraut sich breit machte. Sie allein trug die Schuld!

Und weil sich dieses Wort von nun an immer klarer und bestimmter vor ihn stellte, daß es in manchen Augenblicken greifbare Umrisse annahm, so fügte es sich unwillkürlich, daß er zuweilen über Bella auch gerecht dachte. Wer hatte Dorothea ins Haus gebracht und war, betört von dem einschmeichelnden Wesen des fremden Mädchens, so schwach gewesen, sie zu beherbergen? Dann überfiel ihn, wenn er an diesen Gedanken gelangte, siedendheiß das Gefühl, er habe Bella etwas abzubitten, er habe vor sein junges, ihm vor Gott und Menschen angetrautes Weib hinzutreten und ein reuiges Geständnis ihm abzulegen. Aber welches Geständnis?

Eines Tages ließ ihm Veile Oberländer durch einen Knaben sagen, er möge zu ihr kommen, sie habe ihm etwas ganz „Notwendiges“ mitzuteilen.

Er erschrak über diese Botschaft. Eine Stimme, die er nicht abzuweisen vermochte, wollte wissen, daß er einer bösen Stunde entgegengehe. Er verbarg aber seine Beängstigung unter der unschuldigen Frage, ob Veile vielleicht krank wäre und ärztlichen Beistandes bedürfe.

„Wohlauf und gesund,“ lautete die Antwort des Knaben, und zum Beweise der vollen Wahrheit zeigte er ihm sein rechtes Ohrläppchen, das noch jetzt wie ein roter Lappen glühte. „So hat sie mich dran gezogen,“ erzählte der Knabe, „weil ich sie nicht sogleich verstanden habe.“

Als der Abend herangebrochen, suchte Jonathan seine alte Freundin auf. Er war nicht wenig bewegt, als er in das dürftige Häuschen eintrat. Wie wollte er vor ihren starblinden Augen bestehen, wenn sie Frage auf Frage an ihn richtete!

Er fand die alte Frau im Lehnstuhle sitzen, dessen Dasein vielleicht nach den Jahren der „Gasse“ selbst zählte, allein in der Stube.

Eine einzige Kerze brannte auf dem Tische, denn trotz

ihrer Blindheit mochte Veile Oberländer Nacht und Finsternis nicht leiden.

„Bist du's, Jonathan, mein Sohn?“ rief sie dem Eingetretenen entgegen. „Wirst wohl erschrocken gewesen sein, als man dir meine Botschaft ausgerichtet hat? Du mußt das einer alten Frau schon nachsehen. Wenn man weiß, daß einen der Bote nicht mehr finden kann, den man soeben fortgeschickt hat, so hat man ein bissele Eile, und ein anderer darf sich darüber nicht aufhalten.“

Jonathan drückte ihr seine Freude aus, daß er sie so wohlauf und rüstig finde, wie noch nie.

Der herzliche Empfang seiner alten Freundin hatte ihm wohlgetan.

„Hast wohl gemeint,“ sagte Veile Oberländer, die blinden Augen auf die Kerzenflamme richtend, „ich will mir die ‚frommen Weiber‘ schon holen lassen? Nein, nein,“ setzte sie mit einem kräftigen Kopfschütteln hinzu, „ich geh' nicht früher fort von hier und ender (eher) leg' ich mich nicht zu meinem guten Mann auf den ‚guten Ort‘, als bis dein Jüngel mir ‚Kadisch‘ nachsagen kann. Wie heißt er doch?“

„Bernhard.“

„Ich will ihn lieber Benjamin heißen,“ sagte sie; „der Name geht mir besser über die Zunge, wenn du nichts dagegen hast. Hast du etwas dagegen?“

Jonathan beteuerte, daß ihm die Nennung dieses Namens aus ihrem Munde bis zu „hundert Jahren“ allezeit willkommen sein werde.

„Andere Leute denken über diesen Punkt anders,“ meinte Veile nicht ohne scharfe Betonung. „Indessen man muß der heutigen Welt jetzt manches nachsehen, und das allerbeste ist, daß man sich mit seinem Weibe verträgt!“

Jonathan wurde auf seinem Sitze unruhig.

Sie aber kam wieder auf den Gegenstand zurück, den sie im Verlauf des Gesprächs hatte fallen lassen.

„Nein, nein,“ sagte sie, und ihr jetziges Kopfschütteln war eine so lebendige Verwahrung gegen alle Sterbegedanken, daß der Tod selbst, wenn er zugegen gewesen, sich scheu davongeflüchtet hätte, „ich tu's nicht anders. Dein Benjamin muß mitgehen, wenn sie mich einmal da hinaustragen, und muß mir meinen ‚Kadisch‘ nachsagen. Ich tu's nicht anders!“

Jonathan fühlte sich von diesen Worten seltsam bewegt. Diese Zuversicht der alten Lehrerswittwe, die am Rande des Grabes und mit starblinden Augen den Tag erschaute, der seinem armen Knaben die Schmach seines Gebrechens abnahm, und daneben dieselbe Überzeugung Dorotheas, des jungen, kaum erst zur Blüte gelangten Mädchens! Woher schöpften die beiden die Kraft ihrer Weissagung?

Ängstlich die Blicke auf die Lippen der alten Frau gerichtet, als ob von dort die Lösung seiner Bangigkeit erfolgen könnte, fragte er Veile, woher sie diese Zuversicht nehme; sei doch der Zustand seines Kindes nach dem Ausspruche der Ärzte nahezu ein solcher, daß eine Besserung nur in weiter Zukunft liege.

„Weite Zukunft!“ eiferte die Blinde. „Hat man nur solche Ausdrücke in meiner Zeit gehört? Was ist weit und was ist nah, Jonathan, mein Sohn? Wenn einem der Zahn wehtut, dann sagen die Doktoren: Der Schmerz wird wieder aufhören, wenn man ihn herausreißt, und wenn einem die Zunge im Munde schon stillesteht, so sagen sie: Ruft die ‚frommen Leut‘‘, es geht zu End'! Das ist ihre Gewißheit! Was aber dazwischen liegt, mein Sohn, davon verstehen sie nicht, was auf ein Quentchen geht. Sie meinen immer sich nur auf ihre Augen und Hände verlassen zu können. Ich aber sage dir, Jonathan, mein Sohn: Veile Oberländer, blind und alt, wie sie ist, weiß doch mehr als sie. Dein Benjamin wird einmal reden!“

Er mußte lächeln. Die eigentümliche Ansicht der alten Frau über das Wissen der Ärzte tat ihm in tiefster Seele wohl.

„Es ist doch merkwürdig,“ sagte er dann halblaut, „daß das fremde Mädchen, welches ich in meinem Hause aufgenommen habe, gleich am ersten Tage dasselbe vorausgesagt hat.“

„Was ist da Merkwürdiges daran?“ meinte die alte Frau. „Das Mädchen, das du bei dir aufgenommen hast, sieht eben mit doppelten Augen. Und weißt du, woher das kommt? Sie hat dein Kind gerne!“

Es war gut, daß Veiles lichtlose Augen das Entsetzen nicht gewahr wurden, mit welchem Jonathan sie anstarrte. Wer hatte ihr das verraten?

„Weißt du aber,“ fuhr Veile fort, „was merkwürdiger ist als das alles? Daß ich mit dir eben wegen des fremden Mädchens habe sprechen wollen, und deswegen habe ich die Botschaft zu dir geschickt.“

„Wegen Dorothea?“ rief Jonathan heftig.

„Weiß ich, wie sie heißt,“ meinte Veile, „und kommt's denn auf den Namen an? Meinetwegen kann sie Dorothea heißen. Ich weiß nur, daß das Mädchen mit seltener Treue und Liebe deinem Kind zugetan ist, wie man dies nicht oft unter ‚ihnen‘ findet. Die Leute erzählen mir Wunder über Wunder, wie sie dein Kind hütet und pflegt, nicht anders, als wenn sie seine ältere Schwester oder gar seine Mutter wäre! Wie sie ihn auf ihren Händen trägt und ihn vergessen macht, daß er eigentlich ein armer Krüppel ist. Was ich aber sagen will, ist, daß so ein Mädchen, und wenn sie hundertmal Dorothea heißt, nicht genug zu schätzen ist.“

„Und doch hat sie das Kind verlassen,“ schrie Jonathan, „und ist mit einer Prozession gezogen.“

„Mit einer Prozession?“ meinte Veile Oberländer, unbeirrt von dem verräterischen Ausrufe des ihr Gegenübersitzenden. „Meinst du das, wenn der Geistliche vorangeht, und hinterdrein kommen Fahnen mit Musik und Trompeten und vielem Volk? Zu meiner Zeit hat man das eine

Wallfahrt geheißen. Wo steht denn aber geschrieben, daß sie nicht mit einer Prozession gehen soll und darf? Das gehört zu ihrem Glauben, wie die Hand zum Körper oder wie das Haus zum Dach. Was willst du darin Übles erblicken? Ich sag' dir, Jonathan, mein Sohn, und horch auf, was dir Veile Oberländer, deine alte Freundin, sagt: ein Mädchen, das zu einem fremden Kinde so steht, wie diese Dorothea, die Tag und Nacht mit ihm ist und seinen Schlaf bewacht und darauf achtet, daß ihm, Gott, der Lebendige, sei davor! kein Unglück widerfährt, die es behütet, daß es nicht fällt, und die es sanft wieder aufhebt, wenn es gefallen ist, die kann auch mit einer Prozession ziehen."

Jonathan war aufgestanden; alles Blut klopfte gegen seine Schläfen und wollte sie sprengen. Solche Worte aus dem Munde der alten Veile hören und dasitzen zu müssen, das Lob Dorotheas zu vernehmen, wie es so beredt, so uneigennützig und so gerecht über die Lippen der Blinden floß! Wie sollte er das ertragen?

Ohne jeden Übergang empfahl er sich der alten Witwe und griff schon nach der Türklinke.

„Was eilst du so sehr?" rief Veile. „Das beste, was ich dir eigentlich sagen wollte, habe ich dir noch nicht gesagt. Über lauter Reden und Reden habe ich die Hauptsache vergessen."

Dabei zog sie aus der Schublade des Tisches ein kleines, in weißes Papier gewickeltes Päckchen hervor.

„Was meinst du, Jonathan, mein Sohn!" fragte sie, „was ich da in der Hand halte? Du wirst es kaum erraten. Es ist nichts, und es ist doch mein alles. Als ich mit meinem Manne (mit dem der Friede Gottes sei, denn er hat ihn verdient) noch Braut war, da haben mich meine Kameradinnen oft ausgelacht und haben gesagt: ‚Veile macht eine schöne Partie; nicht einmal so viel hat ihr Bräutigam, daß er ihr ein Brautgeschenk kaufen kann.' Solche Reden

sind ihm zu Ohren gekommen und haben ihn bitter gekränkt. Was aber hat er getan? Er hat sich den Bissen vom Mund abgespart, hat gedarbt und gehungert, und vierzehn Tage vor unserer Hochzeit hat er mir das gebracht."

Sie öffnete bei diesen Worten das vor ihr liegende Päckchen; ihre alten Hände zitterten dabei so sehr!

Ein Paar alter, fast glanzloser Ohrgehänge lag darin, glanzlos wie ihre Augen.

„Wenn du dir diese Ohrgehänge ansiehst, Jonathan," sagte sie mit kräftiger Stimme, denn sie wollte stärker sein als die Schwäche, die sie zu übermannen drohte, „so kennst du auch die Geschichte. Du weißt, ich bin eines armen Lehrers Weib gewesen — aber mein Brautgeschenk habe ich doch niemals von mir gegeben, niemals, in keiner Not des Lebens, und Gott, der Lebendige, im siebenten Himmel da droben, weiß, was ich mir immer dabei dachte, wenn es im Gebete heißt: ‚Schreib uns ein in das Buch der Nahrung und der Verpflegung.' Da ist mir diese Woche in einer Nacht, wo ich nicht schlafen konnte, eingefallen: ‚Veile, wem hinterläßt du diesen, deinen einzigen Reichtum? Willst du ihn verkaufen lassen, damit man dir nach deinem Tode davon „Kadisch" nachsagt? Was hab' ich aber von einem fremden „Kadisch"? Dann ist ja dein Knabe da!' Und wie ich so liege und nachdenke, und es gehen mir tausenderlei Sachen durch den Kopf, da ist mir, wie wenn mir's Gott selbst eingegeben hätte, das fremde Mädchen eingefallen, das sich bei dir im Hause aufhält, und ich habe zu mir selbst gesagt: ‚Sie hat dein Kind gerne, sie hütet und wartet es, sie ist wie eine Mutter zu ihm! Für die und keine andere bestimme deinen einzigen Reichtum!' Und darum habe ich dich eben zu mir berufen, Jonathan."

Sie tastete vor sich hin, bis sie Jonathans Hand gefunden hatte, in die sie das wieder geschlossene Päckchen mit den Ohrgehängen legte.

„Nur um eines wollt' ich dich noch bitten, Jonathan!" sagte sie dann. „Heb die Ohrgehänge einstweilen bei dir auf. Es versteht sich von selbst, bis nach meinem Tode. Dann aber bestimme du selbst, wann du sie dem Mädchen geben willst, und sag ihr dabei, sie kommen von der alten Veile Oberländer, der Lehrerswitwe, und sind für die Lieb' und Treue, die sie deinem Kinde erwiesen hat. Und jetzt, Jonathan, mein Sohn, halte dich nicht länger auf. Gut' Nacht."

Ohne ein weiteres Wort hatte Jonathan die Stube verlassen.

Der Nachlaß der alten Frau lag in seiner Hand!

5. Die Stimme des Volkes.

Zu diesen inneren Bedrängnissen einer einsam stehenden Menschenseele, die gleichsam einen geheimen Verschluß besaß, dessen Zugang ihr nur selbst bekannt war, gesellten sich um diese Zeit auch äußere.

Das ganze Land, von dem versteckten Gebirgsweiler angefangen, bis hinein in die palästereichen Straßen der Hauptstand, befand sich in tiefster Aufregung. Wie das Blut eines in schweren Fieberträumen liegenden Kranken, so zuckte eine fast an Wildheit streifende Bewegung durch alle Glieder des weitgestreckten Gebietes!

Besonders in jenen Gegenden, wo sich tschechisches und deutsches Blut gegenüberstand, war es anzusehen, als ob ein Brudermord in grauenhafter Stille sich vorbereite.

Slawen und Deutsche sahen sich gegenseitig in das Weiße ihrer Augen, und was daraus hervorblickte, war auf der einen Seite Haß und Verachtung, auf der anderen gefaßter Kampfesmut des Schwächeren. Wohin man blickte, schien selbst die kleinste Hantierung auf den bevorstehenden Kampf vorzubereiten.

Es standen nämlich in nächster Zeit die Wahlen in den Landtag bevor.

Schon zeigten sich überall die Vögel, die dem Sturme voranflogen. Denn seitdem in den Jahren der Bewegung jenem Lande eine neue Rechtsordnung gegeben ward, ist das Wählen dort nicht die Lebensäußerung rühriger und auf jeden Geviertschritt errungenen Bodens eifersüchtig wachender Parteien — ein Wirbelwind rafft sich auf, und wenn man dem Kundigen glauben will, kommt er aus den eisigen Steppen des fernen Rußland und fährt über Land und Leute!

Auch in Jonathans Heimat hörte man bereits das Rauschen der Bäume, in deren obersten Wipfeln sich der Sturm zuerst verfangen hatte.

In den Wirtshäusern saßen unbekannte Personen, die aus der Hauptstadt gekommen waren und nun bei schäumenden Biergläsern den in hellen Haufen um sie gescharten Bürgern erklärten, was der alte, im Laufe der Jahrhunderte eingeschlafene, jetzt aber wie der „böhmische Löwe“ erwachte Schlachtruf zu bedeuten habe: Slawen gegen Deutsche! Und wenn die Rede verklungen war, da erscholl, wie auf ein gegebenes Zeichen, ein anderer Ruf aus den Kehlen der Zuhörer, heiser und leidenschaftlich heiß:

„Wir ergeben uns nicht!“

Oben auf dem Ringplatze, nicht weit von der Schmiede, hatte der Wahlagent aus der Hauptstadt, ein junger Student, seine Rednerbühne aufgeschlagen, allerdings nicht unter freiem Himmel, sondern am Tische des vornehmsten Wirtshauses. Aus seinen wilden Reden an die „Söhne Libussas“ konnte man neben greulichen Flüchen und Verwünschungen des deutschen Wesens das eine heraushören, daß es der Wille und der Beschluß des hohen „Komitees“ sei, diesmal auch Leute aus der „Gasse“ in den Landtagssaal zu entsenden.

Zwar diese Leute sitzen wie die Geier über dem „Aase“ der Landeswohlfahrt; sie nährten sich vom „Marke des

Landes“ und halten es mit den fremden eingewanderten „Verrätern“. Aber die „Nation“ ist edelmütig und verzeiht ihren Feinden! Mögen sie reumütig zurückkehren, die Hand ist offen, die sie wie Brüder empfängt. Wenn sie aber verschmähen, herzhaft einzuschlagen, wenn sie den verfluchten Bund mit den Landesverrätern und Verderbern nicht aufgeben wollten, dann werde man wissen, wohin sich die geballte Faust der „Nation“ zu richten habe. Dann — Tod den Deutschen und — ihnen!

Unten in der „Gasse“ die Leute hörten wohl die wilden Locktöne, die der Student aus der Hauptstadt oben an der Wirtshaustafel so meisterhaft blies. Mitten aus der Friedensschalmei vernahmen sie jenen blutlechzenden Schlachtruf, und sie hatten beschlossen, ihm nicht zu folgen. Nur wenige von ihnen waren zaghaft genug, die Botschaft des „Agenten“ als volle Wahrheit anzuerkennen und wollten mit der „Nation“ am Tage der Wahlabstimmung gehen. Die meisten von ihnen hatten aber den klugen Entschluß gefaßt, ihr Augenmerk auf die „Fabrik“ zu richten. Was die Fabrik als das größte „Geschäft“ beginnen werde, das wollten auch sie tun. Wenn Jonathan Falk für die „Nation“ sich aussprach, so sahen sie nicht ein, warum sie mit ihren Stimmen zurückhalten sollten, sich gleichfalls für sie auszusprechen.

Jonathan aber hatte schon zu wiederholten Malen laut und öffentlich, daß es jedermann hören konnte, erklärt, er für seine Person werde nicht mit Leuten gehen, die mit Kreuzen und Fahnen unter Anführung von Geistlichen auf irgend einen Berg ziehen, um daselbst in einem „Tabor“ mörderische Beschlüsse gegen die Deutschen zu fassen. Alles in ihm bäume sich dagegen auf, und sein Vater würde sich im Grabe herumdrehen, wenn er anders dächte.

An diesem Standpunkte hielt Jonathan fest; er entsprach vollständig seiner feingearteten Natur.

In diesen Tagen hatte ihm der Briefbote eine deutsche

gedruckte Zeitung, die in der Hauptstadt erschien und eigens an seine Adresse gerichtet war, überbracht, worin unter anderen „Korrespondenzen vom Lande“ folgendes zu lesen war:

„Zorn und Gram zugleich müssen die Seele eines jeden Patrioten erfassen, wenn er dem Treiben gewisser Leute in unserem Vaterlande zusieht. Nicht genug, daß sie ihre seit Jahrtausenden an dem Fette der Völker feistgewordene Vampirnatur niemals verleugnen können, stehen sie auch dem Schmerzenskampfe unseres armen Landes mit verschränkten Armen gegenüber. Das Vaterland mag sich in Krämpfen winden wie ein Schwerverwundeter, dem der giftige Pfeil des Feindes im Leibe sitzt, sie denken nur daran, wie sie das Gewand billig zum Kaufe bekommen werden, welches man dem wehrlosen Toten auszieht. Das Geschick des Landes, welches sie nährt und geboren hat, ist ihnen gleichgültig! Nun wohl, man muß diesen Leuten zeigen, daß uns ihr Geschick nicht gleichgültig ist!

Wir kennen einen ‚Fabrikanten‘ dieses Volkes, der eine Ehre darein setzt, unser Volk und Land zu beschimpfen. Er hat erklärt, seine Stimme einem ‚Deutschen‘ geben zu wollen, und da er und seinesgleichen gewöhnlich einmütigen Sinnes sind und — ‚handeln‘, so wird sein Beispiel auch von den anderen befolgt werden. Diesem Fabrikanten und seiner Sippe sagen wir nur eines! Mögen sie es beherzigen!

Die Vampirsage ist eine slawische Sage. Noch besteht in einigen Gegenden des großen Slawengebietes ein uralter Brauch, wie man — gegen Vampire verfährt. Wenn jemand im Dorfe stirbt, der im Verdachte stand, im Leben ein Vampir gewesen zu sein, dessen Grab wird um Mitternacht eröffnet, und durch das Herz der Leiche wird ein spitzer Pflock gebohrt; dann hört der Spuk im Dorfe auf.

Die Nutzanwendung liegt nahe. Soll der Spuk in unserem Lande aufhören, daß sich fremde Menschen gegen den Willen der ‚Nation‘ auflehnen, so muß man es mit ihnen

machen wie unsere slawischen Brüder mit ihren Vampiren. Mitten durch das Hab und Gut dieser Leute, woran bekanntlich ihr Herz hängt, muß ein glühender Pflock getrieben werden. Dann werden sie erkennen, daß wir noch Herren unseres Landes sind, und die ‚anderen‘, die ihre Verwandten draußen ‚im Reich‘ haben, werden es sich merken . . .“

Als Jonathan das gedruckte Blatt zu Ende gelesen hatte, schob er es unwillig von sich; er verstand offenbar dessen Inhalt nicht. Was gingen ihn die Vampire an, von denen darin mehr als nötig die Rede war? Vielleicht hätte er, wenn man ihn strenge geprüft, nicht einmal sagen können, worin denn solch eine Vampirnatur eigentlich bestand. Er ahnte jedoch mehr, als er es klar wußte, daß damit etwas Gemeinschädliches und Fürchterliches gemeint sein müsse. War er ein solcher Vampir? Konnte er, konnten die anderen Leute in der „Gasse“ darunter verstanden sein?

Je mehr er aber darüber nachdachte, desto eigentümlicher kam ihm der Umstand vor, daß die Zeitung ihren Weg gerade in sein Haus gefunden hatte.

„Was steht denn in dem Zeitungsblatte?“ fragte Bella, die zugegen war, als er es erhielt, „daß sich darüber dein ganzes Gesicht verwandelt hat? Ist es etwas Unangenehmes?“

Jonathan zögerte mit der Antwort. Eine innere Stimme rief ihm zu, daß es das beste wäre, das Zeitungsblatt vor Bellas Augen zu vernichten. Aber er tat es doch nicht; unwillkürlich schob er ihr das Blatt zu.

Bella las.

Als sie damit zu Ende gekommen war, bedeckte Todesblässe ihre Wangen.

„Und das erschreckt dich nicht?“ rief sie.

„Warum soll ich erschrecken?“ sagte Jonathan. „Habe ich etwas Schlechtes begangen? Geht mich das an, was ein Wahnsinniger spricht?“

Sie aber war aufgesprungen und ging in leidenschaftlichster Aufregung die Stube auf und nieder.

„Wahnsinnig?“ rief sie. „Wer sagt dir, daß hier ein Wahnsinniger spricht? Nein, das ist die Stimme des Volkes, das sind die Stimmen von Millionen, die über uns Gericht halten. Aber so bist du und deinesgleichen von jeher gewesen! Ihr seid die Wahnsinnigen, sie aber sind die Gesunden! Ihr habt immer etwas Besonderes vor den anderen voraus haben wollen. Selbst eure Schande und eure Schmach kommt euch wie ein Schmuck vor! Und das soll nicht Wahnsinn sein? Klüger und stolzer sich zu dünken als die anderen? Sich etwas zugute darauf tun, wenn man gekennzeichnet unter den anderen umhergeht? Ich will aber nicht gekennzeichnet sein!“

Die letzten Worte wiederholte sie fast schreiend mehrere Male, bis sie erschöpft innehalten mußte.

„Ich verstehe dich nicht, Bella,“ sagte Jonathan kummervoll.

Diese einfache Äußerung fachte den Sturm in Bellas Seele aufs neue an.

„Du willst mich nur nicht verstehen,“ rief sie hart, „und daran tust du sehr klug, du und deinesgleichen! Denn von dem Augenblicke an, wo du mich verstehst, stürzt auch dein ganzes Gebäude zusammen, und es liegt nichts umher als Schutt und Trümmer! Du redest dir ein und willst, daß auch andere daran glauben, ihr wohnt in einem festen und sicheren Hause, und alles, vom Dache hoch oben bis hinab in den Keller ist feuerfest gemauert und gewölbt. Aber alles ist wurmstichig und faul! Der Wind hat sich bereits aufgemacht, der es zusammenwirft!“

„Und das alles,“ sagte Jonathan mit einem erzwungenen Lächeln, hinter dem sich seine tiefe Bekümmernis verbarg, „das alles liest du aus diesem Blatte heraus, Bella?“

„Es erschreckt dich ja nicht!“ rief sie mit höhnischer

Überlegenheit. „Du bist vielleicht noch stolz darauf, daß sie drin drohen mit Brand und mit Vernichtung von Hab und Gut? Geschieht es doch nur darum, damit ihr wieder einen neuen Beweis in Händen habt, was euch für Leiden auferlegt sind. Leiden und immer Leiden! Niemals aufhören zu leiden, jeden Tag, jede Nacht, die lange, lange Zeit! Leiden und dabei gekennzeichnet umhergehen! Daß man es einem auf tausend Schritte ansieht! Ich will aber nicht gekennzeichnet sein, ich will nicht!"

Plötzlich schien sie ein neuer Gedankenstrom erfaßt zu haben, mächtiger und gewaltiger als der, unter dessen Wucht sie sich so sehr ihrer Leidenschaft ergab.

Das Kind spielte wie gewöhnlich auf dem Fußboden der Stube. Mit einem Male fielen ihre Blicke auf den kleinen Bernhard. Mit einem Satze war sie an der Seite des Kindes, das sie leidenschaftlich an sich riß.

„Und du sollst auch nicht gekennzeichnet unter den Menschen herumgehen!" rief sie. „Für dich muß man frühzeitig sorgen!"

„Was willst du tun?" sagte Jonathan tonlos.

„Fort will ich mit dem Kinde, fort!" rief sie. „Ich will nicht, daß es mit Schmach bedeckt aufwachse; ich will nicht, daß er der Sohn heißt — eines Vampirs!"

„Du willst fort mit dem Kinde?" sagte Jonathan, noch immer an sich haltend. „Wohin willst du mit ihm?"

„Weiß ich's?" rief sie wiederholt. „Es wird sich schon ein Ort finden, wo ich mich mit ihm verbergen kann."

Jonathan bedeckte sein Antlitz mit beiden Händen.

„Und mich willst du allein lassen!" rief er mit erstickter Stimme.

Der Ton dieser wenigen Worte mochte der jungen Frau gewaltig ans Herz gegriffen haben. Die unnatürliche Spannung ihres Gemüts löste sich, sie fand Tränen, die ihren Augen unaufhaltsam entstürzten.

„O, Jonathan,“ rief sie in leidenschaftlicher Erregtheit, sich vor ihrem Manne auf die Knie werfend, „wie weit ist es mit mir gekommen, wenn ich solche Reden führen kann! Verzeih mir, ich weiß ja ohnehin nicht, was mir über die Lippen kommt. Aber siehst du nicht selbst ein, daß es sich um die Zukunft unseres einzigen Kindes handelt? Da habe ich vielleicht Worte gebraucht, die ich nicht verantworten kann. Du kannst mir ja gar nicht verzeihen!“

„Was soll ich dir verzeihen, Bella?“ sagte Jonathan fast unvernehmlich.

„Nein, Jonathan,“ rief das junge Weib mit neuerdings gesteigerter Leidenschaft, „du hast mir zu verzeihen, denn ich weiß, mein Betragen macht dich nicht glücklich. Ich bin die Schuldige!“

„Bella, wie redest du?“ sagte der tief erschütterte Jonathan.

„Laß mich nur reden, Jonathan,“ rief sie, „weil es ja an der Zeit ist. Ich will ja gerne mit dir und dem Kinde, wohin du willst, bis ans Ende der Welt! Nur hier bleiben will ich nicht. Warum, siehst du das nicht ein, daß wir nicht hier bleiben können? Was lockt dich hier? Ist das ein Zustand für Menschen, wenn es von ihnen in den Zeitungen heißt, sie sind Vampire, die den Leuten das Mark aussaugen? Warum sagt man das nicht anderen ins Gesicht, warum gerade nur uns? Und mit einem Worte könntest du das alles ändern, Jonathan, und es wäre dir geholfen und mir und besonders deinem Kinde.“

„Mit einem Worte?“ fragte Jonathan, trübe lächelnd. „Laß hören, Bella.“

„Ich kann es nicht sagen!“

„Rede doch!“

„Ich kann es nicht!“ rief sie unter krampfhaftem Schluchzen.

Nach einer langen Pause sagte Jonathan:

„Du meinst, ich solle Haus und Hof stehen lassen und mit dir fortziehen?“

„Es wäre das beste,“ sagte Bella zögernd, aber offenbar sprach sie nicht aus, was sie dachte.

„Ich kann nicht, Bella,“ sagte Jonathan.

„Wer verbietet es dir?“

„Ich habe meinem Vater auf dem Totenbette das Versprechen in die Hand gegeben, daß ich getreulich bei Haus und Hof aushalten will, solange ich lebe.“

„Und das Versprechen mußt du natürlich halten,“ rief das junge Weib mit schneidendem Hohne, „wenn auch darüber Weib und Kind zugrunde gehen! Das ist ja eure Kunst von jeher gewesen, einer sagt's dem anderen und einer erbt es von dem anderen, und zuletzt ist es die eiserne Kugel geworden, die ich zu Hause an den Füßen der Sträflinge gesehen habe.“

War er ein anderer geworden? Er fühlte sich machtlos wie ein Kind, und statt sich aufzuraffen, versuchte er die schneidigen Reden der jungen Frau — durch Bitten zu entkräften.

„Bella,“ sagte er, „sieh an! Als ich meinem Vater auf dem Sterbebette die Hand darauf gegeben habe, daß ich alles beim alten belassen wolle, wie er es wieder von seinem Vater überkommen hatte, meinst du, er sei nicht bei Sinnen gewesen und ich brauchte deswegen mein Versprechen nicht zu halten? Was möchte denn aus der Welt werden, wenn das gegebene Wort ein Federchen wäre, das sich dahin und dorthin bewegt, je nachdem der Luftzug Laune hat? Wir geben unseren Vätern ein Versprechen und halten es auch, weil wir wünschen, daß auch unsere Kinder es einst mit uns so halten. Wenn ich aber dich höre, so klingt es fast, als sei alles schlecht und unbrauchbar, nur weil es von meinen Eltern herstammt. Dagegen muß sich aber meine Seele

gewaltig stemmen! Das kann nicht schlecht sein, das muß sich bewährt haben, was meine Eltern als echt und recht erkannt haben. Und mit einem Male soll ich das alles weit fortschleudern von mir, weil es dir wie eine Last vorkommt? . . . Mein Vater hat gewußt, was er wollte, als ich ihm dieses Versprechen geben mußte. In einem alten Märchen heißt es: Die Hand wächst demjenigen zum Grabe hinaus, der im Leben ungehorsam gegen seine Eltern gewesen ist — und ich will nicht, Bella, daß mir dergleichen geschieht!"

Bella unterbrach ihren Mann mit einem Schreckensrufe.

„Du glaubst wirklich, die Hand wächst zum Grabe heraus."

„Närrchen," sagte Jonathan, „das hat mir ja meine alte Beile erzählt, als ich noch ein Kind war, als eine Art Altbabelegeschichte. Es hat aber einen klugen Sinn. Ich meine, die Sache verhält sich so: Wenn ich das verachte und vergesse, was mir meine toten Eltern aufgetragen haben, wenn mir das leicht dünkt, woran ihr ganzes Leben gehangen, ist es nicht da, als ob mir eine Hand mit aufgehobenem Finger nachwinkte? Sieh an, Bella! Muß man immer nur an sich denken? Was soll aus den Leuten da unten in der ‚Gasse' werden, vor denen du dich so sehr fürchtest, wenn jeder nur seiner eigenen Lust folgt und darüber den anderen vergißt? Das, meine ich, will die herauswachsende Hand bedeuten. Ich meine, es hat keiner ein Recht, sich über seine Eltern hinauszuheben, und ich meine ferner, darauf ruht der Bestand der Welt. Wenn es aber dennoch einer vorzieht, einen anderen Weg gehen zu wollen — so wächst ihm aus dem Grabe die Hand heraus."

Bella hatte die letzten Worte wie in völliger Versunkenheit angehört. Eine Reihe von Gedanken jagten sich wohl in wilder Flucht durch ihr erregtes Gehirn, aber sie alle hielten still vor dem einen, den ihr die Worte ihres Mannes so

greifbar vor die Seele stellten. Wenn ihr kleiner Bernhard ihr einst nicht gehorchte! Wenn die Strafe seiner harrte, die auf den Ungehorsam der Kinder gegen Eltern gesetzt ist!

„Jonathan," rief sie, „du denkst doch dabei nicht an unseren Bernhard?"

„Willst du denn nicht fort mit ihm?" sagte Jonathan, dem die blitzschnelle Wandlung seines jungen Weibes und zugleich deren Grund nicht entgangen war, lächelnd.

„Jonathan!" sagte sie, und es klang ein Ton von Zärtlichkeit in diesem Ausrufe, wie er in dieser Stube noch nicht vernommen worden war.

Dann ergriff sie den Knaben und stellte sich mit ihm vor Jonathan.

„Sieht der aus, als wenn er einmal nicht folgen wollte? Sieh ihn an, Vater!"

Warum sollte er sich der Tränen schämen? Rief sie ihn nicht bei dem heiligsten Namen, wie es keinen zweiten in der Natur gibt?

Nach allem, was sein Gemüt in den letzten Tagen erfahren, erschien ihm dieser Ruf wie eine lichte Mahnung, daß der Friede seines Hauses nach innen und außen werde gewahrt bleiben. Zum ersten Male waren sich die jungen Eheleute in bisher ungekannter Vertrautheit entgegengekommen.

Die Gewässer alle, die bis an den höchsten Rand, bis an die äußersten Spitzen seiner Seele gierig gegriffen, hatten sich wieder verlaufen.

Bella hatte ihn Vater genannt!

6. Die schwarze Wolke.

Am nächsten Freitag, als die Abenddämmerung bereits stark hereingebrochen war, saß Bella in der großen Wohnstube mit ihrem Kinde ganz allein. Unten in der „Gasse" hatten sie bereits ihre Lichter angezündet, denn der Sabbat

war „eingegangen“. In Jonathans Hause glänzten aber noch nirgends die Anzeichen des herannahenden Festes. Die junge Frau hatte einfach daran vergessen. Wenn Jonathan heimkam, fand er eine werkeltägige Stube mit allem, was daran erinnerte.

Dafür hatte sie es mit Gedanken zu tun, die sich wie ein dichtes Gewebe um sie gelegt hatten. Sie hätte selbst nicht sagen können, was in ihr und um sie vorging. Wie Wolkenbildungen ging und zerfloß Vergangenes und Gegenwärtiges an ihr vorüber, und dazwischen stand hoch am Himmel eine schwarzdunkle Wolke, die sich nicht fortbewegen wollte.

War das die Zukunft?

Und doch hatte sie einen Augenblick früher in tiefer Rührung daran gedacht, wie milde Jonathan mit ihr geredet hatte, gar nicht wie ein Mann, der in seinem vollen Rechte sich befand. So oft sie sich aber aufrichten wollte an dieser Rückerinnerung, trat das schwarze Gewölk dazwischen, unbeweglich und starr!

In dem Gemüte dieser jungen Frau lag eine sonderbare Mischung von kindischem Wesen und frauenhafter Reife, aber keines von beiden war mächtig genug, um auf ihre Entwickelung von entscheidendem Einfluß zu sein. Wenn sie sich auf der einen Seite vor „Benemmerinnen“ und der aus dem Grabe hervorwachsenden Hand fürchtete, so sah sie andererseits wieder ganz klar, wohin es führen müsse, wenn sie in ihrem bisherigen Widerstande verharrte. Gerade nach der letzten Unterredung mit ihrem Manne fühlte sie das Bedürfnis, sich ihm von nun an voll und ohne Vorbehalt anzuschließen.

Wenn es aber darauf ankam, ihm durch ein geringes Liebeszeichen zu beweisen, daß sie bereit war, in seine „veralteten“ Anschauungen einzugehen, dann legte sie müßig und träumerisch die Hände in den Schoß — und starrte in die schwarze unbewegliche Wolke.

So war es gekommen, daß sie den heimkehrenden Gatten in der dunklen Stube empfangen sollte, und unten in der „Gasse“ hatten sie für den einziehenden Sabbat bereits die Lichter angezündet!

Während sie noch so dasaß, dem Fenster zugekehrt, mit nach innen gewendetem Schauen luftigen Gebilden folgend, hatte sich die Türe geräuschlos geöffnet und — Dorothea war hereingetreten.

Sie trug in den Händen zwei silberne Leuchter mit brennenden Kerzen, die sie auf den Tisch stellte. Trotz der dadurch in der Stube entstandenen Beleuchtung erwachte Bella nicht aus ihrem dumpfen Brüten; erst eine Bewegung des Kindes, das seine alte Kameradin erkannt hatte, weckte sie auf.

Das Mädchen aber winkte dem Knaben mit dem Finger, daß er sich noch bescheiden solle.

„Warte doch, Bernhard,“ rief sie, „ich bin mit dem Sabbat noch nicht fertig.“

Darauf ging sie wieder zur Stube hinaus und kam nach einer kleinen Weile mit einem weißen Tuche zurück, welches sie über den Tisch breitete, ganz so, wie sie es seit ihrer Aufnahme in Jonathans Haus zu tun gewohnt war. Dann stellte sie sich wieder an der Tür auf, um von da aus ihr Werk zu betrachten, ob das Tischtuch keine Falten werfe und ob die Leuchter den ihnen gebührenden Platz auch in Wirklichkeit einnahmen, und erst, als sie das alles verrichtet, schritt sie auf den kleinen Bernhard zu, der bisher mit stummer Verwunderung dem Tun Dorotheas gefolgt war. Sie kniete vor dem Kinde nieder und sagte zu ihm in ihrer alten Weise:

„Ich hab' dir nichts mitgebracht von der heiligen Mutter Gottes in Urschendorf, mein schöner Bernhard. Wirst du deswegen weinen?“

Bernhard verneinte mit großer Festigkeit.

„Dann ist es gut," meinte Dorothea, hob den Knaben zu sich auf und gab ihm einen herzhaften Kuß.

Sie nahm ihn dann in ihre Arme und trug ihn, ohne an Bella ein weiteres Wort zu richten, zur Stube hinaus.

Das alles hatte die junge Frau mit einer Art fassungslosen Erstaunens angesehen. Es war nicht so sehr das sonderbare Benehmen Dorotheas, die ohne Gruß wieder in das Haus eintrat, als ob sie soeben zur Stube hinausgegangen wäre, als die Sicherheit, womit sie sogleich, als wäre gar keine Unterbrechung eingetreten, in den Kreis ihrer alten Pflichten trat.

Aber als Dorothea mit dem Knaben die Stube wieder verlassen hatte, da quoll ihr doch ein bitterer Gedanke durch das Gemüt.

„Ist es nicht sonderbar," sprach es in ihr, „wie dieses junge unerfahrene Mädchen an nichts vergißt? Selbst auf den Sabbat hat sie nicht vergessen, und sie kommt doch soeben von einer Wallfahrt! Warum habe ich nicht daran gedacht? Geht er mich weniger an als dieses Mädchen?"

Und wie sie dann den Spuren dieses Gedankens immer weiter und weiter nachging, stand mit einem Male die schwarze unbewegliche Wolke wieder vor ihren Augen.

„Eigentlich sollte eine jede Frau so sein wie diese Dorothea," sprach es wieder in ihr. „Warum bin ich nicht so? Im Grunde verlangt doch jeder Mann von seiner Frau, daß sie die Ruhe und den Frieden seines Hauses achte. Habe ich das bis jetzt getan? Was will ich denn von meinem Manne?"

Sie verlor sich immer tiefer in das Anschauen der schwarzen unbeweglichen Wolke, und als sie daraus erwachte, war soeben etwas wie eine flüchtige Erscheinung an ihr vorübergegangen.

In derselben Stube, wo sie jetzt saß, sah sie an der Seite Jonathans eine weibliche Gestalt liebevoll über ihn gebeugt — aber sie trug nicht ihre Gesichtszüge!

Indessen wartete unten auf der Straße vor dem Haustore Dorothea, den Knaben an der Hand haltend, des heimkehrenden Jonathan.

Als sie seiner ansichtig wurde, ging sie ihm einige Schritte entgegen.

„Sag deinem Vater: Guten Sabbat!“ sagte sie zu Bernhard.

„Dorothea!“ rief Jonathan.

Und es war derselbe Schreckensruf, der sich ihm schon einmal entrungen hatte unter der breitästigen Linde seines Gartens.

„Die Wallfahrt ist zu Ende, Herr,“ sagte Dorothea, „und ich bin wieder nach Hause gekommen.“

Wieder nach Hause!

Sein Haus ist also ihre Heimat! Wo er weilt, da will auch sie weilen, wo sein Atem weht, da will sie leben! Sie kennt kein anderes Heim als sein Haus; sie fühlt sich mit demselben verwachsen; sie ist eins mit ihm, und nichts kann sie von ihm trennen, nicht einmal die Wallfahrt, die der junge Priester geführt hat. . . . Sie ist wieder zurückgekommen, und die ersten Worte, die sie ihm entgegenbringt, sind ein Gruß an den Sabbat, eine Mahnung an sein Kind, des Sabbats eingedenk zu sein!

Er war keines Wortes mächtig. Aber einer unwillkürlichen Aufwallung folgend, die er nicht zu bemeistern vermochte, nahm er ihr das Kind aus den Armen und trug es hinauf in die Stube.

Am anderen Tage zeigte es sich erst recht, wie sehr Dorothea dem Hause gefehlt hatte. An dem freudigen Gebaren des Kindes, an seinen leuchtenden Augen konnte man gewahr werden, daß es seine treue Kameradin wieder hatte. Das Kind erschien wie umgewandelt. Erst jetzt konnte man bemerken, wie sehr es unter der Abwesenheit Dorotheas gelitten hatte. Es hatte nicht geklagt, es war in den letzten

Tagen noch stiller geworden, als es seine Lippen ohnehin waren. Nun aber schien es über alle Beschwerden und Anklagen seines kleinen Herzens den Schleier der Vergessenheit geworfen zu haben.

Wieder zu Hause!

Wo war nun all der wilde Groll hingekommen, der in Jonathans Seele noch kurz zuvor getobt hatte? Fühlte er nicht gleichfalls, wie unzertrennbar das Mädchen mit dem Wesen seines Hauses zusammengewachsen war?

Er hatte sie verabschieden, ihrem Vater, dem deutschen Weber, nach Hause schicken wollen. Aber war dort noch ihre Heimat? Hatte sie nicht selbst erklärt, von der Wallfahrt „nach Hause“ gekommen zu sein? Durfte er dagegen etwas einwenden?

Denn das sah Jonathan sogleich mit hundertfach geschärftem Blick: in Dorothea hatte sich seit der Wallfahrt nichts geändert, sie war dieselbe geblieben.

Als an dem nämlichen Tage ein heftiges Gewitter über den Himmel zog, und Bernhard sich fürchtete, brachte sie aus dem Bücherkasten Jonathans die Bibel herbei, schlug die erste Blattseite auf und legte das Buch auf den Tisch. Und mitten unter Donner und Blitz las sie dann dem erschreckten Knaben aus dem übersetzten Texte der heiligen Sprache die Geschichte des ersten Schöpfungstages vor: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde und die Erde war wüste und leer. Nur der Geist Gottes schwebte über den Gewässern.“

„Siehst du, Bernhard,“ belehrte sie den Knaben, „wenn man die Bibel auf den Tisch legt, dann kann Donner und Blitz nicht einschlagen.“

Und doch, als einmal ein mächtig flammender Blitz die Luft durchfuhr, bekreuzte sie sich andächtig, ihre Lippen bewegten sich leise, und was sie flüsterte, war wahrscheinlich ein uraltes Stoßgebet an irgend einen Heiligen, der auf besondere Fürbitte das Gewitter unschädlich machen konnte.

„Willst du einmal etwas Prächtiges hören?“ sagte sie an einem der nächsten Tage zu Bernhard. „Unten in eurer Kirche bläst einer auf dem Horne eines Widders, und das schallt dir so schön und so gewaltig! Du mußt es hören!“

Sie meinte den „Schofar“, der vier Wochen vor dem Eintritte des Neujahrsfestes morgens und abends in der Synagoge geblasen wird, und zu Bernhards großem Entzücken ging sie mit ihm nun fast an jedem Abende in „seine Kirche“ und ließ den Knaben die langgezogenen Klänge des uralten Instrumentes vernehmen.

Wozu wollten wir auch verschweigen, was vor jedem längst ohne alle Verhüllung liegt?

Jonathan segnete die Stunde, die Dorothea in sein Haus gebracht hatte; alles riet ihm dazu, sie zu behalten, Bernhards Vorteil vor allem, so sagte er sich, das Gedeihen des armen Knaben, der ohne Dorothea einer künstlich aufzogenen Pflanze glich.

Von sich selbst sprach er nicht. Die Stunden der Selbstqualen hatten aufgehört.

Dagegen war in Bellas Benehmen seit der Rückkehr Dorotheas von der Wallfahrt eine Wandlung eingetreten, von der sie sich allerdings keine Rechenschaft hätte geben können. Sie äußerte sich anfangs als üble Laune ihrer leidenden Stimmung.

So sagte sie einmal kurzweg zu Jonathan: Das Mädchen fange an zu groß zu werden für den Knaben. Ein anderes Mal eiferte sie dagegen, daß Dorothea, ohne jemanden um Erlaubnis zu fragen, den Knaben in die Synagoge schleppe, damit er da ein altes Widderhorn höre! Wenn es noch eine Orgel wäre! Davon habe sie aber noch niemals gehört, die behielte Dorothea für sich! Das sei auch kein Wunder, denn im Grunde behalte man das Schönste stets für sich.

Solche Reden, mit denen sie nicht kargte, schienen an

Dorothea spurlos vorüberzugehen; sie nahm sie mit schweigsamem Gleichmute auf.

Oft wechselten diese Ausbrüche tiefverhaltenen Leidens mit Lobeserhebungen ab, die in ihrer Art ein fast unheimliches Gepräge an sich trugen. Dann konnte sie nicht Worte genug finden für Dorotheas Betragen; die kleinste Leistung ward dann zur Höhe einer großen Tat erhoben. Dorothea verstand dann alles besser als sie selbst; sie besaß dann einen „Takt", um den sie manche Prinzessin beneiden konnte.

Je nachdem die schwarze Wolke sich hob oder senkte, wehte über Bellas Lippen ein linder oder eisiger Hauch.

Einmal senkte sie sich aber so tief, daß es schien, als könne sie sich nie mehr erheben.

„Warum gehst du," rief sie, als Dorothea sich wieder anschickte, den Knaben in die Synagoge zu bringen, „immer und immer dahin? Du solltest ihm das abgewöhnen, es wäre die höchste Zeit!"

„Wozu braucht er mich dann?" meinte Dorothea ruhig.

„Meinst du, mein Kind ist deinetwegen da?" rief Bella voll Härte.

„Ich möchte um das Kind durch mein ganzes Leben sein," sagte Dorothea.

Bella lachte hell auf; aber es klang doch voll Hohn.

„Das ist die rechte Großmäuligkeit!" meinte sie.

„Bernhard," sagte das Mädchen tieftraurig, „wir werden nicht mehr den ‚Schofar' hören."

Es klang wie unterdrücktes Weinen, was sie so sprach; aber sie wußte sich doch zu beherrschen, daß es wie die Ausführung eines ihr gegebenen Befehles aussah.

Der Knabe schaute mit ungläubig fragenden Augen zu ihr auf.

„Ja, Bernhard," sagte sie, indem sie sich von ihm abwandte, „der ‚Schofar' ist nicht mehr da! Es ist einer gekommen, der hat gesagt: Es sind anderswo auch Kinder, die

wollen den ‚Schofar‘ auch hören! Und da hat er ihn mitgenommen.“

Die schwarze Wolke hatte sich wieder gehoben; aber es geschah das erst am anderen Tage.

Da rief Bella das Mädchen zu sich, und ohne daß sie nach einem Vorwande gesucht hätte, der ihrer offenherzigen Natur ohnehin widerstrebte, bloß von dem Drange geleitet, ein begangenes Unrecht wieder gutzumachen, sagte sie zu Dorothea:

„Dorothea, ich habe gestern harte Worte zu dir gesprochen, die du am allerwenigsten verdient hast. Verzeih mir! sei du nur zu Bernhard, was du ihm bis jetzt gewesen bist, und denk nicht nach über das, was ich dir gesagt habe. — Willst du es vergessen?“

Dorothea nickte bloß mit dem Kopfe.

„Und jetzt bitte ich dich noch um eines!“ sagte Bella. „Willst du mir ein Versprechen geben — und es auch halten?“

„Alles!“ meinte Dorothea.

„Sieh an, Dorothea! Oft, wenn ich so mutterseelenallein bin — mein Mann ist in der Fabrik, und mit den anderen Leuten habe ich, wie du weißt, wenig Gemeinschaft — da ist mir schon oft der Gedanke durch den Sinn geflogen: ‚Wenn dir etwas geschieht, wenn du stirbst, was wird aus deinem Bernhard werden?‘ ... Er ist leider kein Kind wie ein anderes; er wird noch lange, lange eines Menschen bedürfen, der sich seines hilflosen Zustandes annimmt und zu ihm sieht. ... Du hast gestern einen Ausdruck gebraucht, Dorothea, den habe ich nicht fallen lassen. Als ich dir nämlich Vorwürfe machte, da hast du gesagt: ‚Ich möchte den Knaben durch mein ganzes Leben auf meinen Armen tragen.‘ Hast du das gesagt im Ernste, oder war das nur ein Spaß?“

„Es war mein Ernst!“ sagte Dorothea.

„Willst du dein Versprechen auch halten, Dorothea?“

rief Bella in steigender Leidenschaftlichkeit. „Gib mir deine Hand darauf, Dorothea, daß du bei meinem Kinde bleiben willst!“

Aber ehe Dorothea noch antworten konnte, war ein Ereignis eingetreten, das dieser ernsten Unterredung ein Ende machte.

Eine Fensterscheibe klirrte, und hart an den Schläfen des auf dem Boden spielenden Kindes war ein faustgroßer Stein in die Stube gefallen, der unweit der Türe liegen blieb.

„Dorothea, das gilt uns!“ kreischte Bella auf und war dann kraftlos, Todesblässe im Antlitze, zurückgesunken.

Dorothea hatte sich zu dem Knaben niedergebeugt; hochaufatmend, nachdem sie sich mit der Blitzesschnelle eines Gedankens überzeugt, daß das schwere Wurfgeschoß seinen Weg verfehlt hatte, rief sie:

„Dem Kinde ist nichts geschehen!“

Dann nahm sie den Stein und wog ihn in der Hand.

„Er ist so schwer,“ sagte sie, „und grade an unserem Bernhard mußte er vorbei! Wer mag ihn nur geworfen haben?“

„Das fragst du noch?“ schrie Bella mit gellender Stimme. „Frag meinen Mann, und er wird dir sagen können, wer ihn geworfen hat. Das hat dem Vampir gegolten! Damit haben sie angefangen! Ich werde das nicht überleben!“

Von dieser Stunde an senkte sich die schwarze Wolke Bellas immer tiefer und tiefer über das Haus. Sie lagerte dort Tag und Nacht; sie füllte jede Ritze und jeden Winkel aus; sie drang überall hin, wo man sie sonst nicht vermutete; sie gab allem, was in ihren Bereich kam, eine düstere Beschattung und ließ keinen Ausblick zu auf die sonnenbeschienenen Lagen des Hauses.

Von dieser Stunde an wußte dies auch Jonathan. Statt Gott mit „aufgehobenen“ Händen dafür zu danken, daß er ihr Kind gnädig aus der Lebensgefahr gerettet, tat sie nichts

anderes, als sich in wilder Widerspenstigkeit nutzlosen Klagen zu ergeben. Jetzt hatte sie einen greifbaren Anlaß, um zu jeder Stunde auf ihr Unglück zurückzukommen.

Der Stein, den eine ruchlose Hand aus sicherer Ferne geworfen, hatte zwar niemanden leiblich beschädigt, aber er war in die tiefen Fluten eines kranken Gemütes gefallen, und die Flut wollte sich nicht beruhigen. Sie wollte nicht beruhigt sein! Sie wollte nicht geglättet werden! Und das war das wirkliche, nicht eingebildete „Unglück" des jungen Weibes!

Anfangs versuchte Jonathan die ganze Sache von der leichten Seite darzustellen.

„Wer wird den Stein geworfen haben? Zwei Knaben liefen vielleicht über die Gasse, die sich gegenseitig mit Steinen bewarfen. Dabei entglitt dem einen sein Wurfgeschoß und fand seinen Weg durch das Fenster."

„Und grade unser Haus, das Haus des Vampirs, liegt so schön!" rief Bella höhnisch. „Die Steine finden von selbst den Weg hinein; die Steine liegen so unschuldig auf der Straße und bitten den Vorübergehenden: Wirf mich doch in das Haus des Herrn Jonathan Falk hinein!"

„Gut," sagte Jonathan, der einsah, daß diese Art Beschwichtigung dem Leiden seiner Frau gegenüber sich nicht bewährte. „Gut, ich werde zu Gericht gehen; sie müssen dort herausbringen, wer sich an meinem Eigentum und an dem Leben meines Kindes vergriffen hat. Wenn sie mich dort nicht hören, will ich schreien, daß es das ganze Land vernimmt! — Was habe ich ihnen getan, daß sie mich verfolgen? Gebe ich nicht Hunderten von ihnen jahraus, jahrein ihr Brot? Kann sich einer von ihnen beklagen, daß ich ihn jemals von meiner Türe gewiesen habe? Ja, ich gehe zu Gericht, es muß mir mein Recht werden und dir auch, weil du es so verlangst."

„Um Gottes willen," rief Bella, „tu das nicht! Du

machst das Unglück dadurch noch größer, als es schon ist. Jetzt haben sie erst einen Stein geworfen, und davon weiß vielleicht nur jener, der ihn geworfen hat. Dann aber werden es alle wissen, alle, und was sie vorhaben, ist dir laut genug gesagt worden."

„Ich will dir folgen, Bella," sagte Jonathan.

„Du folgst mir?" meinte Bella mit absichtlicher Bitterkeit. „Geben denn das deine Grundsätze zu? Befehlen sie dir denn nicht, dich unterzuducken und zu demütigen, dich einen Vampir schelten und dir Steine durch deine Fenster schleudern zu lassen? Am Ende des Jahres, wenn die Rechnungsbücher mit dem Himmel abgeschlossen werden, da spricht das ‚Soll' freilich zu deinen Gunsten; das uralte Gebet rostet nicht ein: ‚Herr, befreie uns von unseren Drängern.' Nur darum folgst du mir."

Es war für Bellas Gemütszustand bezeichnend, daß sie mit solchen Reden kein verstecktes Spiel trieb. Im Gegenteil, gerade wenn Dorothea gegenwärtig war, kam jener Geist des Widerspruchs und der Empörtheit über sie. Sie schien es darauf abzusehen, daß Dorothea alles höre. Und wie zornig oft in Jonathan das Blut stieg — eine gewisse Scheu, die nur zum Teil dem Mitleiden mit Bellas krankhafter Stimmung entsprang, hielt ihn ab, wenn Dorothea anwesend war, Gleiches mit Gleichem zu vergelten.

Dennoch raffte er sich einmal so weit auf, daß er sagte:

„Warum sagst du mir das vor dem Mädchen, Bella? Fühlst du nicht, daß es mich in ihren Augen erniedrigt?"

„Dorothea weiß alles von mir," entgegnete Bella ohne vieles Besinnen. „Ich habe vor ihr kein Geheimnis."

Zwei Augen sahen ihn oft in unaussprechlicher Traurigkeit an.

Dorothea wußte also um das ‚Unglück' Bellas? Sie hatte Zeugen dafür?

Entsetzt taumelte er vor dieser späten Einsicht zurück.

Darum hatte er also die geheimnisvolle Lohe, die an seinem Innern zehrte, so vorsichtig gehütet, — daß sie jetzt, von allen gesehen und erkannt, in fürchterlicher Naturkraft sich geltend machte? Dorothea wußte also darum?

Solch ein Weh, wie Jonathan es in sich trug, geht mit verschlossenen Augen an den Dingen seiner nächsten Umgebung vorüber. Wie hatte sich die Welt seitdem rings um ihn verändert!

Zwar das „Geschäft" seiner Fabrik ging den alten, scheinbar geregelten Gang; aber er wurde nicht gewahr, daß die lebendigen Räder und Schwungriemen seit einiger Zeit von einem tückischen Geiste beseelt waren. Wenn er frühmorgens in die Fabrik kam, begegneten ihm trotzige, finster abgewendete Gesichter; aber er bemerkte sie nicht! Wenn er jemandem einen Auftrag zu erteilen hatte, lüpfte sich kaum die Mütze des Angeredeten, der früher in unterwürfiger Demut vor dem „Herrn" gestanden war, und auch das bemerkte er nicht!

Manches dunkle Wort flog hinter ihm her, wenn er durch die Räume des Fabrikgebäudes schritt, das ihn sonst erbleichen gemacht hätte, aber er hörte es nicht, und manche Faust ballte sich, ungesehen von ihm, in seiner Gegenwart. Ein geheimnisvolles Zischeln und Murren ging durch alle diese lebendigen Räder und Schwungriemen — das jedem anderen als böse Vorbedeutung gegolten hätte. Aber ihn, den Schlafwandelnden, erschreckte die nahende Gefahr nicht, weil sein Auge und Ohr unfähig geworden waren, die Stimmen der äußeren Welt zu belauschen.

Selbst Jaroslaw Patek, der Schmied, zeigte sich seit einiger Zeit unwirsch. Wenn sonst Jonathan über den Ringplatz an der Werkstätte vorüberkam, begrüßte ihn stets ein wohlwollender Gruß des Schmiedes, der dann in der Arbeit innehielt, um mit dem „Herrn Fabrikanten" einige Worte zu tauschen; hätte Jonathan jetzt schärfer hingesehen, so würde

ihm auf dem ehrlichen Antlitze Jaroslaws eine gewisse Verlegenheit nicht entgangen sein.

Der Schmied sah seitwärts, wenn Jonathan vorüberkam und wich jedem Gespräche aus, indem er den Amboß mit den kräftigsten Hammerschlägen bearbeitete.

Nicht einmal gegen Dorothea zeigte sich der Schmied von seiner alten Seite. Wenn sie mit dem kleinen Bernhard vor der Werkstätte erschien, um von der Bank aus seiner Hantierung zuzuschauen, war er wortkarg, und seine unfreundliche Miene bewies, daß er das Mädchen nicht gerne auf dem ihm liebgewordenen Platze sehe.

„Du willst also noch immer nicht unsere Sprache reden, Mädchen?“ meinte er bei dem letzten Besuche Dorotheas zwischen der Arbeit, nachdem er sie während einer geraumen Weile seiner Ansprache nicht gewürdigt hatte.

„Ich verstehe ja doch, was Ihr sprecht!“ entgegnete Dorothea.

„Das ist nichts!“ rief der Schmied, eine riesige Eisenstange mit großer Gewalt in das Innere der Werkstätte schleudernd. „Das ist nichts! sage ich dir! Sie wollen, daß du uns nicht nur verstehst, sondern auch mit uns sprichst. Ja, das wollen sie! Nimm dich in acht, Mädchen!“

„Kann man ein deutsches Mädchen dazu zwingen?“ meinte Dorothea lachend.

„Lache nicht, Mädchen!“ rief der Schmied mit furchtbarem Ernste. „Das ist kein Spaß! Wenn du um einige Jahre älter wirst, so kannst du es erleben: im ganzen Lande wird es kein Kind geben, das ein deutsches Ave Maria wird beten können!“

„Wie wird da eine deutsche Mutter mit ihrem Kinde beten?“ meinte Dorothea, noch immer mit ungläubigem Lächeln.

„Was gehen uns die Mütter an?“ rief der Schmied. „Die sind's ja, die uns den Weg versperren! Sie werden

am Ende auch den Müttern mit dem Dreschflegel in der Hand verbieten, daß sie ihre Kinder mit ihrem deutschen Namen zu sich rufen. Alles wird Honza, oder Pawel, oder wie der heilige Jan von Nepomuck heißen müssen. Verlasse dich darauf, Mädchen!"

„Und die Väter? Was wird mit den Vätern geschehen?" meinte Dorothea lustig, weil sie offenbar den großen Ernst des Schmiedes zu gering achtete.

„Scherze nicht, Mädchen!" sagte der Schmied mit finsterem Stirnrunzeln. „Ich sage dir, es ist jetzt nicht an der Zeit, Späße zu reden und zu treiben. Wenn mein Geselle Swatek nicht gerade jetzt ins Wirtshaus gegangen wäre, um meinen Sohn, den Studenten, anzuhören, du könntest Dinge hören, davor das Blut in den Adern deiner deutschen Väter und Brüder weiß wie Wasser wird. Dort sitzt mein Sohn, der Student, und erklärt den Leuten, wie man es anfangen muß, daß das Kind im Mutterleibe bereits unsere Sprache spricht. In die Hölle mit ihnen allen, die nicht folgen wollen! Mit List und mit Gewalt, spricht mein Herr Sohn, der Student, muß man dahin kommen, daß außer unserer Sprache kein anderes Wort auf dem heiligen Boden unseres Landes erklingt, wie das schon einmal vor mehr als tausend Jahren bei uns gewesen ist. Alles wird ausgelöscht, sage ich dir, Mädchen; man wird mit Lichtern suchen müssen, bis einem ein deutsches Wort begegnet!"

Das alles hatte der Schmied, halb für sich, halb gegen Dorothea gewendet, ohne in seiner Arbeit innezuhalten, gesprochen, und seltsamerweise hatte Dorothea diesen Drohungen mit mehr verwundertem als erschrecktem Antlitze zugehört.

„Ich fürchte mich doch nicht, Herr Patek!" sagte sie.

In dem rußgeschwärzten Antlitze des Schmiedes blitzte etwas wie ein Wetterleuchten auf.

„Ich möchte es auch keinem raten, der dir etwas anhaben wollte!" sagte er grollend und ging in die Werkstätte.

Bald darauf kam er zurück. Er legte ein glühendes Eisen, das er vom Schmiedefeuer geholt, auf den Amboß und fing an es zu bearbeiten. Plötzlich hielt er ein; den schweren Hammer hoch in der einen Hand schwingend, rief er:

„Mädchen, gib acht! Mädchen, gib acht! Die Funken fliegen herum, und die Funken kommen vom Feuer! Sie fliegen bis zu dir und stecken dich und das Kind in Brand! Solch ein Funke fragt nicht, wohin er fällt! Wenn dir und deinen Leuten, hör es gut, Mädchen, ein Unglück geschieht, so ist vielleicht Jaroslaw Patek nicht da! Und so ein Funke fliegt weit, weit ... und ruht nicht eher, als bis alles eine rote Flamme ist. Mädchen, gib acht!"

Dann schleuderte er den Hammer weit von sich und bedeckte mit beiden Händen das Antlitz.

Diesmal war Dorothea wirklich erschrocken. Sie drückte den Knaben angstvoll an sich und war dann aufgestanden, um sich zu entfernen.

Mit einem Male war ihr der Atem unter dem Vordache der Schmiede so beengt worden. Aber als sie sich einige Schritte von der Schmiede befand, fühlte sie doch das Bedürfnis, sich noch einmal umzuschauen. Da stand der Schmied noch immer vor dem Amboß, die Hände vor das Gesicht gedrückt.

Dorothea eilte nach Hause.

Aber nicht nur in der Fabrik schnurrten und schwirrten die lebendigen Triebräder und Schwungriemen so unwirsch, und nicht nur auf den Lippen des Schmiedes schwebten so bedenkliche Aussprüche. Die Zeichen mehrten sich. Überall, wohin das Ohr lauschte, unheimliches Grollen wie von Stimmen, die es noch nicht an der Zeit hielten, ihre elementare Gewalt ausbrechen zu lassen. Der Sohn des Schmiedes, der blutjunge Student mit seinem bartlosen Gesichte, der Tag und Nacht an der Wirtshaustafel saß und redete, und sein Freund, der tückische Geselle Jan Swatek,

waren die besten Wetterkundigen. Aber auch aus „geweihtem Munde“ und an geweihter Stätte erklangen Worte, deren Inhalt mit den Tischreden des jungen Schmiedesohnes eine wunderbare Ähnlichkeit hatte.

Es war Sonntag und in der Kirche wurde der St. Wenzeslaustag begangen. Auf der Kanzel stand der Kaplan und hatte zum Texte seiner Predigt die Stelle aus der Bergpredigt des Heilandes genommen: „Gesegnet sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit, denn sie werden satt werden.“

Der deutsche Bauerssohn sprach nicht in der Sprache, in welcher er als Kind das erste Vaterunser seiner Mutter nachgebetet hatte: es war die Sprache, die er mühsam in der geistlichen „Säeanstalt“ sich angeeignet hatte. Aber er hatte sie mit unbändigem Fleiße bewältigt, wie man ein störriges Roß zu beherrschen lernt. Niemand in der Kirche schien es gewahr zu werden, daß der deutsch geborene Reiter diesem Rosse ein Fremdling gewesen war. Mit weit vernehmbarer, jeden Winkel der Kirche ausfüllender Stimme zergliederte er im Eingange seiner Predigt die Texteswort des Evangeliums in die drei üblichen Teile.

Zuerst wollte er das Thema behandeln: Was ist Gerechtigkeit überhaupt? Gibt es nur eine Gerechtigkeit zwischen mir und dir, und nicht auch eine zwischen Volk und Volk? Im weiteren Verlaufe wollte er die Frage in Erwägung ziehen: Darf man nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten? Im letzten Teile endlich wollte der Prediger an sein Schlußthema gelangen: Wer wird satt werden?

Im ersten Beginn seiner Predigt schien sich der junge Priester noch einige Mäßigung aufzuerlegen. Seine Stimme klang weich und einschmeichelnd; es schien, als sei sie keiner gewaltigen Anstrengung fähig.

Gleichsam mit einem kühnen Satze sprang er jedoch, sobald er diesen rednerischen Kunstgriff ausgenützt, ohne sich

lange bei der Erklärung aufzuhalten „Was ist Gerechtigkeit überhaupt?“ auf die Behauptung über: daß nicht nur eine Gerechtigkeit zwischen „mir und dir“, „zwischen meiner Geldbörse und deiner Geldbörse“, von Ewigkeit zu Ewigkeit gesetzt sei, daß sie in einem noch weiteren Grade bestehen solle zwischen „Land und Land“, zwischen „Volk und Volk“. „Zum Himmel ertönt ein Schrei, Geliebte im Herrn, ein gewaltiger Schrei,“ rief er mit mächtig anschwellender Stimme, den Arm zur Kirchendecke emporstreckend, „davon werden die Säulen, auf denen er ruht, erschüttert, und Gott selbst fühlt darob einen heimlichen Schrecken! Das geschieht jedesmal, so oft sich ein Land vergeht an einem anderen Lande, ein Volk an einem anderen Volke! Dann erschallt durch die ganze Schöpfung ein Weheruf wie derjenige war, den die ersten Menschen im Paradiese einst vernommen haben.

Kain, Kain, was hast du mit deinem Bruder Abel getan? Was hast du mit dem frommen, gottesfürchtigen und gottergebenen Abel angefangen, der nichts begehrte, als in Frieden und Ruhe seinem Tagewerke nachzugehen und in seiner Sprache den Gott der Heerscharen und seinen von Ewigkeit eingebornen Sohn zu verehren und anzubeten? ...

Hast du ihn gehütet, Kain,“ fuhr er in steigendem Schwunge fort, während sich seine bis dahin von einer feinen Blässe angehauchten Wangen mit der Röte des Zornes bedeckten, „hast du ihn gehütet den frommen, unschuldsvollen Bruder, wie man seinen Augapfel hütet? Hast du ihm die Wege gebahnt und geebnet? Was hast du mit deinem Bruder Abel angefangen? Und Kain antwortet darauf:

Wozu brauchst du ein eigenes Land, Abel, wozu brauchst du eine eigene Sprache? Siehe, das alles gehört mir! Und wie ein Wolf in die erschrockene Herde, wie ein Vampir auf das Blut, nach welchem er lechzt, so stürzte er, ein Fremdling gegen den, der mit ihm unter einem Herzen

gelegen, auf Abels Gut und Land und Sprache! Was er nicht morden und unter seinen Füßen zermalmen konnte, das hat er vergiftet, ja vergiftet in langsamer, wohldurchdachter und ausgeklügelter Arbeit!"

Das biblische Bild mochte dem jungen Priester noch nicht genug von den Farben seiner Auslegekunst gesättigt sein, er mußte noch tiefer und zugleich weiter ausgreifen, um seinen Zuhörern die Nutzanwendung des uralten Brudermordes nahezulegen.

„Ja, Geliebte im Herrn," rief er nach einer Pause, flammend von erkünstelter oder wirklicher Erregtheit. „Kain hat gegen seinen Bruder Abel nicht in offenem Felde die Keule erhoben, er hat sich nicht nur mit Gewalt seines Landes bemächtigt, er hat ihm nicht nur die besten Brunnen abgegraben und die besten Weideplätze geplündert, er hat ihm auch sein Herzblut vergiftet, und das ist sein größtes Verbrechen!"

Mancher Blick war in scheuer Erwartung dessen, was nun kommen sollte, auf den Priester geheftet. Das Gleichnis war so durchsichtig, und die slawischen Herzen in der Kirche hatten es wohl begriffen. Dennoch mochte sich so mancher in der Versammlung von der Kühnheit des jungen Geistlichen fast unheimlich berührt fühlen. Lautlose Stille herrschte. Und nun zögerte er nicht länger, auch dem zweifelnd Fragenden zu antworten.

„Geliebte im Herrn," so schloß er den ersten Teil seiner Predigt, „wenn ich von Gift spreche, so habe ich darunter nicht jenes Gift gemeint, das die Hölle auf unseren Weg gepflanzt hat, das man in nächtiger Stunde bereitet, um es in die Adern des Schlafenden zu träufeln. Nein, Kain ist schlau, und Kain ist zugleich gewalttätig! Um Abel, den frommen Abel zu täuschen, nimmt er den Schafspelz um; er ladet ihn an seinen Tisch mit allerlei ‚liberalen' Reden, die ihm sein ‚Aufkläricht' und die Köche seines ‚Aufklärichts"

die Zeitungen, tagtäglich frisch bereiten, und spricht zu ihm: ‚Bruder Abel, sei doch mein Gast! Hast du nicht dasselbe Recht wie ich? Hat uns nicht eine Mutter geboren? Warum soll nicht ein Friede und eine Freiheit herrschen, da wo du weilst und ich weile.‘ Und als Abel, der fromme Abel, ein wenig ansteht, der Einladung des tückischen Bruders zu folgen, denn er kennt ihn zu gut, was tut da Kain? Er schüttet Gift in den Trank seines Bruders; er schüttet Gift in die Gesetze, die er macht, er schüttet Gift in die Schulen, damit die Kinder Abels frühzeitig lernen, an keinen Gott zu glauben, der da Vergeltung übt und der da sagt: ‚Die Rache ist mein!‘ Er schüttet Gift in alles, was da fleugt und kreucht, und dann geht er hin, satt und gemästet, glänzend von Fett und feist, und sagt, seines Werkes froh: ‚Ich bin doch der Stärkere!‘

Das ist die Gerechtigkeit, Geliebte im Herrn, von der geschrieben steht: Gesegnet sind die, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten. Das ist die Gerechtigkeit, die mit Donnerworten an Kain herantritt und ihm zuruft: ‚Kain, wo ist dein Bruder Abel? Was hast du mit dem Erschlagenen angefangen? Siehe, sein vergossenes Blut dampft auf wider dich und zeiht dich des vorsätzlichen Mordes! Blut kann wieder nur mit Blut gesühnt werden! Denn der Herr ist allmächtig!‘ Wie er verdorrtes Gras wieder aufsprießen macht, so läßt er Abel wieder erstehen zum neuen Leben. Und jetzt ist es Abel, der durch den Mund des Herrn spricht: Gerechtigkeit und nichts als Gerechtigkeit! Unstet und flüchtig sollst du in diesem Lande umherirren, das dir nicht gehört. Alle Hände sind gegen dich erhoben! Du bist nicht der Stärkere! . . .“

Ein Mann war hinter einer Säule gestanden und hatte bis dahin, unbeweglich wie die Mauer, an die er sich lehnte, den Worten der Predigt gelauscht. Aber am Ende des Schlußsatzes mochte ihn eine Unruhe befallen haben, die ihn

gebieterisch nach freier Luft drängte. Er stieß mit Heftigkeit die ihn Umstehenden zurück, bis er die Türe erreicht hatte. Dort wendete er sich noch einmal um und ging dann hinaus. Es war Jaroslaw Patek, der Schmied.

7. Neujahrsnacht.

Der Wahltag war gekommen.

Wie es vorauszusehen war, fielen alle Stimmen ohne Ausnahme auf einen Advokaten, der kurz zuvor in einer Wählerversammlung mit wie zum Schwur aufgehobenen Fingern versichert hatte, er werde sich eher „die Hand“, und dann mit Hinweisung auf seine „Füße“, eher diese letzteren verstümmeln und abhacken lassen, bevor er seinen Fuß nach Wien setze oder seine Hand dazu hergebe, ein dort „fabriziertes“ Gesetz anzunehmen.

Die „Gasse“ hatte sich nach dem Vorbilde Jonathans, des vornehmsten Wählers, der Stimmenabgabe enthalten. Nur eine kleine Ausnahme hatte stattgefunden.

Jakob Zweihand, der Schneider, war am Wahltisch erschienen und hatte seine Stimme für den Kandidaten der „Nation“ abgegeben.

Es hatte dies einen sehr durchsichtigen Grund, und Jakob Zweihand machte auch kein Hehl daraus. Sein Handwerk brachte es nämlich mit sich, daß ihm die Förderung der Volkswohlfahrt sehr am Herzen gelegen sein mußte. Auf weit und breit war er nämlich der einzige, der die geschmackvollsten Muster und Schnitte für die neuerfundenen Nationaltrachten besaß, und so liefen ihm die Bestellungen ins Haus, und er stand sich gut dabei.

„Was frag' ich danach,“ hatte er mit schlauem Augenzwinkern gesagt, „ob ich dem meine Stimme gebe oder einem anderen? Für mich ist jeder gut. Hat mich einer gefragt, wie ich mein Handwerk angefangen habe: ‚Jakob Zweihand,

wovon willst du leben und deine zukünftige Familie erhalten?‘ Und jetzt sitzen Tag für Tag acht Mäuler um meinen Tisch, meines nicht mitgerechnet und das meines Weibes, und sagen zu mir: Wähl du, wen du willst, Jakob Zweihand, wähl du unsertwegen den Papst in Rom, nur gib uns zu essen!“

Das Wahlergebnis war erst am Nachmittage bekannt geworden.

Da der Wahlbezirk ein ziemlich ausgedehnter war, so kamen immer neue Zuzüge von Wählern aus den umliegenden Dörfern und Weilern, so daß die Umgebung des Rathauses auf dem Ringplatze, wo der Wahlakt stattfand, ein außerordentlich belebtes Bild bot.

Gegen vier Uhr nachmittags kam Peter Urban, der Kaplan, vom Rathause und verkündete mit weithin vernehmlicher Stimme den ihm Zunächststehenden den Sieg der „Nation“.

Die freudige Nachricht durchlief blitzschnell zuerst den Ringplatz, wo die vielen Wirtshäuser sind. Ein wildes, wüstes Gejohle aus Hunderten durstiger Bierkehlen kam als Antwort zurück. In diesem Augenblicke schlossen Jan Swatek, der Schmiedegeselle und der Student, der Sohn seines Meisters, „Bruderschaft auf ewig“ und wollten sich von nun an „du“ nennen. Darauf glitt die fröhliche Botschaft, als hätte sie unsichtbare Füße, auch in die anderen Gassen und Gäßchen, und ehe eine Stunde vergangen war, hatte der „Sieg der Nation“ alle erreicht, die auf ihn gehofft hatten.

Allmählich hatte sich der Abend herabgesenkt; hie und da flackerte eine einsame Straßenlaterne mit spärlicher Beleuchtung auf, bloß um zu zeigen, in welch geheimnisvolles Dunkel dieser Platz sich hüllen könne, wenn erst die Nacht angebrochen war. Es war aber seltsam, wie sich, je tiefer die Schatten des Abends sich färbten, das lärmende Leben in den Wirtshäusern verlor. Das Gejohle und wüste Geschrei verstummte nach und nach; hie und da noch ein über-

mütiger Aufschrei, hie und da noch ein abgebrochener, heiserer Gesang, der auf die Gasse hinausdrang ... dann ward es mit einem Male stille, so stille, daß es fast beengend wurde.

An demselben Abende war unten in der „Gasse" und im Hause Jonathans das Neujahrsfest eingekehrt. Aus der hellerleuchteten Synagoge kamen die Leute und „wünschten" herüber und hinüber; dazwischen tummelten sich kleine Knaben, die ihre Väter suchten, denen sie die Gebetbücher nachtrugen. Weißgekleidete Frauen warteten an der Treppe der „Weiberschul'" auf ihre Männer. Es war ein eigentümliches Summen und Surren von Stimmen, hie und da unterbrochen von heftig ausgebrochenem Schluchzen und Weinen.

Da waren Töchter, die sich erinnerten, ihrer Mutter in diesem Jahre keinen „guten" Festtag mehr wünschen zu können, weil sie draußen auf dem „guten" Ort ruhte; da war manche Mutter, der es das Herz durchschnitt, wenn sie ihres einzigen Sohnes gedachte. Im vorigen Jahre hatte er sie noch da an derselben Treppe erwartet, um sie „anzuwünschen". Wo weilt er jetzt? War er tot oder hat er in der Fremde an das Neujahr vergessen? Nicht einmal ein „paar" armseliger Zeilen waren von ihm angekommen! Was nützte es ihr, wenn ihr eine Nachbarin während des Gebets zugeflüstert hatte: „Mach dir nichts daraus, Blume, die heutige Welt ist nicht anders beschaffen! An sich selbst und was i h r gut tut, daran vergißt sie nicht, dafür aber um so mehr an Gott und die Eltern. Es muß wohl so sein?" Mußte es wirklich so sein? Diese Mutter wird traurige Neujahrstage haben.

Dort im Schatten jenes Hauses stehen zwei Männer im ernsten Gespräch. Sie haben sich während des ganzen langen Jahres um eines geringfügigen Umstandes willen bitter und grimmig gehaßt.

Am heutigen Abende haben sie beide, einer unwillkürlichen Regung nachgebend, sich auf der Gasse wiedergefunden,

und wie sie jetzt auseinandergehen, hat einer des andern Hand gedrückt und ein trauliches „guten Festtag“ mehr tönt in die dunkle Nacht hinein. Sie haben sich um „Verzeihung gebeten“.

Die letzte, die über die Treppe der „Weiberschul’“ herabstieg, war Veile Oberländer. Wie sie da, stramm und hochaufgerichtet, ganz in weiße Gewänder gehüllt, das dicke Gebetbuch unter dem Arme, vorsichtig die Stiegenstufen herabschritt, mochte sie jedem wie eine Verkörperung des „furchtbaren“ Feiertages vorkommen, der soeben seinen Einzug in die „Gasse“ hält. Unten an der Treppe erwartete sie Jonathan, dessen Gewohnheit es war, die alte Frau an diesem Abende nach ihrer Wohnung zu begleiten.

Wie Jonathan ihr den üblichen Festwunsch zurief, sagte sie mit ihrer alten Herbigkeit:

„Was bist du doch für ein Narr, Jonathan, daß du mir wünschest, Gott soll mich heute in das ‚Buch des Lebens‘ einschreiben? Gott hat für so eine alte Frau wie ich keine Tinte und keine Feder mehr! Er macht’s mit mir, wie man es mit einem Schuldner macht, der nicht zahlen kann und will. Nimmt man den in sein Vermögen auf, wenn man seine Rechnung abschließt?“

Dann aber, als ob sie sogleich erkannt hätte, daß dieser Ton eine Sünde in der allgemeinen Feststimmung in sich schließe, sagte sie mit großer Innigkeit:

„Dafür aber wünsche ich dir, Jonathan, was man einem nur wünschen kann. Dein Name soll vor allen hoch oben im ‚Buche des Lebens, der Ernährung und des Wohlstandes‘ stehen. Es soll dir an nichts fehlen, weder dir, noch deinem Kinde, noch deinem jungen Weibe! Und jetzt geh, ich treffe meinen Weg schon . . . bei Tag und bei Nacht. Dein Weib wird dich erwarten.“

Sie trennten sich.

Die „Gasse“ war bereits einsam und öde. Es war ein

Heimgang voll trübster Gedanken und Erinnerungen. Der Wunsch seiner alten Freundin glitt ihm wie ein leise ausgesprochener Vorwurf nach, den man anfangs nicht beachtet, der aber sofort vor der Seele sich aufbäumt und riesige Umrisse annimmt, sobald man ihm ins Angesicht sieht. Es solle ihm an nichts fehlen, weder ihm, noch seinem Kinde, noch seinem Weibe, hatte sie gesagt.

Wußte sie die Wahrheit, daß sie gerade diesen Wunsch gewählt hatte? Sah und hörte man es ihm an, wieviel ihm und seinem jungen Weibe fehlte? Wie weit lag alles ab, damit Veiles Wort in Erfüllung gehen konnte! In welch unsichtbare und unbegrenzte Fernen dehnte sich alles aus, wenn nur der geringste Teil dessen, was die alte Frau vielleicht ahnungslos ausgesprochen hatte, wahr werden sollte! Sein Herz lechzte nach Glück ... alle seine Sinne zogen gierig einen Duft ein, wie von einem ungekannten, zerstreuten Gewürze; in unbestimmter Herrlichkeit stieg etwas vor ihm auf, eine Seligkeit, ein Behagen, dem er keinen Namen zu geben vermochte. Aber im nächsten Augenblicke stieß er das alles tief aufseufzend zurück. Kein Meer war so breit und kein Berg so hoch wie jene Ferne, die ihn und sein Glück auseinanderhielten. Und es solle ihm an nichts fehlen, weder ihm, noch seinem Kinde, noch seinem jungen Weibe! hatte Veile Oberländer gesagt.

Aber wie ein gelinder Hauch jenes erträumten Glückes, wie eine Gewähr jenes Wunsches berührte es ihn, als ihm in der hellerleuchteten Hausflur Dorothea, den Knaben im Arme, entgegentrat.

Sein Herz erweiterte sich; der Druck, der seine Seele belastet hatte, war geschwunden, so daß er in seltsam umgewandelter Stimmung die Wohnstube betrat.

„Guten Festtag, Bella!“ rief er im Eintreten seiner Frau zu, die in der Fensterbrüstung saß.

Dann ging er zu ihr hin und gab ihr die Hand.

Sie nickte ihm zerstreut, aber nicht unfreundlich, zu.

„Bist du ‚da unten‘ fertig geworden?“ sagte sie. „War es schön?“

„Schön?“ fragte Jonathan zurück. „Was soll schön sein?“

„Du hast recht,“ meinte Bella mit ihrem alten Lachen, „ich hätte nicht so fragen sollen. Wie kann etwas schön sein, wo sich alle, die an den lieben Gott etwas anzubringen haben, mit ihrem Geschrei, als wenn es auf einem Trödelmarkte wäre, herandrängen, um ihm ihre Ware anzupreisen? Da will keiner dem anderen den Weg freilassen, einer will dem anderen zuvorstehen, und richtig! stolpert einer über den anderen, bis sie alle wie ein verwirrter Zwirnknäul untereinander vor dem lieben Gott liegen. Das kann natürlich nicht schön sein. Ich hätte mich anders ausdrücken sollen.“

Jonathan wollte entgegnen, vielleicht bitter entgegnen, aber Bella schnitt ihm jede Antwort ab.

„Da habe ich,“ sagte sie, indem sie auf ein Buch hinwies, das in ihrem Schoße lag, „während du vom Hause fort warst, in den Neujahrsgebeten mit deutscher Übersetzung herumgeblättert. Ich kann nicht sagen, daß mir diese alten Andachten mißfallen; es ist vieles darin, was mich bewegt und erschüttert. . . . Aber da stoße ich auf eine lange Litanei, worin der liebe Gott als unser ‚Vater und König‘ gradezu mit Bitten bestürmt wird, uns alles Mögliche und Unmögliche zu gewähren, weil wir so viele Verdienste um ihn haben. Zuletzt aber heißt es: ‚Wenn du das alles schon unseretwegen nicht tun willst, so tue es wenigstens deinetwegen.‘ Ich frage dich, Jonathan, der du das besser verstehst wie ich, sieht das nicht wie ein Geschäft aus, das man mit dem lieben Gott machen möchte? Der liebe Gott will die Ware nicht kaufen, die man ihm anträgt, sie ist ihm zu schlecht und zu fehlerhaft; da redet man ihm ein, daß er die Ware ‚seinetwegen‘ behalten müsse. Kommt sie nicht

von ihm? Und wer wird auch seine eigene Tat und Macht verleugnen?"

„Am heutigen Tage treibt man keine Scherze," sagte Jonathan ernst und glaubte damit den ferneren Bemerkungen Bellas vorgebeugt zu haben.

Aber sie ließ sich trotzdem nicht abhalten, noch einmal in den alten Ton zurückzufallen.

„Du hast recht, Jonathan," meinte sie, ihre Stimme zum Ernste zwingend, „wenn man diese Sündenregister durchliest, die dem lieben Gott heute vorgelesen werden, so sieht man, daß er sehr übel aufgelegt sein muß. Seine Kinder haben sich in diesem Jahre gar nicht gut aufgeführt."

Dann aber rief sie mit einem raschen Übergange zu ihrem alten silberhellen Tone, der so wohltuend das Herz umfing:

„Mach du selber kein so trübseliges Gesicht, Jonathan! Das paßt auch nicht zu dem heutigen Tage! Man muß dem lieben Gott nicht so de- und wehmütig sich vorstellen, wenn man vor ihm in der Audienz erscheint. Muß er da nicht sogleich denken: Der hat ein schlechtes Gewissen, weil er so zerknirscht und gebrochen kommt? Du hast ja keine Sünden, Jonathan! Sieh dich lieber um, wie schön unsere Stube sich für das heilige Neujahrsfest aufgeputzt hat. Kann es anderswo schöner aussehen? Duftet und glänzt nicht alles, wie es sich gebührt?"

Und Jonathan schaute wirklich freudigen Blickes um sich. Auf dem Tische, der zum Nachtmahl bereits gerüstet war, lag das feinste weiße Linnen aus Bellas Ausstattung; vier silberne Leuchter, um zwei mehr als an den gewöhnlichen Feiertagen, warfen einen vornehmen Glanz um sich. In der Mitte des Tisches stand das kunstvoll geflochtene Weißbrot mit den seit uralter Zeit wohlbekannten zwei „Priesterhändchen", diesmal ohne die sonst darauf gestreuten Mohnkörner, und neben Jonathans Teller ein rotbackiger, frisch duftender Apfel und ein Töpfchen mit Honig gefüllt.

Das alles umfaßte Jonathan mit einem Blicke.

In der ganzen Zurüstung lag etwas, was ihn an den Neujahrsabend im alten väterlichen Hause, als die Mutter noch lebte, erinnerte.

„An nichts ist vergessen worden," rief er, „an alles hast du gedacht, Bella!"

„Ich?" rief die junge Frau eifrig. „Ich soll an das alles gedacht haben? Da mutest du mir zu viel schöne Eigenschaften zu! Ja, wenn auf meinen Schultern Dorotheas Kopf sitzen würde! Aus ihrem Kopfe ist das alles gekommen, von mir nichts. Bei ihr mußt du dich bedanken! Weil sie sich erinnert hat, daß wir im vorigen Jahre an den Apfel mit dem Honig vergessen hatten, ist sie so lange herumgerannt und hat sich bemüht, bis sie beides erlangt hat."

„Dorothea!" rang es sich flüsternd aus Jonathans Brust los.

Das Mädchen hatte sich abgewendet, vielleicht um die überschwenglichen Lobeserhebungen, die ihr Bella spendete, nicht zu hören, und machte sich mit dem Knaben zu tun.

Der kleine Bernhard aber deutete in der Sprache, die Dorothea so vortrefflich verstand, an, ob auch er seinen Teil an dem schönen Apfel und dem süßen Honig haben werde?

„Närrchen," sagte Dorothea, „der Honig ist ja besonders für dich gebracht worden. Aber du mußt warten! Erst spricht dein Vater den Segen über das Weißbrot, dann über den Wein, und zuletzt kommt der Apfel mit dem Honig an die Reihe!"

Draußen hing sternenlose Finsternis über der ersten Neujahrsnacht der „Gasse". Jonathan hatte sich zu Tische gesetzt.

Zuerst sprach er die Segensformel über Brot und Wein und gab von beiden seinem Knaben zu kosten. Dann schnitt er den Apfel auf, die „Frühfrucht des Jahres", und tunkte davon unter dem Aussprechen einer anderen Benediktion einige Stücke in das nebenanstehende Honigtöpfchen.

Nachdem er zuerst davon genossen, bekam auch Bernhard seinen Teil. Er legte etwas davon auf den Teller Dorotheas.

„Dorothea hat heute kein Neujahr, das kommt erst!“ sagte das Mädchen rasch.

In demselben Augenblicke war es allen, als ob Hagelschlag gegen die Fensterscheiben klirrte. Es war jener bestimmte, schneidig harte Ton, den jedermann aus Erfahrung kennt.

Eine Weile herrschte Todesstille in dem kleinen Kreise; sie hörten fast den Schlag ihres eigenen Herzens. Aller Augen waren gegen die Fenster gerichtet. Draußen lag die Nacht in undurchdringlicher Schwärze.

„Jonathan,“ rief Bella mit angstvoll erweiterten Blicken, ihren Mann am Arme fassend, „kann das Hagelschlag sein?“

Sie hatte ihre Frage kaum beendet, als sie auch die Antwort darauf erhielt. Zwei mächtige Steine fielen durch die Scheiben, daß die zerschmetterten Stücke in der ganzen Stube umherflogen, und das schien ein allgemeines Vorzeichen dessen zu sein, was in dem nächsten Augenblicke dem Hause Jonathans bevorstand.

„Sie kommen, Jonathan, sie kommen!“ kreischte Bella. „Das Strafgericht kommt, rette dein Kind!“

Jonathan hatte sich aufgerichtet; unwillkürlich hatte er nach dem Messer gegriffen, das vor ihm lag. Seine Augen glänzten unheimlich, jeder Muskel in seinem Antlitze schien von verhängnisvollen Entschlüssen gespannt.

„Sie sollen nur kommen! Sie sollen nur kommen!“ flüsterte er mit bebend aufeinandergebissenen Lippen.

Bisher war es draußen auf der Gasse stille gewesen. Jetzt erhob sich mit einem Male hart an dem Hause ein wüstes Gejohle wie von Hunderten von Stimmen; Schläge, wie von schweren Werkzeugen, gegen das Haustor gerichtet, drangen herauf; dazwischen Gelächter und der heisere Gesang

eines slawischen Gassenhauers, dessen Anfangsworte schauervoll durch die Finsternis in aller Deutlichkeit vernommen wurden:

„Jud' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

Darauf erneutes Gelächter, untermischt von Flüchen und Drohungen, während gegen die Pfosten des Haustores erschütternde Schläge dröhnten, wovon das ganze Gebäude in seinen Grundfesten erzitterte.

„Ist das Tor gut verriegelt?" rief Jonathan zu Dorothea hinüber.

„Ich habe es selbst verschlossen," rief diese.

„Hörst du sie, Jonathan, hörst du sie?" schrie Bella, unfähig, sich von ihrem Sitze zu erheben, ihre Hand mit krampfhafter Gewalt auf dem Arme ihres Mannes. „Sie wollen Strafgericht mit uns halten, mit dir, mit mir, mit unserem Kinde. Aber rette nur das Kind, ich will mit dir sterben!"

Jonathan hörte diesen Aufschrei nur mit halbem Sinne.

„Dorothea," rief er, indem er das Messer kräftiger faßte, „nimm das Kind und trag es über den Hof in den Garten; dort wirst du in Sicherheit sein, und dir werden sie nichts anhaben."

Dorothea hatte den hilflosen Knaben auf den Boden gesetzt, aber selbst in diesem Augenblicke der Angst und des Schreckens vergaß das Mädchen nicht, an das ihr Zunächstliegende zu denken. Die Augen beständig auf Jonathan gerichtet, hatte sie ein Tuch wahrgenommen, in welches sie hurtig den Knaben hüllte, um ihn vor der kühlen Nachtluft zu schützen, und trotz seiner grauenhaften Lage war dies Jonathan nicht entgangen.

Ein Gedanke von unnennbarer Seligkeit durchströmte ihn. Niemals hätte er sagen können, wie er gekommen, wie er wieder geschwunden war. Der zur Erde niedergleitende

Lichtstrahl kann gemessen werden, aber die Flüchtigkeit eines solchen Gedankens nicht!

Unten erdröhnten neue Schläge an das Haustor; das Gejohle wüst durcheinanderschreiender Stimmen hatte sich wieder erhoben.

„Jud' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

ertönte es aufs neue durch die Nacht.

„Und jetzt laß mich, Bella!" rief Jonathan in übermenschlicher Anstrengung. „Ich habe mit ihnen was zu reden!"

Er war zum Fenstersims gesprungen und hatte den von den Steinwürfen arg beschädigten und nur lose in seinem Gefüge hängenden Flügel aufgerissen.

„Jonathan, laß mich mit dir sterben!" hörte er sein junges Weib hinter sich rufen.

Kopf an Kopf gedrängt stand eine dunkle Menschenmasse, als hätte sie die unheilvolle Nacht geboren, um sein Haus geschart. Man mußte ihn bemerkt haben, denn mit einem Male war all dieser spukhafte Lärm verstummt.

„Nachbarn und Freunde!" schrie Jonathan mit schriller, weithin tönender Stimme hinab.

„Dein Reden wird dir nichts nützen!" rief einer der dunklen Gestalten in der dichtgeknäulten Masse.

„Stille!" gebot eine andere Stimme aus dem Haufen.

„Nachbarn und Freunde!" rief Jonathan. „Was habe ich euch zuleide getan, daß ihr zu mir kommt in dieser Nacht? Kann einer von euch auftreten, dem ich jemals etwas abgeschlagen habe? Ich bin unter euch geboren, kann einer mir vorwerfen, daß ich ihn jemals beleidigt oder gekränkt habe?"

Er vermochte nicht weiterzusprechen; vor Aufregung versagte ihm jeder Laut.

„Geh zur Hölle mit deiner Entschuldigung!" schrie nach

einer geraumen Weile, während welcher atemloses Schweigen geherrscht hatte, dieselbe Stimme, die früher Stille geboten hatte.

„Schneide dir deine Zunge aus," rief ein anderer im Haufen mit heiserem Tone, „denn du bist ein Lügner!"

„Du bist ein Verräter an unserem Lande und hältst es seit deiner Kindheit mit den Deutschen."

„Jud' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!"

brüllte der Chor der nächtigen Gestalten verständnisvoll zurück.

Einer, der scharfblickende Augen besaß, mochte trotz der Finsternis das blinkende Messer gesehen haben, das Jonathan noch immer in der krampfhaft geballten Hand hielt.

„Seht ihn, den Schlächter!" rief derselbe mit höhnischem Gelächter. „Er will das Land und uns alle abschlachten, wie er's mit seinen Gänsen zu tun pflegt!"

Der fürchterliche Witz fand alsogleich seinen Widerhall, indem der Ausruf: „Schlächter! Schlächter!" von Hunderten von Kehlen spottend und drohend nachgeäfft, für den Augenblick der Wahlspruch des Haufens geworden zu sein schien.

„Warum läßt man ihm das Messer?" schrie jemand, der mitten im Knäuel stand. „Es ist eine Schande, daß er uns bedrohen darf."

„Stille!" gebot wieder eine Stimme. „Er soll reden, er soll sich verteidigen."

Der Haufe schien auf diesen Befehl großes Gewicht zu legen; er gehorchte zur Stelle.

Jonathan versuchte zu reden; er rang nach Worten, die den grauenhaften Augenblick beschwören sollten, aber er fand keines. Heisere, von der Verzweiflung zerstückte Laute drängten sich über seine Lippen. Plötzlich taumelte er von dem Fenster zurück. Das Messer war seiner Hand entfallen — der Nachthimmel über ihm hatte sich mit einem

unheimlich roten Scheine bedeckt. Die bis dahin in finsteres Dunkel um sein Haus gescharte Masse stand nach Hunderten von Köpfen in fahler Beleuchtung vor ihm. Er vermochte sogar einzelne Gesichter zu unterscheiden.

„Es brennt!“ schrie einer im Haufen.

„Wo?“ rief ein anderer.

„Es brennt in der Fabrik!“ heulte es im grausen Chor zurück.

Einzelne Stimmen fanden sich darauf wie auf Verabredung in den Anfangszeilen jenes Gassenhauers zusammen und wiederholten:

„Jud' und Deutscher gehören zusammen
In die Flammen, in die Flammen!“

Mit der solchen Lagen eigentümlichen Sinnesschärfe hatte Jonathan seinen ganzen Jammer wie mit einem Blicke umfaßt. Vor ihm und unter ihm die hellbeleuchtete, zerstörungswütige Masse und hinter ihm die brennende Fabrik! Hatte er Dorothea nicht vorhin — es war ihm, als sei darüber ein Jahr verstrichen — den Befehl gegeben, sich mit dem Knaben über den Hof in den Garten zu retten? Wenn sie jetzt dort war, befand sie sich ja mitten im Brande!

Aber er hatte nicht bemerkt, daß Dorothea keinen Augenblick von seiner Seite gewichen war. Wie er sich jetzt umwendete, sah er, daß das Mädchen neben ihm stand. Sie war todesblaß wie Bella, die hilflos in ihren Sitz zurückgesunken lag.

Der Knabe kauerte auf dem Fußboden, wohin ihn Dorothea gesetzt hatte.

„Die Fabrik brennt, Dorothea!“ lallte Jonathan. „Wie willst du das Kind retten?“

„Komm, komm, mein Bernhard!“ rief das Mädchen in seiner Vergessenheit, ohne sich von Jonathans Seite zu entfernen.

War es nun der Widerschein des Feuers, der grell und

stechend auf die Augen des Kindes fiel, oder der Schreck, für den selbst dieses arme Geschöpf das volle Verständnis eines reif gewordenen Mannes besaß, das tosende Gejohle rings um das Haus, die Miene des Entsetzens in aller Gesichtern — eine ungewöhnliche Kraft, eine bis dahin ungekannte Macht schien den Lippen des Knaben zu entströmen. Denn plötzlich richtete er sich auf, tat einige Schritte gegen Dorothea und rief mit fremdartigem Laute:

„Do . . ro . . Feu . . er!“

„Das Kind redet! Das Kind redet!“ schrie Dorothea, indem sie den Knaben an sich riß, und es war ein Schrei, der mitten durch das Geheule der Masse vor dem Hause, mitten durch die Axtschläge, die mit erneuerter Wucht an das Haustor ertönten, mitten durch den nächtlichen Brandschein am Himmel wie der Jubelruf einer Lerche erklang, wenn sie sich aus dem qualmenden Morgen in die reinen Lüfte erhebt.

„Er redet, mein Bernhard redet!“ tönte noch einmal der Lerchenruf.

Wie durch den Schleier eines Traumgebildes hatte Jonathan all das gesehen und vernommen, was in so lebendiger Unmittelbarkeit sich vor ihm ereignete. Dorotheas Jubel klang wie aus weiter Ferne; er wußte, daß in dieser Stunde ein Ungewöhnliches, Unerwartetes vor seinen Augen sich zugetragen, aber er empfand es wie ein Halbwacher, dem eine Freudenbotschaft mitgeteilt wird.

Und auch das wußte er nicht, daß seine Augen von heißen Tränen überflossen. Dann sah er, wie sein junges Weib die Arme ausstreckt, wie die Todesblässe auf ihrem Antlitze weicht, er hört, wie sie mit bebenden Lippen ruft: „Dorothea, das Kind!“ und wie ihr dann die Sinne vergehen . . .

Denn unten vor dem Hause war indessen etwas Entscheidendes vorgegangen.

Unter der Wucht der gegen das Haustor angestauten Menge hatten die eisenbeschlagenen Bohlen endlich nachgegeben. So ungestüm war die Bewegung, daß sie, die da oben in der Stube noch unter dem Eindrucke des soeben Vorgefallenen standen, es kaum gewahr wurden. Nun mit einem Male drängten und schoben sich diese lebendig gewordenen Menschenwellen durch die dunkle Hausflur über die Treppe hinauf vorwärts, bis die Flut sich dort staute, wo sie nicht mehr vordringen konnte. Die Stube hatte sich mit den nächtigen Gesellen gefüllt. Kaum blieb für Jonathan die Stelle übrig, daß er mit seinem Leibe sein junges, in Ohnmacht liegendes Weib und das Kind in Dorotheas Armen decken konnte.

Auf dem Tische brannten noch die Kerzen in den silbernen Leuchtern; sie wurden umgestoßen, die Kerzen verloschen, und nur der Schein des brandgeröteten Himmels leuchtete in die Stätte der Verwüstung und des Tumultes.

Jonathan sah den Tod vor sich; aber wie er dastand, eingekeilt zwischen diese mordsüchtige Masse, war über ihn eine Entschlossenheit gekommen, die ihn seltsam belebte. Die meisten der eingedrungenen Gesellen hatten rußgeschwärzte Gesichter, und aus allen blitzte die Vernichtung. Aber er empfand keine Furcht, er hatte die Lebensrechnung abgeschlossen.

„Ist keiner unter euch,“ rief er hochaufgerichtet, „der sich meiner annimmt? Ist keiner unter euch, der für mich redet?“

Auf diese Worte entstand ein Gemurmel, das nichts Gutes verhieß.

„Ich frage noch einmal,“ rief Jonathan, „ist keiner unter euch, der mir zu Hilfe kommt?“

„Ich!“ rief eine gewaltige Stimme an der Türe, und durch den dicht geknäuelten Haufen drängte sich, Stöße nach rechts und links austeilend, ein Mann, bis er dicht vor Jonathan stand.

Es war Jaroslaw Patek, der Schmied.

„So red du für mich, Meister!“ schrie Jonathan in höchster Anstrengung mit schriller Stimme, denn seine Kräfte waren dem Erlöschen nahe. „Red du für mich und sage ihnen, ob ich der bin, den sie in mir suchen. Ich kann es nicht!“

„Ich will für dich reden, Bruder!“ rief der Schmied.

Es war eine lautlose Stille eingetreten.

„Nachbarn und Freunde!“ begann der Schmied, seine wuchtige Hand auf Jonathans Schultern legend, „ich, Jaroslaw Patek, der Schmied, den ihr alle kennt, sage euch: Der ist ein Lügner und bissiger Hund, der behauptet, dieser Mann will unsere Nation beschimpfen! Wer euch das gesagt hat, der hat in seiner Niederträchtigkeit vor euch die Wahrheit versteckt, wie jeder Lügner es tut! Gift hat er euch gegeben und nicht Wahrheit.“

„Sei still, Schmied!“ unterbrach ihn einer mit heiser lachender Stimme, der im Haufen stand. „Du kennst das Gift und kennst auch den, der es uns gegeben hat. Er kommt aus deinem eigenen Blute.“

„Und ein heiliges Gift ist es,“ rief ein anderer, „denn es ist auf der Kanzel verabreicht worden.“

„Ich weiß, ich weiß!“ murmelte der Schmied, und es schien ihn eine plötzliche Schwäche zu übermannen.

Dann aber reckte er sich gewaltig auf, und mit markiger Stimme rief er:

„Und wenn es mein eigener Sohn wäre, mein eigenes Blut, und wenn es selbst der Mann wäre, dem sie im Namen Gottvaters und Gottsohnes das Recht gegeben haben, zu binden und zu lösen, ich, Jaroslaw Patek, der Schmied, sage es euch: Sie sind beide Lügner und wert, daß sie die Hölle verschlingt!“

„Weißt du es vielleicht besser, Schmied, als der Mann auf der Kanzel?“ höhnte der vorige Sprecher.

„Ja!“ rief der Schmied, mit der rechten Hand auf seine gewaltige Brust schlagend, daß es dröhnte. „Ja, ich weiß es besser, und es ist die traurigste Nacht meines Lebens, wo ich das gesagt habe. Denn kann einer das auswischen und weglöschen, was heute in dieser Nacht an unserem Lande begangen worden ist? Das schreit zum Himmel auf! Meine Seele vergeht vor Scham, und ich möchte mich verbergen, wo mich kein Menschenauge mehr erblickt. Denn wohin ich gehen werde, werden sie mir entgegenrufen: ‚In dunkler Nacht habt ihr einen wehrlosen Mann überfallen und ein schwaches Weib und ein hilfloses Kind! Pfui über dich und dein Land!‘“

Es war ein tiefer, unsagbarer Schmerz, der die letzten Worte des Schmiedes wie von Tränen erstickt ertönen ließ. Die zunächst um ihn Stehenden schienen von sanfteren Regungen überwältigt zu sein; hie und da in der Stube ertönte ein halb unterdrückter Zuruf, der wie Zustimmung klang.

Da rief aber einer:

„Was laßt ihr ihn so lange reden? Der Schmied ist ein altes plärrendes Weib!“

„Und er hält es auch mit den Deutschen!“ rief ein anderer.

„Es ist eine Schande für uns!“ riefen einige, und mit einem Male machte sich in dem Menschenknäuel eine gegen die Tür hinflutende Bewegung bemerkbar.

„Und ich sage euch,“ rief ganz nahe bei dem Schmiede eine kleine, aber stämmige Gestalt, kennbar an einem Lederschurze, den ihr Träger zuvor abzulegen vergessen hatte, und die Stimme dieses Burschen tönte merkwürdig schneidig, fast stählern, „und ich sage euch, Nachbarn und Brüder, der sich erfrecht uns zu beschimpfen, indem er uns Lügner und bissige Hunde nennt, ist selbst ein Verräter und hält es mit den Deutschen und ihresgleichen.“

„Dich kenne ich mit deinen Tücken, falscher Geselle!“

rief der Schmied, mit der Faust nach der Stelle deutend, woher diese Worte gekommen waren.

„Du sollst mich auch kennen!“ entgegnete die kleine stämmige Gestalt.

Mitten durch das fahle Halbdunkel der Stube sah man einen hellblinkenden Gegenstand mit sausender Gewalt auf das Haupt des Schmiedes niederfallen.

Jaroslaw Patek stöhnte laut auf, dann stürzte er wie ein gefällter Baum zu Jonathans Füßen nieder.

„Er hat ihn erschlagen! Er hat ihn erschlagen!“

„Fort! Fort!“ schrien die an der Tür.

„Die Gendarmen kommen!“ ertönten andere Rufe von dem Hausflur her.

Nur noch eine flüchtige, kaum an der Zeitenuhr zu messende Weile und der nächtige Spuk hatte sich aus der Stube und dem Hause verloren, wie er gekommen war. Die Stätte betörter Leidenschaft und zügelloser Verhetzung hatte sich geleert. Nur der zu Tod getroffene, am Boden liegende Körper des Schmiedes bewies, daß das Gespenstige dieses Vorganges — dem wirklichen Leben entsprungen war.

Draußen fiel um diesen Augenblick strömender Regen vom Nachthimmel. Allmählich erlosch die Brandröte. Auf der Straße war es still geworden . . .

Wird die Flut, die niederrauscht, sich auch kühlend an die wundgeschlagenen Herzen legen?

8. Das himmlische Kind.

Es war wieder stille geworden und Ruhe eingetreten, wenn man das Stille und Ruhe nennen möchte, wenn Menschen und Dinge wieder in die alten Verhältnisse zurückfallen und dieselben Maße einnehmen, die sie zuvor eingenommen haben.

In der Landtagsstube donnerte der neue Abgeordnete

des Wahlbezirks, oder wie er sich lieber nennen hörte, der „Deklarant“ gegen die Deutschen und gegen alles „aus Wien Kommende“, und auf einem Hintergebäude der Fabrik hatte man den alten, in jener Nacht von den Flammen verzehrten Dachstuhl mit einem neuen vertauscht.

Jetzt lag dichter Schnee darauf, denn es war im Winter, und wer von den Ereignissen nicht genau unterrichtet war, ging an dem frisch gezimmerten und neu gedeckten Dache vorüber, ohne zu wissen, welch eine traurige Geschichte es hatte.

Das Leben ließ sich um sein Recht, das so alt ist wie die Welt, nicht verkürzen; wo man es erstorben glaubte, zuckte es wieder auf und bewies eben dadurch seine zwingende Notwendigkeit.

Und so durfte es niemanden wundernehmen, wenn in Jonathans Fabrik die lebendigen Räder und Schwungriemen wieder schnurrten und surrten, als hätten sie sich niemals mürrisch und unwirsch benommen; daß jetzt, wenn der „Fabrikant“, wie er wieder hieß, durch die Räume seiner Tätigkeit schritt, manche schwielige Faust grüßend nach der Mütze griff, die zuvor wie zum Hohne auf dem struppigen Kopfe verblieben war, und daß manches Auge freundlich leuchtete, das in jener Nacht nach den silbernen Leuchtern auf Jonathans Tische gierig gefunkelt hatte.

Das Leben war überall in seine alten Rinnsale eingekehrt, und es hatte eine so gleißende Außenseite angenommen, daß man fast glauben konnte, jene grauenvollen Ereignisse hätten nie stattgefunden.

Selbst das Gericht waltete nur im stillen seines Amtes.

Nicht wenige Personen hatte der Kreisrichter an seinen grünen Tisch vorgeladen und ausgefragt, aber keiner wußte sich, „und wenn es um den Kopf ginge“, zu erinnern, ob und wann er in jener Nacht sich vor Jonathans Haus eingefunden habe. Keiner hatte die Schwefellunte gesehen, von deren zufälliger Berührung mit einem Zündhölzchen das Dach

eines der Fabrikgebäude so lustig aufgeflackert war. Keiner hatte jemals das schwere Brecheisen berührt, gegen dessen Gewalt die Bohlen des Haustores sich endlich nachgiebig bewiesen hatten. Keiner endlich hatte den Eisenhammer sausen gehört, der so wuchtig auf das Haupt des Schmiedes niedergefallen, und wußte anzugeben, wer ihn geschwungen hatte.

Das Leben bäumte sich überall auf, und um sich zu behaupten, griff es nach der Lüge; und die Lüge bewährte sich in diesem Falle vortrefflich.

Ja, die drängende Triebkraft dieses Lebens ließ sich so wenig von dem strengen Untersuchungsrichter in die Paragraphen seines Strafgesetzbuches zwängen, daß ihm „unter der Hand“, wie er selbst zugestand, die Hauptschuldigen entschlüpften, während nur ein kleines Bruchstückchen jenes Menschenknäuels, der sich damals in „ungesetzlicher Zusammenrottung“ vor Jonathans Hause und in dessen Stube eingestellt hatte, in den Maschen des ausgespannten Netzes sich fangen ließ.

Der Untersuchungsrichter hatte sogar, um seine Unparteilichkeit in helles Licht zu setzen, eine „Zitation“ an den Kaplan ergehen lassen. Aber die „geweihte Hand“ des jungen Priesters hatte sich voll sittlicher Entrüstung gegen die Zumutung erhoben, als wären in seinen auf der Kanzel gefallenen Worten die Keime der unseligen Verhetzung gelegen. „Ob es denn schon so weit gekommen sei,“ rief er in höchster Aufgeregtheit, „daß der Priester auf jener Stätte, die ihm und keinem anderen gehöre, nicht einmal mehr das ‚Wort des Herrn‘ nach seinem Verständnisse und wie er es der Auffassung des ‚gläubigen Volkes‘ am geeignetsten ansehe, auslegen und erklären dürfe? Nicht einmal unter dem Kaiser Julian, dem Apostaten, sei das verwehrt gewesen. Man solle ihm in seiner ganzen Predigt, die er hier in Abschrift mitgebracht habe, eine Stelle nachweisen, in welcher er den Namen ‚Deutscher‘ ausgesprochen oder gar auf Jonathan Falk

angespielt habe, daß dieser es mit den Deutschen halte. Überall sei nur von Kain und Abel die Rede, und die seien Personen des Alten Testaments, und man werde doch nicht im Ernste daran gehen, den Text der Bergpredigt von ‚jenen, die nach der Gerechtigkeit hungern und dürsten‘, vor den Strafrichter zu zitieren?“

Die Untersuchungsbehörde hatte feinlächelnd den „geweihten“ Zeugen entlassen, ihm aber beim Fortgehen den klugen Rat zu gründlicher Befolgung auf den Weg mitgegeben, in der Auswahl der biblischen Texte in Zukunft mehr Vorsicht walten zu lassen, da man in einem „zweisprachigen“ Lande lebe.

Es stimmte beinahe zur Heiterkeit, daß selbst derjenige, der über die Vorgänge jener Nacht die beste Auskunft hätte geben können — zu neuem Leben erwacht war.

Jaroslaw Patek, der Schmied, war dem wuchtigen Schlage, der seinem Haupte gegolten hatte, nicht erlegen. Jaroslaw Pateks Natur war zu stämmig und kräftig angelegt worden, um sich sogleich und ohne Verteidigung, bloß weil es ein eiserner Hammer so gewollt hatte, in ihr Nichts aufzulösen.

Viele Tage und Nächte rang und kämpfte sie gegen die allzeit bereite Todesgewalt, bis sie endlich Siegerin blieb. Aber als er, der starke Mann, wieder zu lichtem Bewußtsein zurückkehrte, ließ er, krank und gebrochen wie er war, zuerst um Jonathan Falk schicken.

„Bruder,“ hatte er zu ihm mit schwacher Stimme gesagt, und doch klang jedes seiner Worte fest und bestimmt, „du hast den Mann, der mir das getan hat, nicht gesehen und erkannt?“

Er wies mit aufgehobenen Fingern nach der Wunde an der linken Schläfe seines Hauptes.

Jonathan verstand ihn wohl und nickte ihm zum Zeichen seines Einverständnisses zu.

„Die vom Gericht,“ begann der Schmied wieder, seine Stimme zu einem fast unhörbaren Flüstern herabdrückend, „haben mir auf dem Krankenlager den Hammer vorgewiesen, den sie bei dir an Ort und Stelle gefunden haben. . . . Ich habe den Hammer aus meiner Werkstätte nicht erkannt, es war ein fremder Hammer, der mich niedergeschlagen hat . . .“

Die letzten Worte stieß er mit großer Anstrengung heraus, so daß er für eine geraume Weile erschöpft innehalten mußte.

„Indessen ist Jan Swatek, mein Geselle, verschwunden,“ sagte er dann anscheinend gleichgültig, „und kein Mensch weiß, wohin er gekommen ist; er ist wie in die Erde hinein versunken — und mein Sohn ist wieder ins Studieren nach Prag gegangen.“

Eine finstere Wolke hatte sich auf der Stirne des Schmiedes zusammengezogen, nachdem er seines Sohnes Erwähnung getan. Dann hatte er, sich zur Wandfläche wendend, Jonathan angedeutet, er möge ihn nun verlassen.

So klammerte sich alles, alles, was mit den Geschehnissen jener Nacht in irgend einer Beziehung stand, an jenen vieläſtigen Baum an, den wir Leben nennen.

Von den roten Ziegeln des neuen Daches angefangen, bis herab zu den Aktenbündeln in der Amtsstube des Untersuchungsrichters, die nach Hunderten von „halbbrüchigen“ Bogen zählten, überall ein und dasselbe Bemühen, jenem nächtigen Spuk eine Deutung zu geben — die mit der Wahrheit auf sehr schlechtem Fuße stand!

Nur in dem Hause Jonathans schien jenes Drängen und Emporwuchern eines neuen Lebens sich fast zögernd niederlassen zu wollen.

Der Sprechversuch des armen Knaben hatte sich als keine Täuschung erwiesen. Bernhard redete! Das Band der Stummheit war in jener Nacht wirklich gesprengt worden.

„Ich weiß nicht, was dich gesund gemacht hat,“ sagte

Dorothea einmal, nachdem sie dem allerdings noch immer unvollkommenen Reden des Kindes lange gelauscht hatte; „ob es ein Wunder war oder etwas anderes, was ich nicht begreife, aber das weiß ich, daß du jetzt reden kannst, fast ganz so reden, wie dein Vater.“

Aber während Jonathan oft mitten in der ernsten Arbeit seiner Tätigkeit unwillkürlich lächelte und dann aufstand, um nach Hause zu eilen, bloß um sich aufs neue zu überzeugen, daß Bernhard wirklich und in der Tat mit seinem Munde spreche, daß ihn keine Sinnestäuschung befangen halte und alles so eingetroffen war, wie Veile Oberländer und Dorothea vorausgesagt hatten, vermochte sein junges Weib von den Schrecknissen jener Nacht sich nicht mehr zu erholen. Alles, was Leben in ihr hieß, war damals für immer zerstückt und gebrochen worden, und aus der Ohnmacht, die sie in jener fürchterlichen Stunde befallen, war sie nur erwacht, um einem langen Siechtum entgegenzugehen, das mit einer anderen, aber ewigen Ohnmacht endigen sollte.

Der Todesengel, wie ihn Veile Oberländer geschildert, hatte wieder einmal sein Schlachtmesser geschwungen; ein Blutstropfen war zur Erde gefallen, und wo er hinfiel, stand gerade das Haus Jonathans und das junge Leben der Mutter seines Kindes.

Tage und Wochen und Monate waren vergangen; draußen blies der Wintersturm über das beschneite Land, und es war ein kalter, grimmiger Winter, wie sich dessen die ältesten Leute nicht erinnern konnten. Es hatte den Anschein, als ob eine Menschenseele nur den ersten Sonnenstrahl, nur das Erscheinen des ersten Blümchens erwarten wollte, um dann den Weg anzutreten, den sie Befreiung nennen.

Bella hatte seit jener Nacht das Bett nicht mehr verlassen können; ohne ein ausgesprochenes Leiden, ohne jeden „Anhaltspunkt“, wie der Ausspruch des Arztes lautete, welkte die junge Frau hin, und doch wollte derselbe Arzt nicht zu=

geben, daß sie eigentlich krank sei. Er sagte das wenigstens, so oft ihn Jonathan befragte, um ihn zu trösten; in eine weitläufigere Erörterung sich einzulassen oder die Möglichkeit zu besprechen, ob für dieses junge Leben noch eine Quelle irgendwo rieselte, um daraus mit einem frischen Trunke sich zu erlaben, davon hielt ihn sein wissenschaftliches Standesgefühl oder vielmehr sein Mitleid ab.

Die volle Wahrheit erfuhr Jonathan erst, als er einmal nach Monaten seiner alten Freundin Veile seine Befürchtungen über den Zustand seines jungen Weibes aussprach.

„Sie klagt nicht, sie ist eher lustig und heiter wie niemals zuvor,“ sagte er zu ihr; „sie hat Tage, an denen sie so gesund ist wie ein anderer Mensch, und doch sagt mir eine innere Stimme, daß Bella sehr krank ist.“

Er war es von jeher gewohnt, daß die alte Frau lindernd und tröstend alles berührte, was von ihm ausging, mochte es ein großes oder ein kleines Leid sein. War sie es nicht gewesen, die mit unanfechtbarer Zuversicht die Gesundung seines Kindes vorhergesagt hatte? Vielleicht fand sie in dem unerschöpflichen Borne ihrer Liebe für ihn ein Wort des Trostes und der Hoffnung.

Die alte Frau hörte ihn stillschweigend an, aber ihre Miene war tieftraurig geworden.

Endlich sagte sie:

„Hast du dir einmal schon ein Glas betrachtet, wenn man das Wasser oder den Wein ausgeschüttet hat? Anfänglich meinst du, es ist alles schon herausgeflossen, dann kommen aber noch immer zwei oder drei Tropfen zum Vorschein, die möchten um keinen Preis von ihrer Stelle fortgehen. Das Glas ist ihnen zu lieb geworden, warum sollen sie auch fortgehen? Sollen sie mir nichts dir nichts sich ausgießen lassen? Dazu ist noch immer Zeit, sie haben eben keine Eile und können sich gedulden. Und dann —“

„Und dann?“ wiederholte Jonathan schwer atmend.

„Und dann," sagte die alte Frau im Tone der tiefsten Bekümmernis und die starblinden Augen forschend auf Jonathans Antlitz geheftet, „wenn du dich nach den Tropfen, die in dem Glase waren, umsiehst, so sind sie mit einem Male verschwunden. . . . Gott der Lebendige weiß, wo sie hingekommen sind. . . . Hast du mich verstanden?" . . .

Ob er sie verstanden hatte! Er sah vor sich die schwindenden, verrinnenden Tropfen im Wasserglase und dachte dabei an sein junges Weib zu Hause auf dem Krankenlager. . . .

„Ich glaube, Jonathan, mein Sohn," sagte Beile Oberländer nach einer langen Weile, „du mußt dich auf etwas gefaßt machen . . . so um das Frühjahr herum, meine ich, wird sich etwas erfüllen, was dir bestimmt ist. Nach allem, was ich höre, kenne ich mich im Zustande deines Weibes aus. Mach dich gefaßt, Jonathan, mein Sohn . . ."

Seit dieser Unterredung mit seiner alten Freundin waren wieder Tage und Wochen verstrichen.

Jonathan gab sich keiner Hoffnung mehr hin, die Tropfen im Wasserglase waren auf eine erschreckend kleine Zahl herabgesunken.

Ja, sie war wieder lustig und heiter geworden, das junge Weib Jonathans, und aller Harm und alle Bedrängnisse schienen von ihr genommen zu sein. Die schwarze Wolke hatte sich erhoben und schwebte noch als ein dunkler Punkt an dem Himmel. Auch das silberhelle Lachen war wieder zurückgekehrt, und es hatte jetzt den vollen, durch keinen jener Mißtöne, in die es früher umschlug, beeinträchtigten Klang, der dem Herzen so wohl tat, und an manchen Tagen war sie, wie Jonathan gesagt hatte, so gesund wie jeder andere Mensch.

Nur die durchsichtige Blässe auf den abgezehrten Wangen wollte trotzdem etwas anderes behaupten.

An einem so gesunden Tage, nachdem sie lange Zeit

von ihrem Krankenlager aus dem Schwatzen Bernhards gelauscht hatte, rief Bella das Mädchen an ihr Bett und sagte zu ihr:

„Im Grunde genommen, Dorothea, hast du eigentlich mit dem Kinde jetzt wenig zu schaffen. Bernhard hat seinen Mund wiederbekommen, und wie prächtig weiß er ihn zu benützen!“

„Das ist wahr,“ entgegnete darauf Dorothea rauh und abstoßend.

„Was ist wahr?“ fragte Bella.

„Ich könnte jetzt wieder gehen,“ rief das Mädchen, ganz gegen seine frühere Weise, mit überquellender Heftigkeit; „ich könnte jetzt gehen, denn ich habe hier im Hause nichts mehr zu tun.“

„Was du doch für eine Närrin bist, meine gescheite Dorothea!“ rief Bella nach einer Weile mit ihrem silberhellen Lachen. „Ich hätte immer gedacht, du verstehst dich auf Spaß.“

„Dorothea!“ rief sie wieder nach einigen Augenblicken, aber diesmal mit solcher Innigkeit, mit solchem Ernste, wie noch nie zuvor. „Komm her, Dorothea, ich gebe dir einen Kuß!“

Dorothea neigte sich zu ihr herab; die heißen Lippen der Kranken legten sich brennend auf die Stirne des Mädchens.

Dann hielt sie sie ganz nahe ihrem Gesichte mit ihren Armen umschlossen und betrachtete stillschweigend ihr Antlitz.

„Wie schön und groß du geworden bist, Dorothea,“ sagte sie mit ungeheuchelter Bewunderung, „seit du zu uns ins Haus gekommen bist! Damals warst du noch ein halbes Kind und durchaus nicht schön. Was dich nur so schön und groß gemacht hat, Dorothea?“

Sie schien es nicht zu bemerken, daß sich Dorothea ihren Armen entwunden und dann flammendrot von ihr abgewendet hatte.

„Dorothea!“ rief sie wieder nach einer Weile.

Das Mädchen trat zu ihr.

„Was du doch für eine Närrin bist, Dorothea, wenn du meinst, du könntest jetzt nach Hause gehen! Weil mein armer Knabe jetzt nicht mehr stumm ist, glaubst du, jetzt sei alles aus? Gerade jetzt, du Närrin, wirst du nötiger sein als sonst. Oder willst du gehen, Dorothea? Mußt du vielleicht gehen?“

Statt aller Antwort brach das Mädchen in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Willst du gehen?“ wiederholte Bella mit großer Heftigkeit.

„Ich will bleiben!“ rief Dorothea.

Welch ein süßes Lächeln tiefster Befriedigung glitt über die blassen Züge der Kranken! Minutenlang lag sie dann da mit geschlossenen Augen und schien in wohligem Nachdenken das Gehörte noch einmal nachzuempfinden. Mit einem Male richtete sie sich in ihrem Bette auf; sie mochte sich seltsam gestärkt in diesem Augenblicke fühlen.

„Dorothea,“ rief sie, „was ist heute draußen für ein Tag?“

„Die Sonne glitzert auf dem Schnee der Dächer.“

Die Kranke wiederholte langsam Wort für Wort; dann meinte sie:

„Dir ist eigentlich ein merkwürdiges Geschick beschieden worden, Dorothea! Jahrelang hast du dich mit meinem armen Bernhard geplagt, hast ihn, trotzdem du noch ein halbes Kind warst, auf deinen Armen herumgetragen. Und jetzt, nachdem alles besser geworden ist, kommt wieder eine, und diese eine fragt dich: Möchtest du ihr nicht auch diesen Liebesdienst erweisen? Möchtest du sie nicht auch auf deinen Armen tragen, Dorothea?“

Und als Dorothea sie erschreckt anstarrte, sagte sie mit jenem unwiderstehlichen, den Kranken eigentümlichen Lächeln:

„Dorothea, ich möchte sehen, wie die Sonne auf dem Schnee glitzert. Trag mich ans Fenster!“

Mit welcher Raschheit Dorothea den großen Lehnstuhl an die sonnigste Stelle neben das Fenster rückte; mit welcher Sorgfalt sie die Kranke in ihre warmen Arme nahm und auf den wohlbereiteten Sitz trug, um ihr von da aus den günstigsten Ausblick nach den schneebedeckten Dächern der Häuser und dem goldenen Tageslichte zu gewähren!

„War ich dir schwer, Dorothea?“ fragte Bella, sich mit großem Wohlbehagen in dem Lehnstuhl zurechtrückend.

Erst antwortete Dorothea nicht, dann sagte sie ausweichend, ohne ihre Traurigkeit unterdrücken zu können:

„Schwerer als mir Bernhard jemals gewesen ist.“

„Närrchen,“ rief Bella, „warum willst du nicht sagen, daß ich dir federleicht gewesen bin, wie ein junges Vögelchen, das eben erst aus dem Neste seiner Mutter kriecht? Ja, wie ein Vögelchen,“ setzte sie nach einer Weile mit einem leichten Seufzer hinzu, „das zum ersten und vielleicht auch zum letzten Male versuchen will, wozu ihm die Flügel gegeben worden sind.“

Sie sah dann in die glitzernde Sonne, die jedes Schneestäubchen auf den Dächern in einen funkelnden Edelstein verwandelt hatte.

Von der Gasse herauf drang das Geknarre des schweren Fuhrwerks auf dem hartgefrorenen Pflaster. Von der Kirche läutete es; der Glockenton durchschnitt scharf die reine kalte Luft.

„Warum läuten sie jetzt, Dorothea?“ fragte sie. „Es ist ja noch nicht Mittag.“

„Es wird ein Seelenamt dort sein,“ meinte Dorothea.

„Was ist das, Dorothea?“

„Man nennt es auch eine Seelenmesse, die der Priester für einen Verstorbenen abhält.“

Sie schien der Belehrung Dorotheas gleichwie den

Glockentönen aufmerksam zu lauschen; sie hatte den Kopf in die eine Hand gestützt und sah wieder hinaus auf den glitzernden Schnee, der für sie ein unauflösliches Geheimnis sein mochte, dessen Enthüllung sie anderswo finden sollte.

„Dorothea!“ rief sie mit einem Male.

Die Glocke hatte soeben ausgeklungen.

„Erzähle mir doch einmal, wie es dir ist, wenn du gebeichtet hast!“

„Ich beichte nicht mehr.“

„Warum?“

„Ich hab's aufgegeben.“

„Kann man so etwas aufgeben?“

Dorothea schwieg beharrlich.

„Du willst vielleicht mit mir nicht über solche Dinge sprechen, Dorothea,“ sagte Bella, „weil du denkst: Was geht das die fremde Frau an, die mit mir doch nicht in eine und dieselbe Kirche geht!?“

Und ohne eine Gegenbemerkung abzuwarten, die ihr Dorothea etwa entgegenhalten mochte, fuhr sie wie in einem halb traumhaften Selbstgespräche zu reden fort:

„Ist es nicht merkwürdig, daß ich und Hunderttausende gleich mir nicht wissen, ja nicht einmal begreifen können, was eine Beichte ist, oder wie es einer zumute ist, wenn sie gebeichtet hat! Und in einer und derselben Stube atmet mit mir jemand, ißt mit mir an demselben Tische, lebt in beständigem Verkehr mit mir! Die weiß das alles und weiß sich darüber Rechenschaft abzulegen . . . und ich kann es nicht. Woher kommt das? Muß es solche Scheidewände geben?“

Sie mochte an diesem lauten Gedankenleben ihr Gefallen finden, denn die glänzenden Augen gegen das Fenster gerichtet, vielleicht in gänzlicher Vergessenheit, daß noch irgend jemand außer ihr in dieser Stube sich befinde, spann sie den einmal aufgegriffenen Faden weiter fort:

„Beichte, was ist das? Ein Mensch kommt zu einem anderen Menschen, der ist hiefür bestimmt, und teilt ihm an einem geheiligten Orte mit, was seine Seele bedrückt, was er für große und kleine Sünden begangen hat. Und der andere, der kraft seines Amtes binden und lösen kann, sagt ihm dann entweder: ‚Du kannst rein und schuldlos von hinnen gehen,‘ oder: ‚Ich kann dir nicht verzeihen.‘ . . . Wenn ich weiß, dort und dort ist ein Mensch, zu dem kannst du zu jeder Stunde des Tages gehen, er ist immer bereit dich anzuhören, dich zu trösten, wenn du dessen bedarfst, er hat ein Urteil darüber, ob du etwas Sündhaftes begangen oder nicht; er wägt das alles auf seiner Wage und sagt dir dann, ob er es zu leicht oder zu schwer befunden hat. . . . Wenn ich weiß, einer ist da, der ist ein Mensch wie du, der hat vielleicht auf dem nämlichen Irrwege gestanden wie du, wenn ich das alles weiß, so ist das für mich etwas, was ein Stab für einen Blinden oder der Grund für ein Haus ist. Darauf kann ich mich stützen, darauf kann ich weiter bauen! Ein Mensch, der den Mut hat, vor einem anderen die verborgensten Stellen seiner Seele aufzutun, ihm sagt: ‚Hier hast du den Schlüssel, sieh dich in mir um, wie du willst!‘ ein solcher Mensch ist kein verschlossener Kasten wie bei uns! Wer hat den Schlüssel bei uns? Er liegt oben bei Gott!“

Noch immer spann sie an diesem Gedankenfaden weiter; das Gespinst mochte für die Kranke etwas Verlockendes haben, daß sie das Ende sehen wollte.

„Was sagen sie doch zu uns?“ fing sie nach einer Weile wieder an, die glänzenden Augen noch immer gegen das Fenster gerichtet.

Dorothea aber lauschte den Worten Bellas, als wären diese an sie gerichtet worden und nicht an die Seele der Sprecherin selbst.

„Was sagen sie doch bei uns, wenn man ein Bedürfnis

fühlt nach dem, was Beichte heißt? Zuerst sagen sie: ‚Du bist ein Weib, und für die Weiber haben wir keine Religion! Die ist nur für die Männer!‘ Sie haben bei uns eine eigene Abteilung in ihren Bethäusern, wo die Weiber hinter Gittern zusehen und hören können, wie ihre Männer eigentlich die Religion sind. Dann sagen sie: ‚Wir haben keine Priester! Wir haben keinen, der binden und lösen kann! Bei uns muß jeder, der sein Gemüt bedrückt fühlt oder eine Schuld auf der Seele hat, mit sich selbst fertig werden und muß sein eigener Priester sein! Du willst einem Menschen dich anvertrauen, sagen sie, vor einem Menschen willst du das Innerste deiner Brust ausschütten? Wer und was ist dieser Mensch? Hältst du dich selbst für so gar nichts, daß du erst eines andern bedarfst, wenn du mit dir ins reine kommen willst?“

Über dem letzten Gedanken schien ihre Seele müde geworden.

Dorothea hörte noch, wie sie flüsternd mit halbgeschlossenen Augen vor sich hinfragte:

„Wer von beiden hat recht?“

Dann schwieg sie, und an den ruhigen Zügen ihres Atems merkte das Mädchen, daß die Kranke eingeschlummert war.

Nach diesem „gesunden“ Tage mit dem glitzernden Sonnenscheine auf den Dächern waren wieder Tage gekommen, an denen Bella unfähig war, an Dorothea die Bitte um den Liebesdienst zu richten, sie ans Fenster zu tragen. Der Wintersturm fegte wieder durch die Gasse, und der Lehnstuhl am Fenster blieb leer!

Dann war es, als ob die Sonne verschämt der Kranken zuriefe:

„Ich kann dich noch nicht befreien, es fehlt mir die Kraft dazu! Warte noch! Das Frühjahr ist noch nicht gekommen!“

Eines Tages hörte sie von ihrem Krankenlager aus,

wie Dorothea in der angrenzenden Stube den Knaben zur Rede stellte. Die Stimme des Mädchens klang scharf; so hatte Bella sie noch niemals gehört.

Sie horchte hoch auf.

„Warum stotterst du so ängstlich, Bernhard?“ rief Dorothea. „Du darfst nicht stottern, du mußt immer mutig reden! Du mußt es wie dein Vater machen, Bernhard! Siehst du, wie das Gesindel in sein Haus gedrungen kam mit Äxten, Beilen und Brecheisen, meinst du, er ist vor Furcht verstummt? Nein, aufrecht ist er gestanden, seine Augen haben geblitzt, er hat ein Messer in der Hand gehabt, und da haben sie sich vor ihm gefürchtet. So mußt du's auch machen, du darfst keine Furcht zeigen, denn davon kommt viel Unglück!“

Die Kranke horchte noch auf, dann lächelte sie vor sich hin.

Woran eine solche Kranke nicht denkt, wenn sie Tage und Wochen und Monate das leise Flüstern und Knistern der Geister vernimmt, die ihr uraltes Lied von der Befreiung des irdischen Leibes zu singen nicht müde werden?

Da hat das Erinnern tausend Ausgangspförtchen, durch die es ungehindert hinausschlüpfen kann, um sich da und dort zu ergehen. Niemand bewacht es, niemand hält es eifersüchtig zurück. Voll mit Beute beladen, trauriger und lustiger kehrt es von einem jeden Ausflug in sein Heim zurück. Jenes Flüstern und Knistern der singenden Geister hat eine Macht, gegen die keine andere aufkommt, denn „du bist unser!“ singen jene Geister.

So erinnerte sich Bella eines Morgens, daß Dorothea vor langer Zeit ihrem Knaben ein Märchen erzählt hatte, worin beständig die Worte vorkamen:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!“

und seitdem wiederholte sie diese Worte, als wäre sie selbst

wieder zum Kinde geworden, das an solchen Reimen das beste Behagen hat, fast zu jeder Stunde des Tages. Sie rief sie bald laut in heiterer Stimmung aus, bald wieder schien sie mit ihnen ein trauriges Echospiel zu treiben. Sie wußte wohl warum.

In einer Nacht fuhr es erst mit leisen, dann aber immer heftiger und dringender pochenden Fingern an den Fenstern der Stube vorüber, worin die Kranke lag.

Das war der Wind, der sich aufgemacht hatte, um mit einem Male alles hinwegzufegen, was an den Winter erinnerte. Frühmorgens, als die Leute aufwachten, fanden sie, daß das „himmlische Kind" in der einen Nacht mehr zuwege gebracht hatte, als sie noch gestern sich vorgestellt hatten. Es wehte eine weiche warme Luft; auf den Dächern war sämtlicher Schnee verschwunden, und aus den Dachrinnen plätscherten ganze Bäche hellen Wassers, das erst unter der Berührung mit der schmutzigen Straße sich verunreinigte.

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

rief Bella früh am Morgen.

An demselben Tage war Jonathan aus der Kreisstadt zurückgekehrt, wohin ihn der Untersuchungsrichter als Hauptzeugen in seiner eigenen Sache vorgeladen hatte.

Die erste Frage, die sie an den Eintretenden richtete, nachdem sie ihn mit überströmender Herzlichkeit begrüßt hatte, lautete:

„Haben sie dich verurteilt, Jonathan?"

„Mich?" fragte dieser erschrocken und trat an das Bett der Kranken, denn er glaubte nichts anderes, als daß Bella irre zu reden anfange.

„Erschrick nicht so, Jonathan," sagte sie sogleich, „es hätte ja auch so kommen können."

Dann erzählte ihr Jonathan, wie es ihm in der Kreisstadt vor dem Untersuchungsrichter ergangen, wie es ihn mit

Ekel und tiefstem Schmerze erfüllt, all die Erlebnisse jener Nacht noch einmal bis in die kleinsten Kleinigkeiten berichten zu müssen, und wie ihm im Anblicke dieser Strolche, von denen ihm einige von Angesicht zu Angesicht vorgestellt worden, beständig der Gedanke beschäftigt habe, was sie sagen würden, diese Unmenschen, wenn sie wüßten, daß seine Bella seitdem krank zu Hause liege!

„Aber du wirst sehen, Bella,“ sagte er zuletzt, „du wirst sehen, es wird jetzt ganz anders werden! Du wirst gesund werden, wie du es immer gewesen bist. Und es wird eine Zeit kommen, wo uns das, was wir erlebt haben, wie ein schwerer Traum erscheinen wird.“

Sie hatte mit weit offenen Augen dem Berichte Jonathans gelauscht, wenigstens schien es so. Dann richtete sie sich im Bette höher auf, und Jonathan konnte bemerken, daß eine seltsame Wandlung mit der Kranken seit der kurzen Zeit seiner Abwesenheit vorgegangen war.

„Weißt du, Jonathan,“ rief sie, schwach lächelnd, „ich entdecke erst jetzt, welchen schönen Namen du eigentlich hast, Jonathan! Ist das nicht der treue Königssohn aus der biblischen Geschichte, an die ich mich von der Schule her sehr gut erinnere? Aber der andere, der sich seinen Freund nannte, war nicht so. Ich habe schon in der Schule den Eindruck gehabt, daß der andere es nicht so gut gemeint hat mit dem treuen, sich immer gleichbleibenden Jonathan! Er hat nur stets an sich gedacht, und nirgends steht geschrieben, was er eigentlich für Jonathan getan hat.“

Nach einer längeren Zeit, während welcher sie ihre Augen auf Jonathans Antlitz geheftet hielt, legte sie ihre fieberheiße Hand auf seine und sagte:

„Der Wind hat sich gelegt? Ist neuer Schnee gefallen?“

„Die Sonne scheint so warm! Wenn es so fortgeht, so fangen noch in dieser Woche die Bäume in unserem Garten an auszuschlagen.“

„Jonathan!"

„Was willst du, Bella?"

„Willst du mir einen großen Gefallen erweisen?"

„Du fragst noch?"

„So schicke mir noch heute um Veile Oberländer. Ich muß mit ihr sprechen."

Jonathan erbebte in tiefster Seele.

„Sie wird dich aber erschrecken, Bella," sagte er tonlos. „Du kennst ja ihre Art."

„Ich erschrecke vor gar nichts mehr!" meinte sie mit ihrem alten Lächeln.

„Ich möchte um sie erst schicken, wenn du ganz gesund bist."

„Tu das ja nicht, Jonathan," rief die Kranke wie warnend, „sie könnte sonst zu spät kommen."

„Veile Oberländer ist so stark wie ein Riese, die wird alt bis zu hundertundzehn Jahren," versuchte Jonathan zu scherzen.

Bella antwortete nicht, aber zwischen ihren Lippen kamen wieder halb geflüstert, halb gesungen die Worte des uralten Märchens hervor:

„Der Wind, der Wind,
Das himmlische Kind!"

und Jonathan wußte nun, daß er die Bitte seines kranken Weibes erfüllen müßte.

Eine halbe Stunde darauf trat Veile Oberländer in die Krankenstube. Trotz der Eile, mit der sie sich auf Jonathans dringende Bitte auf den Weg gemacht hatte, zeigte ihre Haltung sowohl als ihr Anzug dieselbe stramme Unabhängigkeit und Reinlichkeit wie sonst. Sie war nach ihrer Art geräuschlos eingetreten, das Stäbchen, womit sie sich selbst die zu beschreitende Bahn beschrieb, in der rechten Hand und unter dem linken Arme ein Buch tragend, das auf einen flüchtigen Blick hin für die Andacht bestimmt schien. Jonathan,

der am Bette Bellas, der Türe abgewendet, saß, hatte ihr Kommen nicht bemerkt, aber die Kranke rief sogleich mit heller Stimme:

„Guten Morgen, Frau Beile, guten Morgen! Ich fürchte mich jetzt gar nicht mehr vor ‚Benemmerinnen‘.“

Die alte Frau war an der Türe stehen geblieben und tastete mit den Fingern an einem der Pfosten herum, bis sie die Stelle entdeckt hatte, wo die „Mesuse“ hing.

Erst nachdem sie das Täfelchen berührt und die Finger andächtig an den Mund gebracht hatte, tappte sie behutsam vorwärts. Jonathan geleitete sie zu dem Sitze, den er an dem Bette eingenommen hatte. Sie setzte sich, ihr Kleid glättend, und sagte:

„Den guten Morgen zurück, mein Kind! Seit wann hat sich mein Kind vor ‚Benemmerinnen‘ gefürchtet?“

„Es hat eine Zeit gegeben, da hab' ich mich gefürchtet; ich war fest überzeugt, daß es solche Weiber gibt. Aber seit mein armer Knabe das Sprechen wiederbekommen hat, glaube ich nicht mehr daran,“ meinte die Kranke.

„Wer hat mich denn eigentlich zu sich bestellt von euch beiden?“ sagte mit einem Male die Blinde. „Bist du's, Jonathan, mein Sohn, oder ist es dein Weib?“

„Ich allein,“ rief Bella.

„Wenn dem so ist,“ sagte Beile Oberländer, „so mußt du uns auch allein lassen, Jonathan, mein Sohn. Was hat auch ein Mann dabei zu sein, wenn zwei Frauen miteinander etwas zu reden haben? Es schickt sich einmal nicht.“

Und obwohl diese Worte mit einer an der alten Frau höchst seltsamen Scherzhaftigkeit vorgebracht wurden, lag ihnen doch ein so furchtbarer Ernst zugrunde, daß sich ihm in keiner Weise etwas entgegensetzen ließ. Jonathan ging zur Stube hinaus.

„Und jetzt red, mein Kind, red dich aus zu mir! Wir sind allein.“

„Ich habe alles vergessen,“ klagte die Kranke, durch die Hastigkeit der alten Frau wahrscheinlich verschüchtert. „Ich erinnere mich an gar nichts mehr. Nur das eine weiß ich, ich habe nur mit Veile Oberländer sprechen wollen und mit keiner anderen Person.“

„Soll ich dir sagen, mein Kind, was du mit mir reden willst?“

„Ja!“ flüsterte Bella.

Es ging ein wunderbares Leuchten und Zucken über die starren Gesichtszüge der alten Frau. Sie hatte sich erhoben und war an das Kopfende des Bettes getreten.

„Wo bist du, mein Kind?“ rief sie, indem sie mit den Händen an den Kissen herumtastete.

„Hier!“ sagte die Kranke, die Hände der alten Frau auf ihrer Stirn festhaltend.

„Hast du noch eine Mutter, mein Kind?“ fragte Veile, indem sie sich tief zu der Kranken hinabbeugte.

„Ich war zehn Jahre alt, als ich sie verlor.“

„Deswegen also?“ murmelte die alte Frau, aber so leise, daß die Worte das Ohr der Sterbenden kaum berührten.

Dann richtete sie sich wieder auf, und indem sie ihre Hände auf den Kopf der Kranken legte, sprach sie langsam und eindringlich in der Sprache Zions einen langen Satz, den sie mit einem zwiefachen Amen endigte.

„Was ist das?“ fragte Bella, nachdem Veile wieder ihre Hände entfernt hatte, mit schwacher Stimme.

„Das weißt du nicht? Das ist unser Priestersegen.“

„Ich möchte das deutsch hören.“

„Das kommt auf eines hinaus, mein Kind. Ich kann ihn dir auch auf deutsch sagen,“ sagte Veile, und es klang etwas von Stolz heraus, daß sie sich hierfür auch einer anderen Sprache bedienen konnte.

„Der Herr segne und behüte dich! Der Herr lasse leuchten sein Angesicht über dich und sei dir gnädig! Es

wende Gott sein Angesicht dir zu und gebe dir den Frieden! Amen! Amen!"

Eine geraume Weile lag die Kranke lautlos, und in der Stube war es so stille geworden, daß man von der Gasse herauf nur das Plätschern des Wassers aus der Dachrinne vernehmen konnte.

„Wie kommt es," rief Bella, die Hand der Blinden ergreifend, „daß Veile Oberländer, eine Frau, diesen Segen spricht? Es ist ja der Priestersegen."

„Weißt du das auch nicht, mein lieb Kind?" erwiderte Veile. „Hat dir das dein Vater oder deine Mutter niemals gesagt?"

„Niemals, niemals!"

„So will ich es dir sagen," rief die Blinde feierlich. „Bei uns kann jeder diesen Segen sprechen, Mann oder Weib. Denn bei uns ist jeder Priester in seinem eigenen Hause. Wenn ein Kind aus der Heimat fortgeht, so legt ihm der Vater die Hände auf den Kopf und sagt diesen Segen. Wenn eine Tochter ihre Eltern verläßt, um zu ihrem Manne zu ziehen, so segnet sie die Mutter mit diesem Spruche. Jedermann kann ihn sagen, denn er ist für jedermann da. Und so, mein lieb Kind, mußt du dir auch erklären, wie der Segen auf meine Lippen kommt. Du mußt dir vorstellen, in diesem Augenblicke bin ich deine —"

„Mutter!" rief die Kranke mit einem durchdringenden Schrei.

„Reg dich nicht zu sehr auf, mein Kind!" beschwichtigte die alte Frau, und indem sie sich niederbeugte, legte sie den Kopf der jungen Frau an ihre Brust, daß er daran ruhen konnte. „Reg dich nicht auf," wiederholte sie zärtlich, „du wirst deine Kräfte noch bedürfen."

So hielt sie die Kranke lange umschlossen, bis sie, die Starblinde, an einem leisen Weinen erkannte, daß die Aufregung der Sterbenden sich gelindert haben mochte.

„Wein dich nur aus, mein Kind!“ sagte sie dazwischen. „Das wird dir wohltun, und red nicht früher, als bis dir das alles vom Gemüt herunter ist. Oder willst du lieber einschlafen?“

„Es ist jetzt keine Zeit mehr zum Schlafen, Mutter!“ begann die Kranke wieder. „Ich weiß jetzt auch, was ich mit dir und nur mit dir habe reden wollen. Es liegt mir auf der Seele seit langer Zeit und noch bevor ich krank geworden bin. Denn vieles hat sich in mir geändert, und manches, was ich früher anders angesehen habe, steht nun in seiner wahren Gestalt vor mir. Ich bin kränker, als du dir denkst und vorstellst, Mutter! Ich werde nicht mehr schlafen, ich werde nicht mehr einschlafen!“

„Reg dich nicht auf, mein liebes Kind!“ unterbrach sie Veile, „es könnte dir schaden.“

Sie sah nicht das wehmütig traurige Lächeln, das sich auch jetzt noch auf dem immer blässer und schmäler werdenden Antlitze zeigte, sie hörte nur, wie das junge Weib mit Anstrengung sprach:

„Laß mich jetzt reden, Mutter, solange und soviel ich nur kann! Was hättest du davon, wenn ich wieder einschlafe und wieder aufwache, und ich habe doch nicht geredet? Es kommt ja doch ein Tag, da schlafe ich nicht mehr ein. Laß mich also reden. Ich habe eine Bitte an dich, Mutter, es ist eine große und schwere Bitte! Versprich mir aber, daß du sie erfüllen wirst, wenn es in deiner Macht liegt. Versprich mir es; denn sonst kann ich nicht reden.“

„Ich verspreche dir's, mein lieb Kind, und wenn es mein Leben kostet!“ sagte Veile Oberländer mit volltönender Stimme.

„Ich kann es aber nicht laut sagen,“ flüsterte die Kranke, „es muß vorläufig geheim bleiben zwischen dir und mir, Mutter.“

„So sag es mir ins Ohr, mein lieb Kind, ich höre dich schon.“

Bella hatte sich in den Armen der alten Frau höher aufgerichtet, bis ihr Mund dicht am Halse Veiles lag; sie sprach in so leise geflüsterten, fast gehauchten Worten, daß es des schärfsten Gehörs bedurft hätte, um sie zu vernehmen.

Und doch vernahm Veile Wort für Wort den Inhalt, den das junge Weib ihr anvertraute.

War es das Geständnis einer schuldbeladenen Seele, die Offenbarung eines Vorganges, auf dem diese heimwärts trachtende Seele einst gestrauchelt, daß die alte Frau darüber so erschrak? Sie mochte etwas Ungeheuerliches vernommen haben; ihre starblinden Augen standen weit offen und durch die hohe Gestalt ging ein Zucken und Beben ... und sie, die eine Sterbende in ihren Armen hielt, fühlte, daß sie schwach wurde.

Trotzdem bezwang sich diese stramme, wettererprobte Natur, wie schwer es ihr auch ankommen mochte.

„Hast du dich jetzt ausgeredet, mein lieb Kind?“ fragte sie.

„Ja!“

„So ruh dich jetzt ein wenig aus. Später wollen wir mehr miteinander reden.“

Mit unendlicher Zärtlichkeit bettete sie dann den Kopf der Kranken in die Kissen und tastete hierauf nach dem Lehnstuhle, in den sie sich niederließ. In diesem Augenblicke mochte die Blinde vergessen haben, daß zwei sehende Augen sie beobachteten. Sie hatte die Hände vor das Antlitz gedrückt, und zwischen den Fingern rannen heiße dicke Tropfen hindurch. So saß sie eine Zeitlang da, dann stand sie geräuschlos auf und ging tappend auf die Türe zu, die in die Wohnstube führte.

„Bist du da, Jonathan, mein Sohn?“ rief sie.

Und als Jonathan ihr eine Antwort gab, sagte sie mit gedämpftem Tone, damit die Kranke es nicht höre:

„Bist du gefaßt, Jonathan, dem Traurigsten entgegen=

zugehen? Ich glaube, ihre Stunde ist gekommen, sie redet nicht mehr ‚sinnedig‘.“

Jonathan folgte ihr in die Krankenstube. Bella schien in einem leichten Schlummer zu liegen, aber Jonathan wurde sogleich gewahr, daß ihre Atemzüge unregelmäßig gingen; von Zeit zu Zeit stockten sie ganz; die Augenlider waren halb geschlossen; hie und da zuckten die Finger an dem über die Decke nachlässig ausgestreckten Arme. War das sein junges Weib?

Plötzlich schlug sie die Augen auf, groß und glänzend, wie sie stets gewesen.

„Ist meine Mutter noch hier?“ fragte sie fast unvernehmlich.

Jonathan beugte sich zu ihr nieder.

„Ich bin es, Bella!“ sagte er. „Hörst du mich noch?“

Sie sah auf und lächelte matt.

„Mein treuer Königssohn Jonathan!“ hauchte sie tiefaufatmend.

Ihr Antlitz hatte sich wundersam erhellt; in solcher Schönheit und Reinheit hatte es noch niemals geleuchtet. Über die Gewalt der Krankheit, über die nahende Zerstörung hinüber rauschten bereits die Fittiche des ewigen Geistes.

„Ist meine Mutter noch hier?“ fragte sie wieder.

„Sie ist bei dir, mein lieb Kind!“ rief Veile Oberländer.

Dann bat sie ihren Mann, er möge sie im Bette noch einmal höher aufrichten, und es war, als hätte sie dadurch neue Kräfte gewonnen. Ihre Stimme klang hell und klar, wie sie nun zu reden begann.

„Jonathan,“ sagte sie, „es ist gut, daß du da bist und die Mutter auch. Sie hat heute ein schönes Wort zu mir gesprochen, so schön und wahr! Ich möchte es gern mit mir hinübernehmen, wenn ich könnte. Sie hat mir gesagt: Jeder bei uns kann den Priestersegen sprechen, auch die Frau, denn

jeder bei uns ist Priester in seinem Hause. Das habe ich nicht gewußt! Darum bin ich wie ein Schatten, wie ein dunkler Schatten auf deinen Weg gefallen! Ich habe gelacht und gespottet, als du einmal verlangt hast, ich solle am Freitag abends die Lichter anzünden. Die Frau soll dem Manne das Leben erhellen! Das habe ich übersehen! Ich habe meinen eigenen Weg gehen wollen."

Sie hielt inne, aber dennoch bezwang sie die äußerste Erschöpfung.

„Sieh mich an, Jonathan," fuhr sie fort, „sieh mich an! Ich wäre für dich etwas ganz anderes geworden, wenn ich's nur gelernt hätte. Ich habe es aber nicht gelernt. Und Tausende meinesgleichen lernen es auch nicht mehr. Wir kommen wie aus einer anderen Welt, und was dir lieb und teuer war, das war für mich fremd. Muß das so sein? Und noch jetzt sage ich: Es muß nicht so sein! . . . Daß es aber gerade dich betroffen hat, Jonathan, mein treuer Königssohn, daß ich gerade der Schatten habe sein müssen, der auf deinen Weg fiel . . . das verzeih mir, Jonathan, verzeih mir! Verzeih' mir!"

Ihre Stimme war zu einem leisen Flüstern herabgesunken.

Laut aufschluchzend bat sie Jonathan, sie möge sich schonen und nicht weiter reden. Alles, was sie bis jetzt gesprochen habe, beruhe auf ihrer Krankheit; wenn sie gesund geworden, werde alles anders werden.

„Was habe ich dir zu verzeihen, Bella?" rief er verzweiflungsvoll, „was du mir nicht tausendmal mehr zu verzeihen hättest!"

Sie besaß noch so viel Kraft, daß sie, als wollte sie es verneinen, ihren Kopf schwach schüttelte.

„Dorothea! . . . das Kind!" kam es noch über ihre Lippen, als sie des Mädchens gewahr wurde, das, ungerufen, den kleinen Bernhard an der Hand, in diesem Augenblicke eingetreten war.

Sie raffte noch einmal alles zusammen, die junge sterbensmüde Gestalt, was noch an Lebensmut und Freudigkeit in ihren Adern pochte, um es in einem einzigen langen Blicke auf dieses Kind und seine treue Genossin übergehen zu lassen.

„Dorothea!“ rief sie mit erlöschender Stimme, „laß das Kind noch einmal reden!“

„Mutter, liebe Mutter!“ rief das Kind.

Ein unsagbar süßes Lächeln erhellte das Antlitz der Sterbenden.

Sie war tot.

9. Ein alter Tröster.

„Wie eine Blume erblüht er und wird abgeschnitten; und flieht wie der Schatten und bleibt nicht.“

Diese Worte las Jonathan während der „siebentägigen“ Trauer um die Hingeschiedene in einem uralten Buche, nach welchem der Betrübte in den Tagen der „Heimsuchung“ zu greifen pflegt. Jonathan konnte seine Augen fast nicht von der Blattseite abwenden, auf welcher sie standen; er kehrte immer zu ihnen zurück. Welch eine Schönheit und Wahrheit lag in diesen wenigen Worten! Sie schienen ihm den einzigen Nachruf zu enthalten, der seines jungen Weibes würdig war; jeder andere kam ihm schal und lügenhaft vor.

„Und flieht wie ein Schatten und bleibt nicht.“

Aber dann glitten seine Blicke auch auf die nachfolgenden Stellen des uralten Buches, und auf derselben Blattseite, die jene Worte enthielt, die er sich vornahm, als Inschrift auf Bellas Grabstein anzubringen, las er weiter:

„Denn der Baum hat Hoffnung; wenn er abgehauen wird, so kann er wieder ausschlagen, und sein Schößling geht nicht aus. Wenn in der Erde seine Wurzel altert und im

Boden sein Stamm stirbt, vom Dufte des Wassers ergrünt er und treibt Zweige, wie frisch gepflanzt . . .

Aber stirbt ein Mensch, so ist er aufgelöst; verscheidet ein Mensch, wo ist er? Hat der Mensch sich niedergelegt, so steht er nicht auf. Bis zum Verfall der Himmel erwachen sie nicht und werden nicht munter aus ihrem Schlafe . . ."

Jonathan lachte bitter auf.

„Warum lachst du, mein Sohn?" fragte ihn Veile Oberländer.

Die alte Frau hatte es sich nicht nehmen lassen, während der siebentägigen Trauer in Jonathans Hause gleichsam Wacht zu halten. Sie kam am frühen Morgen und ging in später Nachtstunde fort. Sie saß fast den ganzen Tag in dem großen Lehnstuhl, schweigsam und in gebückter Haltung; denn seit Bellas Sterbestunde schien eine große Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. All das, was sie bisher so stramm und wettertüchtig aufrecht erhalten hatte, war verschwunden, ihr Antlitz verfallen. Veile Oberländer war erst seit Bellas Sterben eine vollständige Greisin geworden.

„Warum lachst du, Jonathan, mein Sohn?" fragte sie noch einmal. „Weißt du nicht, daß man um diese Zeit nicht lachen darf?"

„Das soll ein Trost sein," rief Jonathan mit einer Art Ingrimm, „das soll einen trösten und wird für ein heiliges Buch ausgegeben?"

„Was hast du denn, Jonathan?" meinte Veile.

„Da sagt Hiob," rief Jonathan, „wenn der Baum abgehauen ist, so kann er wieder aufblühen und ausschlagen, aber der Mensch, wenn er tot ist und im Grabe liegt, ist für alle Zeiten tot! Was ist das für ein Widerspruch? Ist der Mensch weniger als ein Baum? Ist das Holz mehr als das menschliche Leben? Und das soll ein Trostbuch sein für die traurigsten Stunden?"

„Lies mir doch die Stelle noch einmal vor," sagte Veile nach kurzem Bedenken.

Jonathan tat, wie sie wünschte.

„Was willst du von mir haben, Jonathan?" meinte darauf Veile Oberländer in einem Tone, den eine ihr sonst fremde Ärgerlichkeit durchtönte. „Was willst du von einer alten Frau haben, die in ihrem Leben nichts gelernt hat? Hab' ich das geschrieben, was dich so aufbringt? Bin ich eine Gelehrte, daß du mir solche Fragen vorlegst? Ich meine aber doch, wenn man die Stellen, die du mir vorgelesen hast, in ihrem Zusammenhang auffaßt und sie nicht zerreißt, wie man alte Leinwand zerreißt, um daraus Zunder zu machen, so kriegt man einen Sinn heraus, wie sich ihn der fromme Hiob gedacht hat, und man hat dann nicht nötig zu sagen, das Buch ist nicht heilig."

Jonathan suchte die Lehrerswitwe zu beschwichtigen. Hatte er denn Zweifel an der Heiligkeit der uralten Dichtung geäußert? Er hatte nur den Widerspruch herausgefunden, der in jenen Stellen lag, und Veile könne doch nicht leugnen, daß diese Worte grauenhaft trostlos klängen.

„Leugnen," rief Veile erregt, indem sie sich in ihrer alten Haltung im Lehnstuhle aufrichtete und die blinden Augen, als könnte sie die verloschene Sehkraft verzehnfachen, nach Jonathans Sitze wendete, „leugnen? Wer will leugnen, was in den heiligen Büchern steht? Seh' ich danach aus, daß ich leugnen möchte? All mein Leben, und das währt doch schon lange, hat mir das keiner vorgeworfen."

In demselben Augenblicke aber, wo sie ihrer Erregtheit einen so entschiedenen Ausdruck gab, mochte sie fühlen, wie wenig dieser Ton zu den Verhältnissen paßte.

Vor ihr saß ein „Trauernder", auf einem Seitentischchen brannte noch das „Seelenlicht" für die Tote, und doch war sie im Begriffe gewesen, durch lautes und zorniges Reden die Ruhe derjenigen zu stören, die noch durch ein

Boden sein Stamm stirbt, vom Dufte des Wassers ergrünt er und treibt Zweige, wie frisch gepflanzt . . .

Aber stirbt ein Mensch, so ist er aufgelöst; verscheidet ein Mensch, wo ist er? Hat der Mensch sich niedergelegt, so steht er nicht auf. Bis zum Verfall der Himmel erwachen sie nicht und werden nicht munter aus ihrem Schlafe . . ."

Jonathan lachte bitter auf.

„Warum lachst du, mein Sohn?" fragte ihn Veile Oberländer.

Die alte Frau hatte es sich nicht nehmen lassen, während der siebentägigen Trauer in Jonathans Hause gleichsam Wacht zu halten. Sie kam am frühen Morgen und ging in später Nachtstunde fort. Sie saß fast den ganzen Tag in dem großen Lehnstuhl, schweigsam und in gebückter Haltung; denn seit Bellas Sterbestunde schien eine große Veränderung mit ihr vorgegangen zu sein. All das, was sie bisher so stramm und wettertüchtig aufrecht erhalten hatte, war verschwunden, ihr Antlitz verfallen. Veile Oberländer war erst seit Bellas Sterben eine vollständige Greisin geworden.

„Warum lachst du, Jonathan, mein Sohn?" fragte sie noch einmal. „Weißt du nicht, daß man um diese Zeit nicht lachen darf?"

„Das soll ein Trost sein," rief Jonathan mit einer Art Ingrimm, „das soll einen trösten und wird für ein heiliges Buch ausgegeben?"

„Was hast du denn, Jonathan?" meinte Veile.

„Da sagt Hiob," rief Jonathan, „wenn der Baum abgehauen ist, so kann er wieder aufblühen und ausschlagen, aber der Mensch, wenn er tot ist und im Grabe liegt, ist für alle Zeiten tot! Was ist das für ein Widerspruch? Ist der Mensch weniger als ein Baum? Ist das Holz mehr als das menschliche Leben? Und das soll ein Trostbuch sein für die traurigsten Stunden?"

„Lies mir doch die Stelle noch einmal vor," sagte Veile nach kurzem Bedenken.

Jonathan tat, wie sie wünschte.

„Was willst du von mir haben, Jonathan?" meinte darauf Veile Oberländer in einem Tone, den eine ihr sonst fremde Ärgerlichkeit durchtönte. „Was willst du von einer alten Frau haben, die in ihrem Leben nichts gelernt hat? Hab' ich das geschrieben, was dich so aufbringt? Bin ich eine Gelehrte, daß du mir solche Fragen vorlegst? Ich meine aber doch, wenn man die Stellen, die du mir vorgelesen hast, in ihrem Zusammenhang auffaßt und sie nicht zerreißt, wie man alte Leinwand zerreißt, um daraus Zunder zu machen, so kriegt man einen Sinn heraus, wie sich ihn der fromme Hiob gedacht hat, und man hat dann nicht nötig zu sagen, das Buch ist nicht heilig."

Jonathan suchte die Lehrerswitwe zu beschwichtigen. Hatte er denn Zweifel an der Heiligkeit der uralten Dichtung geäußert? Er hatte nur den Widerspruch herausgefunden, der in jenen Stellen lag, und Veile könne doch nicht leugnen, daß diese Worte grauenhaft trostlos klängen.

„Leugnen," rief Veile erregt, indem sie sich in ihrer alten Haltung im Lehnstuhle aufrichtete und die blinden Augen, als könnte sie die verloschene Sehkraft verzehnfachen, nach Jonathans Sitze wendete, „leugnen? Wer will leugnen, was in den heiligen Büchern steht? Seh' ich danach aus, daß ich leugnen möchte? All mein Leben, und das währt doch schon lange, hat mir das keiner vorgeworfen."

In demselben Augenblicke aber, wo sie ihrer Erregtheit einen so entschiedenen Ausdruck gab, mochte sie fühlen, wie wenig dieser Ton zu den Verhältnissen paßte.

Vor ihr saß ein „Trauernder", auf einem Seitentischchen brannte noch das „Seelenlicht" für die Tote, und doch war sie im Begriffe gewesen, durch lautes und zorniges Reden die Ruhe derjenigen zu stören, die noch durch ein

ganzes Jahr mit allen Erinnerungen ihres Hauses im Zusammenhange blieb!

„Glaub ja nicht, Jonathan, mein Sohn," sagte sie nach einer Weile, „ich habe dir wehetun wollen; selbes fällt mir auch im Traume nicht bei. Ich habe nur von jeher ein feurig Geblüt, und das reißt mich willenlos fort, besonders wenn ich auf Sachen komme, wo ich keinen Spaß verstehe. Wenn ich vorhin gesagt habe, in die Stellen, die dich so aufgebracht haben, läßt sich ein Sinn hineinbringen, daß sie dann hell werden wie eine Stube, in die man am Abende ein Licht hineinträgt, so habe ich damit nichts leugnen wollen. Die Sache verhält sich aber einfach so, Jonathan, mein Sohn: Nicht daß man etwas liest, sondern wie man es liest und wo; darauf kommt es an. Es kann dir einer irgendwo in einem Buche sagen, daß ein Baum mehr ist als ein Mensch, oder daß in einem kalten Steine mehr Leben steckt als in einem neugeborenen Kinde! Darüber kannst du lachen oder auch nicht lachen, je nachdem du zu Ernst oder zu Scherz aufgelegt bist. Wenn aber dasselbe in Hiob steht, so verhält sich die Sache doch ganz anders. Da mußt du dir etwas anderes denken und mußt ganz anders zu Werke gehen. In Hiob, mein Kind, kann nichts stehen, was Lachen erregt, und darum darf dich daran auch nichts ärgern."

Das anhaltende Reden hatte sie ein wenig entkräftet; dann sagte sie:

„Meinst du, wenn Hiob sagt: Ein abgehauener Baum kann wieder aufblühen, ein toter Mensch aber nicht, so hat er damit einen Baum oder ein Stück Holz gemeint? Der Baum, von dem er spricht, ist gar kein Baum, sondern auch ein Mensch, und zwar ein Mensch, der in seinem Unglücke zu sich selber sagt: Ich bin abgehauen, man hat mir an das Mark meines Lebens gegriffen, aber ich will wieder Schößlinge treiben, ich will! Denn der Mensch, der sich sterben läßt und nichts mehr von sich hofft, der ist tot bis zum

Verfall der Himmel und wacht nicht mehr auf! ... Siehst du, Jonathan, das ist meine Erklärung ..."

Jonathan war von seinem Sitze aufgesprungen und ging mit starken Schritten in der Stube auf und nieder.

„Gott! Gott!" rief er mehrere Male hintereinander.

„Was hast du?" fragte Veile Oberländer.

Aber Jonathan antwortete ihr nicht.

„Was geht in dir vor, Jonathan?" rief Veile ängstlich.

Er blieb vor ihr stehen. Sein Antlitz brannte in lichter Glut. Die alte Frau hätte gestaunt, wenn sie das Leuchten dieser Augen hätte wahrnehmen können.

„Veile," sagte er langsam, „du weißt gar nicht, wie schön deine Erklärung ist. Ich kann nicht sagen, wie mich das tröstet und aufrichtet. So muß einem Menschen sein, der mitten in der Wüste einen Labetrunk findet. Ich kann dir nur aus vollem Herzen dafür danken."

„Übertreib nicht, Jonathan," sagte die alte Frau fast ärgerlich. „Es kann das jedem zukommen. Weil du in tiefster Seele betrübt bist und wundgeschlagen, hast du in dieser Stelle eine Brennessel gesehen und hast dich an den spitzen Dornen gestochen. Ich aber mit meinen blinden Augen habe dafür eine wohlriechende Blume erblickt. Weiß ich denn noch, ob ich recht habe?"

„Nein, nein," rief Jonathan leidenschaftlich, „nimm dein Wort nicht zurück, Veile. Du hast recht und ich habe unrecht. Es ist so, wie du sagst. Wenn man sich sterben läßt, so ist man tot. Ich erfahre das an mir selber. Und mancher Mensch ist wie ein Baum ... nicht wahr, Veile?"

„Hast du denn gezweifelt, mein Kind," sagte Veile voll Weichheit, „daß ich dir Trost bringen werde, wenn es in meiner Kraft steht? Wozu wäre ich denn noch auf dieser Welt da? Du bist ein Baum, der wieder blühen und Schößlinge treiben wird ... denn so jung du bist, hast du

doch schon viel Herzleid erfahren, und Gott ist dir etwas schuldig geworden."

Plötzlich hielt sie im Reden inne; ihre starblinden Augen rollten unstet herum, als suchten sie etwas.

„Ich bin doch ein alt' vergeßlich' Weib," rief sie scheltend, „daß ich von Sachen rede, von denen man jetzt nicht reden darf. Du sitzest Trauer, Jonathan, und ich schwatze dir vor wie ein siebzehnjährig' Mädel."

„Du hast recht, Veile," sagte Jonathan, indem er langsam zu dem niederen Schemel zurückkehrte, auf welchem er als Trauernder während der ersten sieben Tage vom frühen Morgen bis zur Schlafenszeit sitzen sollte, „du hast recht! Es ist nicht gut von solchen Dingen jetzt zu reden. Das Herz geht zu viel davon auf."

Veile Oberländer trug ein schweres Leid in sich fort, als sie an diesem Abende Jonathans Haus verließ. Fortwährend, indem sie nach ihrer alten Gewohnheit ganz allein, nur das tastende Stäbchen in der Hand, ihren Heimweg ging, mußte sie aus gepreßter Brust seufzen. Die stille Nacht hörte Worte wie: „Warum hat Gott gerade mir diese Schickung auferlegt?" und andere mehr, die von der tiefen Erschütterung ihres Wesens zeugten.

Früh zeitlich am andern Morgen stellte sie sich wieder zum Besuche bei Jonathan ein. Sie sah müde und verfallen aus. Sie tappte ihren Weg nach dem großen Lehnstuhle, in den sie sich niederließ; sie war ohne Tagesgruß eingetreten, weil dies nicht gestattet ist, denn der Trauernde könnte dadurch zu laut an die Dinge der Außenwelt gemahnt werden.

Auch Jonathan verhielt sich auf dem niederen Schemel schweigsam, und so verstrich eine geraume Weile, ehe einer von beiden ein Wort fand.

„Die ganze Nacht habe ich an deine merkwürdige Erklärung des Hiob denken müssen, Veile," begann Jonathan.

„Dann geht es mir gerade so wie einem Schleifsteine,“ meinte Veile, aus ihrer Versunkenheit aufwachend.

„Ich verstehe dich nicht.“

„Du wirst mich schon einmal verstehen,“ sagte Veile. „Anderen kann ein Schleifstein helfen, daß sie scharf werden, sich selbst aber ist er ein schlechter Arzt.“

„Wie meinst du das?“

„Einem anderen kann ich Trost zureden, mir selbst aber nicht!“ rief die alte Frau, doch so leise, daß Jonathan sie kaum verstand.

Aber nach einer Weile sagte er mit scharfer Betonung:

„Es verdrießt dich also, Veile, daß du mich gestern getröstet und aufgerichtet hast?“

„Jonathan, mein Sohn!“ rief Veile, und aus ihren lichtlosen Augen drängten sich heiße Tränen hervor, „rede nicht so! Du tust mir damit sehr wehe. Mein armer Kopf weiß vor lauter Sorgen nicht, was mein Mund spricht.“

„Um Gottes willen,“ schrie Jonathan, und war an sie herangetreten, „was geht mit dir vor, Veile? Willst du auch krank werden?“

Seine Blicke ruhten mit inniger Besorgnis auf ihr; sie mochte das fühlen.

„Mach dir keine überflüssigen Sorgen, Jonathan,“ lächelte sie zwischen Tränen, „du hast genug an den deinen zu tragen. Ich mein', es wird schon vorübergehen. Jetzt habe ich aber schier geglaubt, die Last ist für mich zu groß!“

Und als Jonathan in sie drang, ihm doch mitzuteilen, was sie bedrücke, es werde doch nicht so groß sein, soweit er sie kenne, daß er ihr nicht auch einmal einen guten Rat geben könne. Da rief Veile, sich selbst vergessend:

„Und wenn es dich selbst betrifft, mein Kind? . . .“

„Du sorgst um mich?“

„Um dich!“ sagte sie mit großem Nachdrucke

Alles Weiche und Milde war in diesem Augenblicke

wieder aus ihrem Antlitze geschwunden, dafür war jene erschreckende Herbigkeit an die Stelle getreten, die Jonathan noch von seinen Kindertagen her genau kannte.

„Ich kenn' dich ja gar nicht mehr, Beile," rief Jonathan beklommen, „du bist wie ausgewechselt!"

„Meinst du?" erwiderte die alte Frau, noch immer im Tone ärgerlicher Grämlichkeit. „Das kommt aber davon her, wenn man Sachen übernehmen muß, die stärker sind als die Kraft eines Weibes. Doch," fügte sie sogleich, als bereute sie, ihr Innerstes zu sehr bloßgegeben zu haben, hinzu, „wozu reden wir von solchen Dingen? Darf man denn von ihnen reden? Heute abend geht deine Trauer zu Ende, und bis dahin laß uns schweigen. Man soll Beile Oberländer nicht nachsagen, daß sie es gewesen ist, die einen alten guten Brauch zuschanden gemacht hat."

„Ja, laß uns schweigen," sagte Jonathan mechanisch.

War es das seltsam verstörte Wesen der alten Frau und ihr geheimnisvolles Tun und Reden oder das Gefühl der Ahnung, daß er einer schweren Stunde entgegengehe, schwerer als alle, die er bisher durchgelebt; an diesem Tage, dem siebenten seiner Trauer, war Jonathan von einer unbezwinglichen Traurigkeit beherrscht. Fortwährend stand das Bild seines armen jungen Weibes ihm vor den Augen. Wie sie silberhell lachen konnte, wenn ihre Stimmung gerade nicht getrübt war! Wie fröhlich sie in sein Haus eingetreten war und wie seltsam schnell jener Geist der Unzufriedenheit über sie gekommen war! Wie alles so flüchtig geworden war, als sei es Schaum in einem Glase Wein! Wie so gar wenig von dem allen zurückgeblieben war, was sie als junges Weib aus der alten in die neue Heimat mitgebracht hatte! Wie gerne sie gestorben war!

Warum konnte er sie jetzt nicht jede Minute ins Leben zurückrufen, in der er ihr schroff und unmutig und gereizt entgegengetreten war? Hatte er ihr jemals ein Wort milder

Belehrung entgegengebracht, wenn sie, die Unerfahrene, eine andere Meinung über Dinge aussprach, die ihrem Verständnisse und ihrer Erfahrung ferne lagen? Hatte er das Recht, sich als Meister und Herr zu gebärden, in dessen Gegenwart sein junges Weib jeder Willensäußerung zu entsagen hatte? Hätte er ihr nicht nachgeben sollen? ... Stand der Friede einer Ehe nicht höher als der verbitterte Streit um Aufrechterhaltung alter Bräuche?

Jonathans Denken war in jenen gefährlichen Dunstkreis geraten, der die Seele erschlafft, ohne sie aufzurichten. Alle festen Bestandteile verflüchtigen sich gleichsam in dem Hauche, der ihm verderbendrohend entsteigt.

So saß er, mit allem, was in ihm dachte und lebte, rückgewandt gegen Erinnerungen, die immer zahlreicher und drängender ihn umstanden, bis in die späte Nacht einsam und allein auf dem niederen Trauerschemel. Die Welt draußen war versunken. Er hörte nur sich; er lauschte nur seinem eigenen Herzschlage. Sein Kind war, da es Schlafenszeit geworden war, hereingekommen, um ihm „Gute Nacht" zu sagen; er hatte es kaum bemerkt. Und auch das nahm er nicht wahr, daß die Kerze auf dem Leuchter bereits tief herabgebrannt und dem Erlöschen nahe war.

Endlich erlosch sie auch. Nur das „Seelenlicht", das für Bella in einem Winkel der Stube brannte, flackerte unruhig auf und nieder und gab einen ungewissen Schein.

Da wurde die Türe leise aufgemacht, und Dorothea trat herein.

Es schien, als habe sie bereits die Nachtruhe aufgesucht gehabt, denn ihr Anzug war ein solcher, wie wenn sie eben im Dunkeln aus dem Bette gesprungen wäre und was ihr zunächst lag, umgetan hätte. Um die Schultern hing ihr lose ein Tuch, und darüber flossen in dichter und langer Fülle die aufgelösten blonden Haare. Sie war nur mit einem dünnen Nachtröckchen bekleidet, unter welchem die

nackten Füße hervorsahen. So ging sie geräuschlos an Jonathan vorüber, ohne ihn zu gewahren, zu dem „Seelenlichte" Bellas hin, und jetzt erst konnte er inne werden, was Dorotheas spätes Erscheinen bedeute. Sie war gekommen, um nach dem „Seelenlichte" zu sehen, denn sie mochte sich erinnert haben, daß das Öl für die lange Nacht nicht ausreichen werde.

„Immer dieselbe," sprach es unhörbar in Jonathans Seele. „Wie sie immer für alles sorgt und denkt!"

Er hielt den Atem an, um seine Gegenwart nicht zu verraten, denn von der Gestalt des Mädchens, wie es da vor dem flackernden Flämmchen des „Seelenlichtes" stand, schön und züchtig, trotz der fast durchsichtigen Hüllen, ging ein so unsagbarer Reiz aus, wie ihn Jonathan nur empfunden hatte, als sie zum ersten Male in dem weißen Kleide mit dem blauen Bande und dem gezackten Kamme in den Haaren vor ihm erschienen war . . .

Jetzt wandte sie sich zum Fortgehen. Das neugetränkte Flämmchen flackerte wieder lustig auf.

„Dorothea!" rief er leise.

„Wer ist hier?" rief sie erschrocken.

„Ich bin's, Dorothea! Was tust du hier noch so spät?"

Sie warf einen flüchtigen Blick nach der Stelle, wo Jonathan saß, dann trat sie rasch zu dem „Seelenlichte" hin und blies es aus.

Er hörte noch, wie sie in dem nächtlichen Dunkel fast überlaut sagte:

„Ich habe nur nachsehen wollen, ob das ‚Seelenlicht' nicht verlöscht ist."

Dann war sie zur Tür hinausgehuscht.

Er befand sich allein.

Als Jonathan am nächsten Morgen nach seinem Knaben rief, um ihn nochmals zu sehen, bevor er das erstemal nach der siebentägigen Trauer in die Fabrik ging, erschien trotz

wiederholten Rufens weder Dorothea noch das Kind. Endlich erschien eine Magd, die ihm berichtete, Dorothea sei mit dem Knaben schon in aller Frühe ausgegangen. Auf die Frage Jonathans, ob sie nicht wisse, wohin das Mädchen seinen Weg genommen, sagte die Magd:

„Wohin wird sie gegangen sein? Am Tage, als man auf dem Friedhofe die junge Frau begraben hat, hat Dorothea in die frische Erde Blumen eingesetzt. Da will sie jetzt mit dem Knaben nachsehen, ob sie aufgegangen sind."

„Hat sie dir das selbst gesagt?" fragte Jonathan wie zerstreut.

„Spricht die denn etwas zu uns?" meinte die Magd. „Man muß das alles erraten, denn sie benimmt sich ja wie die Frau im Hause. Das ist gar eine Stolze!"

Die Worte der Magd trafen ihn mit einer Wucht, daß er bis an die Schläfe erbleichte. Aber sie merkte davon nichts und ging gleichgültig wieder an die Arbeit. Und gerade jetzt verkündete von der Treppe das tastende Stäbchen der alten Veile, daß er allen Mannesmut zusammennehmen müsse, um die schwere Stunde zu bestehen.

„Hast du ein Weilchen Zeit, Jonathan, für eine alte Frau?" fragte Veile, nachdem sie mit aller Umständlichkeit in dem großen Lehnstuhle Platz genommen hatte. „Es ist heute freilich erst der achte Tag, aber ich meine doch, ich begehe keine Sünde, wenn ich von Dingen rede, die mit zum Leben gehören."

Jonathan gab ihr die Versicherung, daß es einer so feierlichen Ansprache gar nicht bedürfe, um ihn zur höchsten Aufmerksamkeit zu stimmen. Sie wisse selbst, von welcher Bedeutung von jeher jedes ihrer Worte für ihn gewesen.

„So ruf mir vor allem deinen Knaben! Ich möchte hören, was aus ihm seitdem geworden ist."

„Das Kind ist nicht zu Hause," sagte Jonathan zögernd.

„Nicht zu Hause?" meinte die alte Frau kopfschüttelnd. „So zeitig in der Frühe? Das kann dem Kinde nicht gut

tun. Man sieht wohl, zwei Augen haben sich für immer geschlossen."

„Das Kind ist gut aufgehoben," entgegnete Jonathan mit erhöhter Stimme. „Es ist mit Dorothea ausgegangen."

„Wohin?" fragte Veile, anscheinend kühl.

„Wohin?" wiederholte Jonathan ausweichend. „Wohin das Mädchen den Knaben nimmt, da geht er mit. Braucht sie mir Rechenschaft darüber zu geben?"

„Wissen solltest du aber doch, mein Sohn, von jedem Schritte, den dein Kind tut," meinte die blinde Frau, jedes ihrer Worte bedächtig betonend. „Weißt du denn auch, ob es immer die rechten sind?"

„Es sind die rechten, Veile, verlaß dich darauf!" erwiderte Jonathan in steigender Bewegung.

Nicht ohne Anflug von Hohn sagte Veile, ihre lichtlosen Augen unverwandt auf den vor ihr stehenden Jonathan gerichtet:

„Du weißt also wirklich nicht, wohin ... dein Dienstmädchen den Knaben genommen hat?"

„Dorothea ist nicht mein Dienstmädchen!" rief Jonathan heftig.

„Was ist sie denn?" fragte die alte Frau ihrerseits mit merkwürdiger Ruhe zurück.

Leise, jedoch ohne daß ihre Worte bis zu Jonathan drangen, klang es zwischen ihren dünnen Lippen:

„Steht es so mit dir, mein Sohn ...?"

„Es bleibt dir ja doch nichts verborgen, Veile," sagte er fast scherzend. „Du siehst und hörst mehr als zehn Menschen mit ihren Augen und Ohren. Vielleicht weißt du also schon, daß Dorothea das Kind auf das Grab seiner Mutter mitgenommen hat, um ihm die Blumen zu zeigen, die sie dort angepflanzt hat."

Veile ließ das tastende Stäbchen zur Erde gleiten, ein sicheres Zeichen, daß diese Mitteilung für sie eine schreckhafte war.

„Auf so etwas soll ich verfallen?“ rief sie. „Woher soll ich das wissen? Jonathans Kind ist acht Tage, nachdem seine Mutter gestorben ist, auf ihr Grab gegangen, und... ein fremdes Mädchen lehrt es dort, wie man Blümchen einsetzt und daß kein Unterschied ist zwischen unserem ‚guten Ort‘ — und ihrem!“

Jonathans Blut geriet neuerdings in Wallung.

„Sag das nicht, Veile!“ rief er wiederholt. „Du begehst an dem Mädchen ein schweres Unrecht, wenn du das sagst. Dorothea kennt den Unterschied sehr gut und hat es mehr als einmal, seitdem sie in meinem Hause ist, bewiesen. Mag sie gefehlt haben! Sie ist so selbständig, daß ich ihr nichts vorzuschreiben habe.“

„Wo ist mein Stecken, mein Stecken?“ unterbrach ihn plötzlich die alte Frau, in der leeren Luft herumtastend, mit jener, den Blinden eigentümlichen Ängstlichkeit.

Jonathan hob den Stab vom Boden auf und legte ihn in ihre Hand.

„Weiter!“ gebot Veile.

„Weiter? Was soll ich noch weiter sagen?“ rief Jonathan.

Sein Antlitz glühte, seine Hände arbeiteten in nervöser Aufregung, indem er diese Frage an sich selbst tat.

„Soll ich noch weiter reden,“ fuhr er fort, „wie Dorothea sich zu meinem Hause gestellt hat? Du hast sie ein Dienstmädchen genannt, Veile! Wenn aber das ein Schimpfname sein soll, etwas, was die unterste Stufe einnimmt, so wisse, daß Dienen und Dienen zwei ganz verschiedene Dinge sind. Hat sie einer gezwungen, bei uns zu bleiben, hat sie sich um Lohn vermietet? Frank und frei ist sie in mein Haus gekommen und ist dageblieben, um meinem Kinde zu dienen. Ihren jungen Schlaf hat sie geopfert, um das Kind zu bewachen, wenn es krank war; all ihr Sinnen und Denken ist auf das Kind gerichtet, und sie kennt nichts anderes als

das Kind! Wenn du das dienen nennst, so dient unsere Dorothea, wie anderswo eine Kaiserin gebietet. Wenn das dienen heißt, Veile, daß man sein junges Leben auf ein hilfloses Kind setzt, daß einem das Wohl eines fremden Wesens höher steht als das eigene, so ist in diesem Dienen etwas, wogegen sich alles Geld der Erde wie ein nutzloser Plunder ausnimmt. Und einem solchen Mädchen willst du es übelnehmen, wenn es einmal einen alten Brauch vergißt und sich an den hält, der ihr von Kindheit auf bekannt ist? Wo bleibt da die Gerechtigkeit, Veile?"

Während Jonathan so redete, wie er niemals gesprochen und Stück für Stück von dem Vorhange wegzog, der seit Jahren die verborgenen Vorgänge seines innersten Seelenlebens bedeckte, zeigte das Antlitz der alten Frau eine Unbeweglichkeit, als wäre es zu Eis gefroren.

Nur das Stäbchen in ihrer linken Hand schien noch einiges Leben in sich zu haben.

Sie saß wieder aufrecht und stramm da, wie in ihren besten Tagen.

Aber noch ein Zug machte sich auf diesem Antlitze geltend, der Jonathan als neu vorkam. An den Mundwinkeln zuckte etwas wie versteckte Bosheit.

„Was erzählst du mir das alles?" meinte sie. „Was du mir da gesagt hast, das möchte sich merkwürdig schön in einem Zeugnisse ausnehmen, wie man es Dienstboten ausstellt, die man aus dem Hause schickt. Wenn Dorothea so ein Zeugnis vorweist, so wette ich mein zukünftiges Leben darauf, jeder greift mit hundert Händen nach ihr. Nur vergiß nicht, den Stempel darauf zu kleben, sonst verfällst du in Strafe!"

„Sie ist nicht mein Dienstmädchen, Veile," rief Jonathan auffahrend, „und ich bin nicht ihr Herr!"

„Was bist du ihr denn?" fragte die blinde Frau und richtete sich vor Jonathan in ihrer ganzen schrecklichen Höhe

auf. „Kannst du mir sagen, was du ihr eigentlich bist? Bist du ihr Vater, ihr Bruder, ihr Geschwisterkind oder ihr . . ."

„Red nicht weiter, Veile!" rief Jonathan, sich von ihr abwendend.

Seine Stimme klang gebrochen.

„Warum soll ich nicht weiter reden?" sagte die Blinde dagegen, noch immer in aufrechter Stellung. „Wenn ich jetzt nicht rede, wann hätte ich die Zeit dazu? Meinst du, ein Arzt fragt den Kranken, ob er die bittere Arznei einnehmen will? Oder es ist ein schlechter Arzt."

Die Blinde hatte ihrer eisernen Willenskraft wohl zu viel zugetraut. Ihre aufrechte Haltung verfiel mit einem Male, sie mußte sich in den Lehnstuhl niederlassen.

„Jonathan, mein Sohn!" rief sie nach einer Weile mit ganz verändertem Tone; so weich und so milde klang er.

Aber der Angerufene gab keine Antwort.

„Erinnerst du dich noch," fuhr sie fort, „wie du einmal als kleines Kind zu mir gekommen bist und mir ein großes Herzleid geklagt hast? Es war das „Freudenfest der Thora". Allen Knaben in der ‚Gasse' hatte man Fähnchen mit Wachskerzchen ausgeteilt, damit sie am Abend beim feierlichen Umzug in Reih und Glied marschieren sollten. Nur auf dich haben sie vergessen gehabt, nur auf dich allein! Da habe ich, weil ich dich nicht weinen sehen konnte, mein seidenes Fürtuch genommen und habe dir daraus eine Fahne gemacht; die war so schön, daß alle gesagt haben: Jonathan hat unter allen Knaben die schönste Fahne!"

Jonathan stand noch immer von der alten Frau abgewendet; vielleicht hatte er sie nicht einmal gehört.

„Was ich damals für dein kleines kindisches Herzleid getan habe," fuhr Veile wie in einem lauten Selbstgespräch fort, „meinst du, ich wäre es nicht imstande, jetzt, wo etwas ganz anderes bei dir auf dem Spiele steht als ein seidenes Fähnchen . . ."

„Ich glaube dir, Veile!“ unterbrach sie Jonathan.

„Ich dank' dir, mein Sohn, ich dank' dir!“ rief die blinde Frau leidenschaftlich. „Auf meinem Totenbette will ich dir das gedenken. . . . Weißt du, was mir von jeher als das Schönste in der Gotteslehre vorgekommen ist, schöner als alles, was darin steht, wenn es keine Sünde ist, eines mit dem anderen vergleichen zu wollen? Das sind die Worte: Heilig sollt ihr sein, denn heilig bin ich, der Ewige, euer Gott!“

„Ich versteh' dich nicht!“ rief Jonathan.

„Um Gottes willen, sag das nicht,“ schrie die alte Frau auf. „Sag nicht, daß du das nicht verstehst, du verstehst mich ganz gut. Denn die Worte sind auch für dich geschrieben, Jonathan! Ich sehe dich nicht, aber ich höre dich doch. . . . Und mit diesen blinden Augen sehe und höre ich, wie etwas von dir ausgeht, etwas wie ein Feuer, das verzehrt und vor dem ich mich fürchte. . . . Heilig sollst du sein, denn heilig ist der Ewige, dein Gott!“

„Was willst du denn von mir, du Furchtbare?“ rief Jonathan entsetzt.

„Was ich von dir will? Für mich gar nichts, von dir alles!“ rief Veile.

„Sag, was du willst . . .“

„Ausreißen sollst du das Feuer, das von dir ausgeht, Jonathan, mein Sohn, und auf dem Boden austreten den Funken, wenn einer noch in dir glimmt!“ rief die Blinde, die sich wieder zu ihrer ganzen Höhe aufgerichtet hatte. „Austreten und auslöschen, bis nichts mehr übrigbleibt!“

Ob sie Erbarmen mit ihm gefühlt hätte, wenn sie hätte sehen können, wie er, die Hände vor das Antlitz gedrückt, dastand, gebeugt und gebrochen unter der Wucht ihrer Worte, wie er schmerzlich stöhnte und mühsam nach Fassung rang.

„Austreten und auslöschen,“ wiederholte Veile noch einmal mit unbeugsamem Tone, daß es wirklich klang, als

wolle sie einen tatsächlichen Brand, der sie rings umlohte, vernichten, „denn schon fangen sie in der ‚Gasse‘ zu zischeln an, schon unterstehen sie sich, an meinen Jonathan Hand anzulegen, als wäre er einer von ihnen! Ehe ich aber das erlebe, daß sie über dich ihren Schmutz ausgießen, und ehe ich es erlebe, daß mir mein Jonathon verkommt wie ein verunreinigtes Gefäß oder wie eine übelriechende Blume, und daß ich mich abwenden muß von ihm wie von einer Fäulnis ... eher möchte ich selber sterben!“

„Du willst also, daß ich Dorothea fortschicke?“ rief Jonathan in dumpfer Verzweiflung.

„Brauche ich dir einen Rat zu geben?“ rief sie dagegen.

Sie war währenddem, das tastende Stäbchen in der Hand, gegen die Mitte des Zimmers geschritten. Sie war zum Fortgehen bereit; es war fast, als wollte sie die Antwort Jonathans nicht abwarten.

„Dein Wille soll geschehen, Veile!“ sagte er endlich mit langsamer bebender Stimme. „Ich will noch heute mit Dorothea sprechen.“

10. Dorothea verläßt das Haus.

„Auslöschen und austreten,“ hatte die alte Frau gesagt, und wie alle gewalttätigen Naturen hatte sie vielleicht im Fortgehen die sichere Überzeugung mitgenommen, ein wunderbares Stück Menschenkenntnis bewiesen zu haben! Und bis zu einem gewissen Grade war sie damit allerdings in ihrem Rechte.

Sie hatte die Wirkung ihrer starken, über das gewöhnliche Redemaß hinausragenden Worte nicht unterschätzt.

Jonathan war in seinem innersten Wesen erschüttert; solchen Einsprüchen gegenüber mußte er sich bedingungslos ergeben. Wäre Dorothea in diesem Augenblicke zugegen gewesen, das „Auslöschen und Austreten“ hätte sich wie Ursache

und Wirkung abgelöst. Aber eines hatte die Blinde nicht berechnet. Sie hatte nicht bedacht, daß sie den jungen Mann einsam zurückließ!

Es war eine eigentümliche, fast kühle Ruhe über ihn gekommen, seitdem er sich nicht mehr im Banne der Augen Veiles befand. Es war aber nicht jenes Gefühl klaren Umsichblickens, wie es der mannhafte Mut empfindet im Angesichte einer großen Gefahr; es ging vielmehr aus leiblicher Abspannung hervor.

Zuerst begriff er nicht, was Veile denn eigentlich von ihm gewollt und was ihr ein Recht gegeben, „so mit ihm zu reden“. Daß er selbst es gewesen, der der blinden Frau den weitesten Einblick in sein Seelenleben gestattet; daß er ihr gleichsam angelweit das Tor zu seinen geheimnisvollsten Empfindungen geöffnet, das hatte er — vergessen.

Durfte er Dorothea mit dem erniedrigenden Namen eines Dienstboten belegen lassen?

An diesem Punkte blieb allmählich wie an einer scharfen Fußangel all sein Denken gefangen; er kehrte immer wieder dahin, daß für das Verhältnis des Mädchens zu seinem Hause keine sagbare Bezeichnung zu finden sei.

Das alles dachte und grübelte er so vor sich hin, während er, innerlich ruhelos, von einer Stube in die andere ging. Wie lautlos und öde starrten ihn die bekannten Wände an! Niemals hat er gewußt, was Einsamkeit ist, jetzt sagt es ihm das flackernde „Seelenlicht“ dort auf dem Tische im Winkel, . . . und auch das Kind ist fort und mit ihm diejenige, die er sich ohne das Kind gar nicht denken kann. Sie gehören zusammen, sie sind unzertrennbar, unzerreißbar.

Weißt du noch, wie sie auf dem Bänkchen vor der Schmiede saß, die flachsblonden Haare in ein Tüchlein gehüllt, daß man nur den kleinsten Teil ihres Gesichts erblicken konnte? Weißt du noch, wie sie den ganzen Tag

nichts tat als weinen, weil sie als deutsches Tauschkind nicht bei dem tschechischen Schmiede bleiben wollte? Und wie sie dann sogleich auftaute, als sie gewahr wurde, daß ein Kind ihrer Hilfe bedürfe?

Das Bänkchen vor der Werkstätte, worauf sie gesessen, besteht noch, die Schmiede befindet sich noch immer auf ihrem alten Platze, der Schmied hämmert wieder wie je zuvor, und nur mit Dorothea sollte alles ein Ende haben?

Sie sollte er fortschicken oder, wie die blinde Frau es befohlen hatte, „austreten und auslöschen"?

Die schrecklichen Worte ließen sich nicht abweisen. Er suchte ihnen einen anderen, deutenden Sinn zu unterlegen, aber sie brachen immer wieder unter der dünnen Hülle in ihrer ganzen Furchtbarkeit hervor. Auslöschen und austreten! Das ließ keine andere Deutung zu, das wollte entweder befolgt oder weitab von sich gestoßen werden. Er warf sich in stummer Verzweiflung in denselben Lehnstuhl, den kurz zuvor Veile eingenommen hatte. Aber es währte nicht lange, so sprang er wieder auf.

War er würdig, den Sitz derjenigen einzunehmen, die ihm die uralte Mahnung von der Selbstheiligung des Menschen entgegengeschleudert hatte? Er begann aufs neue den Rundgang durch die öden Stuben, und so sah er sich mit einem Male in der „Kinderstube", in demselben Gelasse, das Dorothea mit seinem Knaben teilte.

Die Tränen entstürzten ihm unaufhaltsam, und er schämte sich ihrer nicht, als ihn die Heimlichkeit dieses traulichen Gemachs umfing. Sein Blick umfaßte wie den kleinsten, so den größten der Gegenstände.

Dort in dem kleinen Bette schläft sein kleiner Bernhard und hart daneben, daß sie den leisesten seiner Atemzüge belauschen kann, Dorothea! . . . Und wie hat sie gelauscht und gehorcht! Jeder Herzschlag seines ehemals hilflosen Kindes stand gleichsam unter der Hut von tausend treuen Augen!

Und das ist nicht von gestern auf heute geschehen. Das hat Jahre gedauert, und eine Stunde glich der anderen, ein Tag dem anderen, in nimmer müder Geduld, in nicht zu bewältigender Ausdauer!

Über dem Bette Dorotheas hängt ein schlechter farbiger Kupferstich in einem schlechten Rahmen. Es stellt die Wallfahrtskirche von Urschendorf vor, über welcher in Wolken, die Krone auf dem Haupte und ein Kindlein in den Armen haltend, die Mutter Gottes schwebt. Hätte er ihr das verweisen sollen? ... War es nicht auch ihre Wohnstätte? Konnte sie nicht nach ihrem Belieben sich daselbst ihr Heim bereiten und ausschmücken? Und war sie nicht in der vergangenen Nacht von derselben Stelle mit nackten Füßen und nur notdürftig bekleidet aufgestanden, weil sie des Glaubens war, das für Bella angezündete „Seelenlicht" sei dem Erlöschen nahe?

Seine Tränen stockten plötzlich, er drückte die Hände vor das flammende Gesicht, und so wankte er zu Dorotheas Stube hinaus.

„Auslöschen und austreten", daß nicht der kleinste Funken zurückblieb!

Die alte Frau hatte einen Zauberspruch verkündet!

Es hielt ihn nicht länger in dem öden Hause. Er schlug den Weg zur Fabrik ein. Sie wird ihn der marternden Gedankentätigkeit entreißen und die bösen Geister von seiner Stirn scheuchen. Denn das fühlt er, daß er es fast mit den Händen greifen kann: wenn dieser Zustand noch länger dauert, wenn er auch nur um eines Tages Stunden einer Lösung nicht zugeführt wird, die ihn befreit, dann tritt die Gewalt des Blutes in ihr altes, stets angefochtenes Recht; keine Mahnung, und mochte sie selbst im Posaunenschalle der Offenbarung verkündigt werden, schlug dann an sein Ohr, und achtlos verhallten dann im Sturme die Worte der blinden Frau: „Auslöschen und austreten!"

Die Tätigkeit der Fabrik brachte ihn jedoch bald zur Besinnung.

Die Arbeiter empfingen ihn mit ungeheuchelter Teilnahme; hie und da, wie er durch die Räumlichkeiten schreitet, tönt ein Wort wahrer ungekünstelter Klage hinter ihm. Sonderbares Widerspiel der menschlichen Natur! Es fällt ihm ein: Wie mancher, der dir jetzt voll aufrichtiger Trauer nachblickt, ist dir in jener Nacht, die Bellas Leben gekostet hat, Auge an Auge gegenübergestanden, die mordbewaffnete Hand gegen dich ausgestreckt!

Drüben das neue rote Dach des Hintergebäudes und dort auf der Anhöhe über dem Flusse das frische Grab seines jungen Weibes! Hat sie sein Schicksal versöhnt, oder ahnen sie, daß mit dem Opfer ihrer Leidenschaft noch nicht die Schlußrechnung abgetan ist? . . .

Als die Mittagsglocke läutete und die Fabrik sich leerte, schickte er einen der Leute in sein Haus, um Dorothea zu sagen, sie möge ihn heute nicht zum Essen erwarten, er sei zu beschäftigt, aber am Nachmittage möge sie ihm den Knaben schicken.

Noch hatte er den Weg nicht gefunden, wie er, treu der Zusage, die er der blinden Frau gemacht, mit dem Mädchen „sprechen" solle. Dabei empfand er eine Art trauriger Freude darin, sich noch einsamer und sein Haus für verödeter anzusehen, als es in der Tat war.

„Habe ich denn noch ein Haus," sagte er sich, indem er den Boten fortschickte, „seit Bella tot ist? Und wenn sie auch fortgeht, was soll mir das Haus?"

Nach einer Weile kam der Ausgeschickte mit der Nachricht zurück, das Mädchen sei noch nicht zurückgekommen; man habe sie bereits im ganzen Orte gesucht, doch sei sie nirgendwo zu finden.

„Und das Kind?" fragte Jonathan atemlos.

Das Kind sei mit dem Mädchen, lautete die Antwort, aber auch vom Kinde wisse man nichts.

„Sie wird noch auf unserem Friedhofe sich aufhalten,“ sagte Jonathan. „Geh doch einer hin und rufe sie zurück.“

„Auch das hat die Hausmagd bereits getan,“ berichtete weiter der Bote.

Sie sei auf den Friedhof gegangen, dort aber habe sie die Auskunft erhalten, Dorothea sei nur kurze Zeit dort gewesen. Man habe gesehen, wie sie vom Grabe der jungen Frau ein paar Blümchen gepflückt, dann habe sie beim Fortgehen dem Wächter freundlich zugewinkt, hierauf aber unter heftigem Schluchzen zu ihm gesagt: Wenn man nach ihr fragen komme, so solle er nur sagen, sie sei mit dem Kinde spazieren gegangen, und man möge sie im Hause sobald nicht erwarten.

„So wird sie wiederkommen, sicher und gewiß,“ sagte Jonathan halb leise vor sich hin. „Dorothea tut mir das nicht an.“

Sprach er das, um sich zu beruhigen, oder um vor den fremden Augen gefaßt zu erscheinen?

Der Mann hatte aber noch etwas zu melden, an das er beinahe vergessen hatte.

„Frühmorgens sah sie einer aus der Fabrik, wie sie den Weg zum Friedhofe einschlug. Es war nahe an der Brücke, da wo der heilige Johann von Nepomuk steht; sie führte den Knaben mit der einen Hand, in der anderen hielt sie ein kleines Bündelchen. Da kam der junge Priester, auf dem Heimwege von einer Schwerkranken begriffen, und hielt sie an. Mit dem ist sie dann eine geraume Weile im Gespräch gestanden.“

Wie der Mann das so gleichgültig und achtlos erzählt, weiß er nicht, wie eisig seine Worte auf Jonathans Seele fallen. Eine ungeheure Sorge hat sich herangewälzt, aber er kann sie vor dem Manne nicht aussprechen. Er winkt ihm, zu gehen, dann sinkt er machtlos zusammen. Eine neue Heimsuchung hat ihn betroffen!

Dorothea ist vor ihm geflohen?

So fragt er sich ratlos unter dem Anprall des ersten Schreckens. Aber im nächsten Momente bereits blitzt eine Erkenntnis in ihm auf, die ihm die Sachlage in einem ganz anderen Lichte darstellte. Er konnte beinahe lächeln. Hätte sie den Knaben, der ihr doch nur eine Last sein mußte, mitgenommen, wenn sie ohne Abschied sich entfernen wollte?

In dieses lichte Gemälde seiner Selbstbeschwichtigung fiel aber wie ein schwarzer Schatten die Gestalt des jungen Priesters.

War sie nicht mit ihm, bevor sie zum Friedhofe ging, in einem Gespräche begriffen gesehen worden? Kann er nicht Einfluß auf ihren rasch ausgeführten Entschluß genommen haben?

Aber er wies diese Befürchtung sogleich mit aller Entschiedenheit von sich, denn die Verstandeskraft hat in solchen Lagen zehnfach scharfe Augen. Sie trug ja ein Bündelchen mit sich, das ihre notwendigsten Habseligkeiten enthalten mußte. Sie war also bereits mit dem Entschlusse, sein Haus zu verlassen, fortgegangen! ...

Es war ihm so zwischen Sorgen, Bangen und Grübeln eine kostbare Zeit vergangen, bis er dessen mit einem Male inne ward.

„Was zerbreche ich mir den Kopf?“ sagte er zu sich. „Bleibt mir denn was anderes übrig, als sie und das Kind aufzusuchen?“

Eine wilde Willenskraft hatte sich seiner bemächtigt. Er war zur Fabrik hinausgegangen, ohne in sein Wohnhaus einzutreten. Er schlug den Weg über den Ringplatz ein, ohne selbst zu wissen warum. Seine Augen brannten in unheimlicher Glut, sein Gang war schwankend, wie die Ungewißheit, die über ihm lagerte; wer Jonathan nicht kannte, mochte glauben, der Wein, den er getrunken, sei

zu stark für ihn gewesen. Er sah weder nach rechts, noch nach links.

Als er an der Schmiede Jaroslaw Pateks vorüberkam, hörte er sich bei seinem Namen angerufen.

„Wohin so eilig?“ fragte der Meister. „Du siehst so besorgt aus.“

Der Ausruf des Schmiedes klang ihm wie ein freundlicher Gruß.

An der linken Schläfe des Schmiedes, nur spärlich von seinem dünnen Haupthaare bedeckt, glänzt ein blutroter Streifen. Er kommt von jener furchtbaren Nacht, und seitdem duzen sie sich gegenseitig.

In drängender Hast erzählte ihm Jonathan sein Vorhaben.

Der Schmied blieb eine geraume Weile nachdenklich stehen, indessen die angeglühte Eisenstange, die er zur Hämmerung bereithielt, verglühte.

„Es muß etwas über sie geflogen sein, was wir beide nicht kennen,“ sagte er dann nachdrücklich.

„Wie verstehst du das?“

„Wenn ich etwas sage,“ meinte Jaroslaw Patek, „so stützt sich das auf eine Erfahrung. Sie war immer ein sonderbares Kind, das nur nach seinem Kopfe gegangen ist. Erinnerst du dich noch, wie du sie vor Jahren von dieser Bank hinweg in dein Haus genommen hast? Sie hätte sich eher zu Tode geweint, als daß sie mein Tauschkind geworden wäre. Und das wird auch heute der Fall sein.“

„Du meinst also,“ rief Jonathan angstvoll, „es ist ihr in meinem Hause etwas widerfahren? ...“

Der Schmied nickte bejahend mit dem schweren Kopfe.

„Wohin willst du auf die Suche gehen, Bruder?“ fragte er.

„Weiß ich es selber? Ich werde sie suchen, bis ich sie gefunden habe,“ sagte Jonathan beklommen.

„Du hast recht,“ sagte der Schmied; „wenn ich dir aber einen Rat geben darf, so wäre es der, du schlägst die Straße ein, die hinaus ins Deutsche führt, denn ich sage mir: Wohin kann das Mädchen gegangen sein? Wohin richtet ein Kind zuerst seinen Weg, wenn es sich nicht zu raten weiß? Zu seinen Eltern. Dort wirst du sie auch finden. Und noch eins, Bruder! Wegen deines Knaben mach dir vorläufig kein großes Herzleid. Sie hat ihn nur aus zu großer Liebe zu ihm mitgenommen, und darum und weil du doch ein Recht hast, in Zorn sie zu behandeln, wenn du sie wieder triffst ... sei nicht zu streng mit ihr.“

Jonathan vermochte nicht zu antworten; er neigte nur voll Traurigkeit den Kopf, dann ging er.

Aber der Schmied rief ihn aufs neue zurück.

„Willst du, daß ich mit dir gehe, Bruder?“ meinte er. „Es wird dir dann leichter ankommen, denn du hast etwas Schweres vor dir. Mich siehst du bereit.“

Jonathan schaute zu der stämmigen Gestalt des Schmiedes hinan. Das rote Mal, die Mahnung jener Nacht, brannte höher an seiner Schläfe.

„Nein,“ sagte er, „ich danke dir, Jaroslaw! Was ich vorhabe, muß ich allein ausführen.“

Dann ging er.

Vor ihm lag in der hellen Nachmittagsonne die Straße, die nach dem „Deutschen“ hinausführte. Dort lag die Heimat Dorotheas, dort war auch sein Kind. Das Ziel stand ihm klar vor Augen.

In dem allerletzten Hause der Vorstadt wußte er zwei kräftige Pferde. Sie sollen ihn zu Dorothea und seinem Kinde tragen!

Unweit von diesem Hause macht die Straße eine entschieden scharfe Biegung von fast einem rechten Winkel. Man kann von da aus die Leichensteine des „guten Orts“, der hoch über dem Flusse liegt, recht gut gewahren. Dort saß

um diese Stunde, den Rücken gegen einen der Apfelbäume gelehnt, die die Straße besäumen und mit den ersten Frühlingsblüten bedeckt waren, eine zerlumpte Gestalt aus dem Stande jener fahrenden Bettler, von denen die „Gasse“ jahraus, jahrein heimgesucht wird.

Es war ein noch jugendlicher Mensch; sein Reisegepäck lag in einem grauschmutzigen Sacke neben ihm; in den Händen hielt er ein kleines Buch, aus dem er andächtig zu lesen schien. Vielleicht war es ein Gebetbuch. Jonathans Gefährte fuhr nicht so schnell vorüber, daß sich ihm nicht die Gesichtszüge des verkommenen Landstreichers eingeprägt hätten. Sie schienen ihm so bekannt ... und aus der Tiefe seines Gedächtnisses schwankte ein Bild hervor, das jedoch in demselben Augenblicke wieder zerfloß.

11. Im Wirtshausgarten.

Wie sich oft mitten im Winter ein Vögelchen auf das Fensterbrett schwingt, um neugierig in unsere warme Stube zu lugen, so kam mit einem Male, als Jonathan die ebene Straße dahinfuhr, die ihn immer tiefer ins „Deutsche“ führte, ein halblustiger Gedanke angeflogen.

War es nicht, als ob er auf die „Beschau“ führe, als ob er ausgegangen wäre, sich eine Braut zu holen? Dieselben Pferde vielleicht, die ihn heute zogen, wo es galt, Dorothea und sein Kind heimzubringen, hatten ihn vor Jahren zur nächsten Eisenbahnstation gebracht, als er auf seines Vaters Geheiß um Bella zu freien ging. Das Vögelchen lugte immer neugieriger und kühner in seine warm gewordene Seele hinein, bis es wieder plötzlich, als ob es sich in einer andern Laune gefiele, aufflatterte und davonflog. — Die trübe Rückerinnerung hatte sich wieder zu ihm gesetzt.

War es nicht damals, als er und Bella sich zum ersten Male in Lüge und Selbsttäuschung begegneten? ...

Es war ein Zug aus jener Brautfahrt, der ihm nicht aus dem Sinne wollte. Es war gerade Mittagszeit, als er sich in dem Hause seines künftigen Schwiegervaters vorstellte. Bella trug ein hellblaues Kleid, und die Locken tanzten ihr gleichsam um den lieblichen Kopf. Man lud ihn freundlich ein, über Tisch zu bleiben, denn das ist so Brauch bei einer Brautschau, von dem ohne zwingenden Grund nicht abgegangen wird. — Das anmutige Wesen Bellas berauschte ihn förmlich, wie ihn denn im Hause seines künftigen Schwiegervaters vieles an das väterliche Heimwesen gemahnte. Als man zum Essen ging, wuschen sich alle nach alter Sitte die Hände, und nach der Mahlzeit ward ihm das übliche Tischgebet „verehrt".

Warum lächelte Bella während dieser frommen Handlung so verstohlen, fast höhnisch?

Er wußte es jetzt.

Sie hatte sich zu einer Täuschung hergegeben; man hatte „Frömmigkeit" und alte Sitte vor ihm gespielt, man hatte endlich seiner Erziehung zuliebe eine „Komödie aufgeführt".

Wenn Bella damals gesprochen hätte: „Wir sind nicht das, wofür du uns genommen hast, bei uns hält man nichts auf die alten Bräuche; du bist im Irrtum, wenn du uns auf deiner Seite glaubst! . . ." wäre sie dann nicht von den Drangsalen der nachgleitenden Lüge verschont geblieben? Wäre ihr junges Leben nicht „anderswo" glücklicher geworden?

Der Abend war bereits angebrochen, als er in das erste ansehnliche Dorf jener Gegend kam, die man die „deutsche" nennt. Bis dahin hatte Jonathan noch überall, wo er die Leute um Auskunft über Dorothea angegangen, die Antwort erhalten, man habe allerdings um diese und diese Stunde ein junges Mädchen mit einem etwa sechsjährigen Knaben durch das Dorf gehen gesehen. Eine Bäuerin, die vom Felde kam, hatte ihn mit einer Art gutmütigen Verständnisses ge-

fragt, was er mit dem jungen Mädchen wolle und ob bald die Hochzeit sein werde. Dann aber hatte sie sich von ihm abgewendet und war fortgegangen; er hörte noch, wie sie laut zu sich sprach:

„Er kann sie gar nicht heiraten, sie gehört ja nicht zu seinen Leuten.“

Um diese Zeit war die langgedehnte Hauptstraße des Dorfes, in welches er einfuhr, fast menschenleer. Nur hie und da sah er vor den Türen mancher Häuser spielende Kinder, von einem uralten Mütterchen behütet, das in der scheidenden Sonne seine müden Glieder wärmte. Die Bauern weilten noch bei ihren Feldarbeiten. Was ihm aber zumeist auffiel, war ein gewisser Zug von Ähnlichkeit, die alle diese Kinder mit Dorothea gemeinschaftlich hatten. In ihren flachs-blonden Haaren und mit ihren blauen Augen kamen sie ihm alle wie jüngere Geschwister des Mädchens vor. So war er bis in die Mitte des Dorfes an ein Haus gekommen, das er an dem weithin in die Luft hineinragenden Aushänge-schild als das Wirtshaus erkannte. Hier ließ er halten.

Während der Knecht die Pferde zur Tränke führte, ging Jonathan in die leere Wirtsstube und setzte sich an einen der Tische. Eine Weile darauf kam die Wirtin breitspurig und behaglich zur Türe herein und fragte ihn um sein Be-gehr. Jonathan schüttelte aber nur den Kopf; er verlangte weder nach Speise, noch nach Trank.

Die Wirtin verharrte trotzdem in ihrem freundlichen Wesen. Sie sagte:

„Freilich schmeckt einem weder Essen noch Trinken, wenn man traurig ist.“

„Sieht man mir das an?“ fragte Jonathan.

„Dafür habe ich meinen Blick,“ meinte die Wirtin.

Da faßte er sich Mut, und in kurz gedrängten, fast verschämt klingenden Worten klagte er der fremden Frau sein Leid, wie das Mädchen wahrscheinlich wegen einer Kränkung,

die es sich zu sehr zu Herzen genommen, sein Haus verlassen habe, und nun suche er sie, um sie wieder heimzubringen. Vom Kinde sprach er nicht.

Dann hielt er inne.

„Ist's vielleicht des Holzendorfer Webers Tochter?" fragte die Wirtin rasch.

Jonathan war aufgesprungen; das Blut hatte sich ihm zu Kopfe gedrängt. Kaum hörbar bejahte er die Frage der Frau.

„Dann ist sie rückwärts im Garten," sagte die Wirtin, „schon an die zwei Stunden."

„Und das Kind?" fragte Jonathan.

„Das ist bei ihr."

Sie erzählte darauf, in welchem Zustande der Ermattung Dorothea angekommen, trotzdem sie vom letzten böhmischen Dorfe her von ihrem Knechte auf den Wagen genommen worden, mit welchem er gerade vom Markte in Weißwasser heimkehrte.

„Warum das Mädchen nur so traurig ist? Wenn man in ihre verweinten Augen sieht, vergeht einem alle Lust der Erde."

Die Worte der Wirtin gelangten wie traumhaft an das Ohr Jonathans. Er sah das Mädchen währenddem, wie es müde und gehetzt gleich einem flüchtigen Wilde die staubige Straße dahinzog, das Kind an der Hand, jeden Augenblick angstvoll zurückblickend, ob der Verfolger noch nicht nahe! Was mußte Dorothea an dem einen Tage an innerer Pein und Bedrängnis gelitten haben!

Dann fragte er schüchtern die Wirtin, wie der Weg in den Garten zu finden sei.

„Sie wird aber erschrecken," meinte die Wirtin.

Sie ging ihm voraus über den weiten Hausflur, dann über den Hof, bis sie endlich an der Gartentüre, die sie aufklinkte, stille stand.

„Dort drüben an der großen Linde,“ sagte sie.

Jonathan war in den Garten eingetreten.

In dem weichen Grase klangen seine Schritte unhörbar. So war er bis in die Nähe des breitästigen Baumes gekommen, unter dessen grünem Dache auf einem Holzbänkchen Dorothea, das Kinn nachdenklich in die Hand gestützt, saß. Ihr zu Füßen spielte das Kind mit Blumen, die es sich aus dem Frühlingsgrase zusammengelesen hatte. Unbemerkt konnte er eine Weile dem Gespräche der beiden lauschen.

„Dorothea,“ fragte der Kleine, „ist bei euch auch ein Mann, der auf dem ‚Schofar‘ blasen kann, sowie bei uns?“

„Nein,“ entgegnete ihm das Mädchen, „bei uns findest du keinen, der das kann. Bei uns ist nur eine Kirche.“

„Nur eine Kirche?“ fragte der kleine Bernhard, dem diese Belehrung offenbar zu dunkel vorkam.

Nach einigem Besinnen meinte das Mädchen:

„Es ist ganz einerlei, Bernhard, ob einer auf dem ‚Schofar‘ bläst, oder ob er ein Glöckchen läutet, wie dies bei uns geschieht.“

„Ein ‚Schofar‘ und ein Glöckchen sollen ganz dasselbe sein?“ lachte ungläubig der Knabe, und die helle Kinderstimme hob sich eigentümlich von dem tiefernsten Tone ab, als Dorothea sagte:

„Lache nicht, Bernhard! Wenn man bei uns in der Kirche das Glöckchen läutet, so kniet alles nieder, denn da geht Gott durch die Kirche, und es weiß das jeder. So wird es auch mit eurem ‚Schofar‘ sein.“

„Ich habe ihn damals nicht gesehen,“ meinte Bernhard.

„Wann?“

„Wie der Mann den ‚Schofar‘ geblasen hat.“

„Wenn du größer wirst, wirst du ihn auch sehen!“

„So groß wie mein Vater?“ fragte Bernhard, indem er die Hand hoch über den Kopf hob, um damit das ihn überragende Körpermaß seines Vaters zu bezeichnen.

Ein breiter Schatten war über den Knaben gefallen; er blickte unwillkürlich zur Seite.

„Dorothea, der Vater!“

Jonathan hatte das Kind zu sich aufgehoben, das ihn mit seinen Ärmchen fest und innig umschloß. Die Tränen waren ihm in die Augen getreten.

„Siehst du, Dorothea,“ rief der Knabe von der Höhe seiner Stellung herab, „jetzt bin ich so groß wie der Vater!“

Aber das Mädchen antwortete nichts.

Mit todblassem Gesichte, aus dem nur die großen blauen Augen hervorleuchteten, war sie auf der Bank sitzen geblieben, die Arme schlaff herunterhängend, unbeweglich, als hätte sie ein rascher Tod in diesem Augenblicke ereilt.

„Dorothea,“ rief Jonathan, der den Knaben noch immer in seinen Armen hielt, „wie hab' ich dich erschreckt?“

War es der weiche Ton dieser Worte? Sie zuckte, wie von einem Fieberschauer ergriffen, zusammen, aber ihre Unbeweglichkeit blieb dieselbe. Noch war der Schreck nicht aus ihrem Gesichte gewichen.

„So sprich doch, Dorothea!“ rief Jonathan. „Brauchst du dich denn vor mir zu fürchten?“

„Ich kann nicht!“ kam es fast wie ein Schrei über die Lippen des Mädchens.

Er war ihr näher getreten; er hatte seine Hand ausgestreckt und berührte sie leise an der Schulter.

„Faß mich nicht an! Faß mich nicht an!“ rief sie schaudernd und bemühte sich, aufzustehen; aber sie vermochte es nicht.

„Dorothea,“ sagte Jonathan, indem er den Knaben niedergleiten ließ, „wie hat dich nur dieser eine Tag so ändern können? Glaubst du denn, daß ich gekommen bin, dir Vorwürfe zu machen? weil du so ohne allen Abschied, als wären wir wildfremde Menschen, von mir fortgegangen

bist und hast mir, dem Vater, nicht einmal gesagt, daß du das Kind mit dir nehmen willst?"

„Ich fürchte mich auch nicht," sagte endlich Dorothea, nachdem sie mehrmals Atem geschöpft hatte, mit einer Art dumpfen Trotzes. „Ich fürchte mich auch nicht," wiederholte sie, „es ist ja ohnehin alles aus und zu Ende! Das Kind geht wieder den Weg rückwärts zu seinem Hause, und ich gehe wieder zu meinem Vater. So ist alles aus und hat ein Ende!"

„Was ist zu Ende, Dorothea?" fragte Jonathan mit leiser Stimme.

„Was sollte mich," fuhr sie, die Augen gesenkt, noch immer in der trotzigen Weise fort, „was sollte mich abhalten, zu tun, was ich nicht mehr lassen gekonnt? Ich habe mit mir gerungen, Gott weiß es, aber zuletzt ist mir doch die Einsicht gekommen, es ist alles aus und zu Ende. Aber allein gehen, das habe ich nicht vermocht ... das Kind hätte mir auf allen Schritten und Tritten gefehlt. Da ist es wie die Eingebung einer bösen Stunde über mich gekommen mit aller Gewalt; ich habe nicht widerstehen können! Da habe ich das Kind mitgenommen."

„Dorothea," sagte er nach einer Weile, „tu mir doch den Gefallen und sprich nicht von bösen Stunden und dergleichen mehr. Bist du eine Diebin, daß du dich anklagst, als hättest du ein Verbrechen begangen, oder bin ich gekommen, um dich anzuklagen?"

Während Jonathan so sprach, zuckte um die Lippen des Mädchens ein Zug, wie von innerster Rührung, aber sie bezwang sich, und mit derselben Herbigkeit, die nur wenig durch eine gewisse Gleichförmigkeit des Tons gemildert ward, fuhr sie fort:

„Ja, ich bin auch eine Diebin, und wenn der Tod darauf stünde, so würde ich in einem Atemzuge beständig rufen: Ich bin eine Diebin. Als ich in der Schule die zehn

Gebote lernte, erklärte der Lehrer: Stehlen heißt, sich dasjenige zueignen, was einem nicht gehört! Habe ich mir nicht auch dasjenige zueignen wollen, daß es mein Besitz werde, was mir nicht gehört? Aber was wäre denn am Leben, wenn man alles in sich ersticken und erdrücken will, was einen reizt und was man sein eigen nennen möchte? Weil ich immer geglaubt habe, das Kind gehört mir, davon ist mein Kopf zuletzt so wirr geworden, daß ich nicht mehr wußte, Recht von Unrecht zu unterscheiden. Wenn man jahrelang in einem solchen Irrtume lebt, ist es da ein Wunder, wenn er sich zuletzt im Gehirne festsetzt? ‚Dorothea,‘ hat es immerfort in mir geschrien, ‚das Kind gehört dir nicht! Es wird ein Augenblick für dich kommen, wo sie es von dir zurückverlangen, wie ein Tuch oder ein Stück Wäsche, das man dir zur Aufbewahrung anvertraut hat. Mußt du es nicht herausgeben?‘ Wenn aber dann eine zweite Stunde kam! ‚Das Kind gehört dir ja doch! Streck deine Hand aus und nimm dir dein Eigentum!‘ Hätte ich mich dabei besinnen sollen? Die Hand hat sich ausgestreckt, und ich habe das Kind mit mir genommen."

Ein heftiger Tränenstrom hatte den mühsam aufrecht erhaltenen Trotz dieser Seele gebrochen. Es schien ihr wohlzutun, so mit einem Male befreit zu werden von der furchtbaren Pein dieses Tages.

Sie hatte sich aber noch nicht ausgeredet; die Augen voll süßer Zärtlichkeit auf den Knaben gerichtet, rief sie:

„Bernhard, mein kleiner Bernhard, was habe ich dir heute früh am Morgen gesagt?"

Der Knabe hatte sich an sie geschmiegt, die klugen Augen auf seine Pflegerin gerichtet.

„Bernhard, sag selbst," rief sie, „wie ich dich heute früh aus deinem Bette gehoben habe und du, schläfrig, wie du warst, zu mir gesagt hast: Ich will zu meiner Mutter! Zu meiner Mutter will ich! was habe ich dir darauf geantwortet?

Sei ruhig, habe ich gesagt, denn deine Mutter ist nicht mehr zu Hause und kommt auch nicht sobald nach Hause. Oder willst du eine neue Mutter? Nein, nein, hast du gesagt, mein kleiner Bernhard, ich will keine neue Mutter, ich bleib' bei dir, Dorothea! Hast du so gesprochen oder nicht?"

„Ich bleib' bei dir, Dorothea!" wiederholte wortgetreu das Kind.

Sie neigte sich auf den Kopf des Knaben herab und küßte seine schwarzen Haare. Dann schaute sie mit einem gleichsam entsühnten Antlitze zu Jonathan auf.

Alle Herbigkeit und aller Trotz waren daraus entschwunden, und es war darauf nur die ewig verständliche Schrift eines vollunschuldigen Gemütes zu lesen.

Jonathan konnte ein feines Lächeln nicht unterdrücken. Was war diese Dorothea für ein eigen geartetes Geschöpf!

„Was willst du mit dem allen beweisen, Dorothea?" sagte er anscheinend ernst. „Etwa, daß du keine Diebin bist? Daß du das Kind nicht gestohlen hast, das glaub' ich dir ohnehin auf dein ehrliches Gesicht hin."

Sie schaute wieder zu ihm auf, lange und prüfend, als wollte sie in seinem Mienenspiele lesen, ob sich hinter diesen Worten nicht ihr zuliebe eine Verstellung verberge. Ihr Antlitz war wieder finster geworden, der alte Trotz ihres Gemütes hatte also noch nicht ausgelebt.

„Ich bin also keine Diebin?" fragte sie dumpfen Tones.

„So wahr mir Gott helfe, nein!" sagte Jonathan, indem er ihr die Hand hinbot.

Sie zögerte aber einzuschlagen und drückte sich scheu zur Seite.

Das Kind hatte sich unterdessen von ihr entfernt, indem es einen verspäteten Abendfalter wahrgenommen, der sich einige Schritte von ihm auf das Gras niedergelassen hatte.

„Dorothea," sagte Jonathan leise, sich neben das Mädchen auf die Bank niederlassend, „bist du jetzt, nachdem du dir

vielleicht das Schwerste vom Herzen herunter geredet, beruhigt genug, um mich anzuhören?"

Sie hatte nur ein trauriges Kopfnicken, aber es genügte ihm.

„Dorothea," sagte er, „willst du mir auf alles, was ich dich fragen werde, Antwort geben? Überlege es dir gut und denke vor allem auf die heutige Stunde."

„Ich will," kam es zögernd über ihre Lippen.

Aber es währte wieder eine geraume Zeit, bis sich in Jonathans Geiste eine Reihe von Fragen so geordnet hatte, wie sie diese Stunde eben erheischte.

„Dorothea," begann er wieder, „wann hast du den Entschluß gefaßt, ohne allen Abschied mein Haus zu verlassen?"

Über Dorotheas Antlitz flog ein brennend roter Schein; dann wurde es wieder leichenblaß.

„Heute morgen!" sagte sie tiefatmend.

„Früher nicht?"

„Nein!"

„Habe ich dich zuvor oder irgendeiner, der mir nahe steht, gekränkt?"

„Ich erinnere mich nicht."

„Du erinnerst dich nicht, folglich muß dir eine Kränkung oder etwas, das dir wehe getan hat, widerfahren sein?"

Dorothea schwieg. An die Stelle der Blässe war aufs neue der vorüberfliegende Schein eines durchsichtigen Errötens getreten.

„Du hast mir ja versprochen, auf meine Fragen zu antworten."

„Ich kann nicht!" flüsterte sie, ihr Gesicht von ihm abwendend.

Plötzlich stockte auch Jonathan. Eine Erinnerung flog ihm durch den Sinn, er sah Dorothea wieder vor sich, wie sie aus ihrer Stube sich fortgeschlichen hatte, um das halb-

erloschene „Seelenlicht“ für Bella wieder mit frischem Öle zu füllen. Mußte ihr nicht selbst die leiseste Anfrage die Lippen verschließen?

Unschlüssig rückte er auf der schmalen Holzbank hin und her; seine Stirne glühte im Feuer, seine Augen schweiften bald nach dem Kinde, bald nach dem Mädchen hinüber, das still und in sich gekehrt neben ihm saß. Hätte er der Regung seines Blutes nachgeben können, so hätte er die Tiefgekränkte mit dem Worte: „Du bist mehr wert als wir alle, Dorothea!“ um Verzeihung gebeten. Aber zu viele Fragen hatten sich, und nicht erst seit gestern und vorgestern, in seiner Seele aufgehäuft.

Sie mußten beantwortet werden.

„Gut, Dorothea,“ begann er wieder, „du hast deinen Entschluß erst heute am frühen Morgen in dir gefaßt. Ich darf nicht fragen warum. Aber war nicht einer dabei, der dich darin bestärkt hat, der dir zugeredet hat?“

„Wer?“

„War's nicht der junge Geistliche?“

„Der?“ rief Dorothea mit erhöhtem Tone. „Er hat mir zwar zugeredet, er hat mir vorgestellt, es sei wie eine Todsünde zu achten, wenn ich länger bleibe; er hat auch gesagt, meine Mutter im Grabe würde fürder keine Ruhe haben! . . . Aber ihm glaube ich schon lange nicht. Seitdem er hoch oben von der heiligen Kanzel das Feuer in unser Haus geworfen und die Männer zu uns geschickt hat, die unsere junge Frau in den Tod erschreckt haben, seitdem glaube ich ihm nicht.“

„Es ist also doch einer dagewesen, der dir geraten hat?“

„Habe ich das gesagt? . . .“ meinte Dorothea verwirrt.

„Gesagt hast du es nicht, aber du hast es durchblicken lassen.“

Dorotheas Lippen zuckten, sie atmete schwer. Endlich flüsterte sie:

„Ja!"

„So nenne mir ihn!"

Sie wies mit dem Zeigefinger nach dem spielenden Knaben, der sich in diesem Augenblicke mit dem glücklich erhaschten Falter angelegentlich beschäftigte.

„Das Kind?" rief Jonathan ungläubig. „Das Kind hat dir einen Rat gegeben? Wie soll ich das verstehen, Dorothea?"

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Dorothea," mahnte Jonathan heftiger, „du hast mir versprochen, meine Fragen zu beantworten?"

„Tue ich denn das nicht?" fragte sie still.

„Das Kind ist es also gewesen?"

Sie sah ihn mit den großen Augen wie flehend an.

„Muß ich das sagen?"

„Ja, Dorothea," sagte Jonathan, „es ist zu unserer beiden Wohl und Besten."

„Ich habe mit einem Male gesehen," flüsterte sie in unsagbarer Scham, „daß ich so allein bin. . . . Soll ich erst abwarten, bis das Kind eine neue Mutter erhält?"

„Dorothea," rief Jonathan stürmisch, „was bist du doch für ein Wesen!"

Noch immer hatte er, der Zweifelnde, die Kraft in sich, das wallende Blut zurückzudämmen. War es, weil er noch immer unter dem Banne jener schrecklichen Worte stand, die ihm „auslöschen und austreten" geboten?

Er war von der Holzbank aufgestanden und ging nun mit hastig bewegten Schritten in dem engen Raume, der das grüne Laubdach der Linde begrenzte, auf und nieder.

Der Abend war hereingebrochen. Das Kind spielte noch immer mit dem gefangenen Falter. Und ringsherum waltete eine Stille und Ruhe, als warteten die Geister der Luft nur auf das erlösende Wort einer Menschenseele, um mit einzustimmen, sei es in den Jubel oder den Weheschrei zweier Herzen!

Er setzte sich wieder, anscheinend in kühler Gefaßtheit. Aber auf dem Gesichte Dorotheas lag jetzt ein Zug von schmerzhafter Trauer, wie er ihn in solcher Schärfe bisher nicht gesehen hatte.

„Dorothea," begann er nochmals, „wenn du diesen Baum ansiehst, unter dem wir da sitzen, kommt es dir nicht vor, als wären wir zu Hause in unserem Garten?"

„Wie zu Hause!" sprach sie leise nach.

„Erinnerst du dich, wie ich dich damals unter jenem Baume beschworen habe, nicht zur Wallfahrt zu gehen? Warum bist du doch gegangen?"

„Ich mußte!"

„Hat es dir der Geistliche befohlen?"

„Ja."

„Und hast du ihm gerne Folge geleistet?"

„Damals habe ich ihm noch geglaubt! Er hat mich mit seiner Rede ganz überwältigt. Und dann, ich habe in der Kirche zu Urschendorf etwas ganz Besonderes mit der heiligen Mutter Gottes zu sprechen gehabt, aber es hat kein Mensch davon wissen dürfen."

„Warum nicht?"

„Weil es einem anderen geschadet hätte!"

„Ich verstehe dich nicht, Dorothea. Willst du nicht deutlicher sprechen?"

„Nun ja!" sagte sie, offenbar im Kampfe mit sich selbst, auch von diesem Geheimnisse ihrer jungfräulichen Seele den Schleier aufheben zu müssen. „Wenn man sich an das Heilige wenden will, um es um eine Gnade zu bitten, weil es der Fürsprecher des verborgensten Gebetes im Menschen ist, wird man es da in die halbe Welt hineinschreien? Man beschreit es dann und es hat keine Wirkung."

„Hast du solche Not damals gehabt, Dorothea, dein Herz auszuschütten?"

„Ja," sagte sie flüsternd, „der Zustand unseres Kindes

hatte mich betrübt; die heilige Mutter Gottes in Urschendorf, die schon so vielen geholfen hatte, sollte auch mir helfen, daß das Kind einmal sprechen könne!"

Dorothea hatte kaum zu Ende gesprochen, als Jonathan, von jener namenlosen Macht erfaßt, die alles, alles in ihm ausgelöscht hatte, was ihn noch an sein fernes Haus gemahnen konnte, leidenschaftlich ausrief:

„Dorothea, ruf doch den Knaben herbei!"

Sie sah ihn unschlüssig erschrocken an.

„Du mußt ihn rufen, Dorothea!" drängte er heftiger.

Der Ruf des Mädchens tönte nur schwach, und der Knabe kam langsam heran, den gefangenen Falter in der Hand.

„Laß ihn los, Bernhard, laß ihn los!" gebot Jonathan mit bebender Stimme. „Der Schmetterling muß leben!"

Der Falter flog in die Freiheit zurück.

„Dorothea," sagte dann Jonathan, die Hand des Mädchens ergreifend, die es ihm willenlos überließ, „willst du dieses Kind behalten als ein Geschenk von mir und als eine Gnade, die du mir erweisest?"

Sie mochte ihn nicht verstehen. Ihre Augen irrten bald zu dem an sie geschmiegten Kinde, bald zu dem Manne an ihrer Seite. Ging doch ein Glutstrom von ihm aus, der auch sie zu verzehren drohte. . . .

„Willst du die Mutter dieses armen Kindes werden, Dorothea?"

Er fühlte, wie die Hand des Mädchens, die in der seinen lag, von einer plötzlichen Eiskälte durchschauert wurde.

Ein leiser Schrei zitterte an ihren Lippen.

„Dorothea," rief er mit erhobener Stimme, indem er sie an sich zog, daß ihr Kopf an seine Schulter zu liegen kam, „was ich jetzt sage, ist mein heiliger Ernst! Willst du die Mutter dieses Kindes . . . willst du mein Weib werden?"

Der Falter war wieder herbeigekommen, derselbe Falter, dem Jonathan die Freiheit geschenkt hatte. War er von der

Neugier herbeigelockt, zu erfahren, was dort unter dem grünen Baume vor sich ging?

Aber es war dort unter der Linde so still, daß er nichts vernahm als das Schwirren seiner eigenen Fittiche, und er flog enttäuscht wieder davon.

„Habe ich dich so erschreckt, Dorothea?“ sagte Jonathan traurig. „Wenn es so ist, so tue, als hätte ich gar nichts gesagt und vergiß alles.“

Mit einem Male beugte sie sich herab und hob den vor ihr stehenden Knaben zu sich auf. Das Kind schloß seine beiden Arme leidenschaftlich um ihren Hals.

„Bernhard, mein kleiner Knabe,“ rief sie mit einer Stimme, die zwischen Jubel und Schmerz klang, „wäre es denn möglich, daß ich deine Mutter werde?“

„Dorothea, du willst also ...?“ ertönte ein anderer Jubelruf.

Statt aller Antwort drückte sie ihr Gesicht auf den Kopf des Kindes und vergrub damit auf einen Augenblick alle Seligkeit und Wonne ihres jungen Herzens.

Wie sie aber dann zu Jonathan wieder aufschaute mit dem offenen und treuen Blicke ihrer Augen, strahlte ihr Wesen eine innere Freudigkeit aus, die den Mann an ihrer Seite wunderbarer ergriff als das lauteste Geständnis. Die eine Hand auf den Kopf des Kindes gelegt, die andere ihm hinreichend, sagte sie einfach und schlicht:

„Ich nehme das Geschenk an!“

Nicht wahr, es ist kein Traum, was die beiden Menschenkinder hier unter dem Baume halb flüsternd, halb laut einander vertrauen und erzählen? Es ist kein Traum, daß sich mitten zwischen beiden aus Schutt und Moder und Drangsal eine Herrlichkeit aufgebaut hat, die sie vor einer Stunde nicht geahnt haben? Und es ist kein Traum, kein aus blöden, verschlafenen Augen blickendes Märchen, daß das Leben einmal wieder mehr gehalten hat, als der wesenlose Schein der Dichtung? ...

Wie sie jetzt Arm in Arm, weil ihnen der Raum unter dem Laubdache der Linde zu enge geworden war, durch den Garten schreiten, bleibt Dorothea mit einem Male stehen und sagt:

„Manchmal möchte man sich ein besonders feines Ohr wünschen, um die geheimsten Gedanken der Menschen zu belauschen. Was sie dazu sagen werden?“

„Wer?“

„Die Menschen!“

Jonathan zuckte zusammen.

„Fürchtest du dich vor ihnen?“ fragte er.

Sie hatte aber ein ehrliches, vor allem ein tapferes Gemüt; sie sagte:

„Ich fürchte mich nicht. Ich habe nur nachgedacht, was ich anfangen werde ... wenn sie mir das Kind nicht gönnen.“

„Denke an nichts, Dorothea,“ sagte Jonathan, dem die Worte seines Mädchens tiefer in die Seele gegriffen hatten, als er merken ließ. „Denke in diesem Augenblicke an nichts anderes als an uns selbst. Ich habe einmal irgendwo von zwei Kindern gelesen, die haben sich eines Tages in einen kleinen Kahn gesetzt und sind damit auf das weite Weltmeer getrieben worden. Und obwohl sie über sich nichts hatten als den Himmel, haben sie doch immer geglaubt, sie sind zu Hause in ihrem kleinen Flusse. Diese zwei Kinder sind wir, ich und du, Dorothea! Auch wir sind in ein Schiff eingestiegen und treiben nun dem Ungewissen zu. Keiner von uns weiß, auf was wir stoßen werden, nicht nur bei anderen, sondern auch ... in uns selbst. Aber mitten in dem allen wissen wir doch eines: Wir sind zu Hause!“

„Ich fürchte mich nicht!“ sagte sie leise.

Darauf gingen sie zu der Holzbank unter der Linde zurück. Dort hatte sich mittlerweile der Knabe, müde vom Warten und von den Mühen des Tages, behaglich nieder-

gelassen und war eingeschlafen. Seine Atemzüge gingen still und ruhig, als wäre er zu Hause in seinem Bette. Der Abend war vollständig herangebrochen.

„Laß uns jetzt gehen, Dorothea,“ sagte Jonathan.

Sie schüttelte den Kopf.

„Jetzt nicht!“ sagte sie innig. „Laß mich nach Hause gehen zu den Meinigen ... Jonathan, ich komme, wenn du es bestimmst!“

„Du hast recht, Dorothea, wie du in allem recht hast!‘ sagte Jonathan nach einigem Besinnen. „Wenn das Kind morgen in seinem Bettchen erwachen und seine erste Frage nach dir lauten wird, so werde ich ihm sagen: Deine neue Mutter hat versprochen, sobald als möglich zu dir zu kommen. Sei ruhig, Bernhard, sie hält ihr Wort.“

Behutsam hob er dann den Knaben, damit er nicht erwache, auf seinen Arm. Er ging voran, sie folgte ihm.

So kamen sie aus dem Garten auf den stillen, fast finsteren Hof des Wirtshauses.

Er blieb stehen.

„Dorothea,“ rief er nach dem hinter ihm schreitenden Mädchen, „hast du nichts vergessen? ...“

Er fühlte zwei weiche Lippen auf den seinen; so schnell hatte sie das Vergessen gutgemacht. Dann küßte sie den schlafenden Knaben auf den Mund.

Es war der Kuß der neuen Mutter und der jungen Braut!

12. Auf dem Heimweg.

Ist junge Liebe in der Tat so weltverloren und vergessen wie junger Wein, dem man nachsagt, daß er dem Kopfe, in dessen geheimsten Kammern sein Duft sich festgesetzt hat, die Fähigkeit benimmt, das Nächstliegende mit klarem Blicke zu unterscheiden?

Von Dorothea wenigstens konnte es behauptet werden.

In dem Augenblicke des Scheidens brannte in ihrer Seele kein anderer Gedanke, als den sie kurz zuvor auf den Lippen Jonathans scheu und flüchtig zurückgelassen hatte. So wenig dachte sie an etwas anderes, daß, als Jonathan mit seiner auf dem Arme schlafenden Bürde zum Tore hinausschritt, um den längst angeschirrten Wagen zu besteigen, sie in dem dunklen Flur zurückgeblieben war.

Von dort aus konnte sie noch hören, wie Jonathan dem Knechte den gemessenen Befehl erteilte, die Pferde laufen zu lassen, soviel sie wollten, damit er noch vor Mitternacht das Kind zu Bette bringen könne. Das brachte sie zur Besinnung.

Jetzt kam sie eiligst aus ihrem Verstecke an den Wagen gesprungen.

„Das Kind, das Kind!" schrie sie fast atemlos. „Wo habe ich denn nur meinen Kopf gehabt?"

„Das Kind?" sagte Jonathan gedehnt, aber sie mochte merken, daß es ihm nicht rechter Ernst war. „Das Kind geht mit mir!"

„Nein, nein," sagte sie eifrig, und ihre Erregtheit ging dabei so weit, daß sie den Rockzipfel Jonathans erfaßte, „das Kind muß bei mir bleiben. Das wäre ja gegen die Verabredung."

„Vom Kinde war keine Rede," meinte Jonathan, indem er, als wollte er sich in den Wagen schwingen, den einen Fuß auf den eisernen Kutschbügel setzte.

„Du wirst das mir nicht antun . . . Jonathan!" sagte sie, und ihre Stimme klang fast weinerlich. „Wer soll das Kind warten und pflegen? Ist es denn schon so stark, daß man es der ersten besten Magd überlassen könnte? Das Kind muß selbst in der Fremde wissen, es ist zu Hause."

Jonathan zögerte aber noch immer.

„Es kommt mir vor, Dorothea," sagte er lustig, „du möchtest Bernhard als Pfand zurückbehalten?"

„Ja!" meinte sie, indem sie mit sanfter Gewalt den Knaben an sich zu ziehen versuchte, während ihn Jonathan, um Dorotheas Ernsthaftigkeit noch länger zu genießen, um so fester an sich zu pressen schien.

„Da hast du dein Pfand, Dorothea," sagte Jonathan mit einem Male, und er legte ihr den schlummernden Knaben in die Arme. „Was wirst du ihm aber am Morgen sagen, wenn er in dem fremden Bette aufwacht und vielleicht sich fürchtet?"

„Bernhard sich fürchten?" rief sie, mit zärtlichem Blicke auf das Kind niederschauend. „Wovor denn? Wenn er aufwacht in der Nacht und in dem fremden Bette, so bin ich da, und dann fürchtet er sich nicht; und wenn er früh-morgens fragt: Wo ist der Vater? so sage ich ihm: Dein Vater? Was weiß ich, wo dein Vater ist? Der ist fortgegangen, um dir eine neue Mutter zu holen ... aber er kommt bald."

Damit war sie in den finsteren Hausflur geschlüpft und ließ Jonathan allein — allein mit einem so siegesfreudigen Lächeln auf den Lippen, daß es die Nacht durchleuchtete, die sich allmählich herabgesenkt hatte.

Nun die Heimfahrt durch die lauwarme Frühlingsnacht! Vielleicht ist das, was wir gewöhnlich Glück nennen, nichts als die sichere Nähe eines längst Erwarteten, das Bewußtsein eines ungestörten Besitzes, ein ruhig seliges Ausatmen und Einatmen! Dieses Gefühl der Sicherheit war es, das um Jonathans Haupt während der Heimfahrt zauberhafte Silberfäden wob. Mit wie schwerem Herzen war er ausgezogen, wie leicht und beschwingt maß er denselben Weg zurück!

Welch ein Ausklingen und Ausduften der im Garten verlebten Stunde!

Dorothea war aus ihr wie eine Lichterscheinung hervorgegangen, die ihm fast körperlos erschien. Alles, was sie gesprochen, die kleinste Bewegung und der unbedeutendste Zug stand vor ihm, und alles war so echt und wahr, so ohne Falsch und Hehl, wie nur etwas, was unverdorben aus Gottes eigenen Händen kommt! . . .

„Es fehlt ihr gar nichts," lautete ein solches Bruchstück einer inneren Lust und Freudigkeit. „Sie hat sich benommen, wie es ihr keine zweite auf dem ganzen Erdboden nachtut. Solch eine Dorothea ist noch nicht dagewesen!"

Und unmittelbar hinter diesem Gedanken schlüpfte sogleich ein anderer, der sich noch traulicher an ihn heranschmeichelte:

„Es soll eine zweite aufstehen," so lautete er, „der man sein eigenes Kind auf Meilen weit mit solcher Zuversicht anvertrauen kann wie ihr, ohne daß ich etwas anderes von ihr weiß, als daß sie die Tochter des Holzendorfer Webers ist und Dorothea heißt! Und ich, der ich einmal es nicht hören konnte, daß sie dem Kinde von einer Kirche erzählte, die irgendwo steht, ich gebe ihr das Kind hin und sage zu ihr: ‚Mach du mit ihm, was du willst!' Das soll mir einer erklären, wie das gekommen ist. Und doch sieht das aus, wenn man Dorothea nicht kennt, als ob ich ein schlechter Vater wäre! Gebe ich nicht etwas von meiner Seite, was ich wie meinen Augapfel behüten sollte? Als ob es einen besseren Vater gäbe als mich! könnte ich den Leuten sagen. Wer hat jemals für sein Kind so gesorgt? Es ist bei Dorothea zu Hause!"

Mit vollen Zügen sog er dann die würzige Frühlingsluft ein, die seine heiße Stirne linde umwehte. War es da ein Wunder, wenn es ihm gelang, gewisse Gedanken, die hie und da den Augenblick abwarteten, um in eine Lücke seiner Seele einzubrechen, von sich abzuhalten?

Einer der vorwitzigsten, der sich bis in seine Nähe ge-

schlichen hatte, wagte sogar aus sicherem Verstecke an ihn die Frage zu richten:

„Was nun, Jonathan?“

Aber er jagte ihn mit Schande und Spott davon.

Was nun? Sich vollständig hingeben diesem schrankenlosen inneren Schauen, nichts anderes neben sich aufkommen lassen als die liebliche Gestalt des Mädchens dort in dem Wirtshause und nichts zu denken als ... Dorothea! ...

Er kam durch die schlafenden stillen Dörfer, die schon der slawischen Sprache gehörten. Seine Blicke weilten auf den mondbeschienenen Strohdächern; es war mit ihm, als hätte er mit ihnen und sie etwas mit ihm zu sprechen. Sie hatten einander etwas zuleide getan; er wußte nur nicht wann und warum. Aber im Zusammenhange mit irgend einem Punkte seines Lebens standen sie doch. Und wieder war es Dorothea, die die vermittelnden Gedankenfäden hin und her wob. Woher kam es, daß das deutsche Mädchen vom ersten Augenblicke an eine so heftige Abneigung gegen den Eintritt unter ein slawisches Dach gezeigt hatte?

„Es muß bei ihr tiefer liegen,“ so kam er endlich zum Schluß. „War ich ihr nicht auch ein Fremder? War ihr nicht auch das Kind fremd? Und doch ist sie mir sogleich in mein Haus gefolgt, und an das Kind hat sie von der ersten Stunde an ihr Herz weggegeben! Warum hat sie bei uns den Unterschied gemacht? Sollte das bloß die deutsche Sprache, weil sie auch meine Muttersprache ist, bewirkt haben? Es ist überhaupt etwas in Dorothea, was ich niemals werde ergründen können. Bella ist ja doch auch als eine ganz Fremde zu uns gekommen ... und ist dennoch niemals heimisch geworden!“

Er war aber noch nicht an den Schluß gelangt. Die heimtückischen Irrwische tauchten wieder auf, er mußte sich in die Ecke des Wagens drücken und die Augen schließen, um sie nicht zu sehen. Endlich verlosch einer nach dem anderen;

sie konnten seiner Stimmung nichts antun. Der letzte Gedanke, der ihm unausgesprochen auf die Lippen trat, als er an den ersten Häusern seines Heimatstädtchens vorüberkam, lautete:

„Wenn Dorothea slawisch und nicht deutsch gesprochen hätte, wäre sie dann bei uns geblieben? Und was wäre aus uns geworden? Wäre ich jetzt auf dem Heimweg ... und bringe mein Kind nicht mit mir?"

Es war längst nach Mitternacht, als er an seinem Hause ankam. Über dem Himmel lag bereits das Zwielicht des grauenden Morgens. In dem Nachbarhofe war der Hund erwacht.

Der Wagen fuhr von dannen.

Aber Jonathan rührte dennoch nicht den eisernen Klöppel der Türe, um die Magd zu wecken. Er sah die schlummernde „Gasse" hinab, deren Häuser in unbestimmten, in graues Dunkel gehüllten Umrissen vor ihm lagen. Es war ihm jetzt, als sollte er gar nicht mehr in sein Haus treten. Wird es ihn nicht voll Öde und Einsamkeit begrüßen? Das Kind und Dorothea schlafen nicht mehr unter seinem Dache! ... Trotz der fröstelnden Morgenluft glühte sein Antlitz.

Drüben, kaum zwanzig Schritte von ihm, ist ein steinerner Brunnentrog, in welchem das Wasser Tag und Nacht rieselnd niederfällt. Bevor er in sein Haus tritt, will er dort sein Gesicht kühlen.

Wie er aber an den Brunnentrog trat, fand er nicht ohne Erschrecken, daß auf der steinernen Umfassung, den Rücken an die Röhre gelehnt, den Kopf tief auf die Brust gesunken, eine zusammengekauerte Gestalt saß, welche schlief.

Trotz der fahlen Dämmerung erkannte Jonathan in ihr sogleich jenen fahrenden Bettler, den er vor wenigen Stunden an der offenen Heerstraße in einer der jetzigen ganz ähnlichen Lage getroffen hatte. Der Schnappsack, der seine wenigen Habseligkeiten enthalten mochte, lag zu seinen Füßen,

und die eine Hand hielt den knorrigen Reisestock krampfhaft umfaßt.

Voll mitleidiger Regung berührte ihn Jonathan an der Schulter. Der Kopf des Schlafenden fuhr in die Höhe, und zwei große Augen starrten Jonathan aus einem verwilderten, von einem Vollbarte umrahmten Gesichte entgegen.

„Gast,“ — denn das ist die Bezeichnung dieser fahrenden Leute in der „Gasse“, — sagte Jonathan, „Gast! habt Ihr kein anderes Quartier für die Nacht, als gerade hier? Warum seid Ihr nicht ins Hekdisch (Herberge für Bettler) gegangen?“

„Ich gehöre nicht ins Hekdisch,“ sagte der Landstreicher mit müder Stimme, ohne sich vom Platze zu rühren.

„So kommt wenigstens zu mir in mein Haus,“ rief Jonathan. „Ich will Euch für die Nacht beherbergen; hier holt Ihr Euch ja eine Krankheit.“

Auf diese Einladung schien die zusammengekauerte Gestalt des Landstreichers zu einer gewaltsamen Anstrengung sich ermannen zu wollen; er richtete den Oberleib in die Höhe und sah einen Augenblick, wie dies Schlaftrunkenen eigen ist, den vor ihm stehenden Jonathan mit unheimlicher Aufmerksamkeit an. In dem nächsten Momente war ihm aber der Kopf wieder auf die Brust gesunken, seine Augen hatten sich geschlossen.

„Ich gehöre nicht ins Hekdisch,“ murmelte er schläfrig gedehnt zwischen den Zähnen.

Dann verkündeten die kurzen regelmäßigen Atemzüge, daß der Landstreicher das harte Lager auf dem Brunnentroge jedem anderen vorzog.

Jonathan blieb noch eine Weile vor dem Schlafenden stehen, dann schritt er seltsam bewegt auf sein Haus zu.

Als er am Morgen nach dem nur wenig durchruhten Nachtreste ans Fenster trat, hing der Tag trübe und grau vom Himmel herab. In den wenigen Stunden hatte sich

das Wetter vollständig umgewandelt. In würziger Frühlingsnacht war er heimgekehrt, und heute sah es draußen aus, als ob ein mehrtägiger Landregen im nahen Anzuge sei. War das die Antwort des Naturgeistes auf die vermessene Vordringlichkeit seines gestrigen Glückes? ...

Die „Gasse" war um diese Zeit noch menschenleer, nur drüben am Brunnentroge stand aufrecht, den Rücken ihm zugewendet, wie es schien, im Morgengebete begriffen, die Gestalt des Landstreichers. Denn er sah ihn mehrmals sich bücken und beugen; jetzt tat er drei Schritte nach rückwärts, woraus Jonathan schloß, daß er die achtzehn „Segnungen" beendet hatte. Nun legte er seinen Kopf an die Brunnenröhre und blieb eine geraume Weile in dieser Stellung, denn sie ist die jenes tieftraurigen Psalmes, der mit den Worten beginnt: „Mir ist gar bange und angst, doch laß uns fallen in Gottes Hand!"

Plötzlich drehte er sich um, und seine Blicke fielen gerade auf das Fenster, hinter welchem Jonathan stand. Erst jetzt konnte Jonathan gewahr werden, daß sich die Gestalt des Landstreichers im Morgenlichte ganz anders und vorteilhafter ausnahm, als gestern am Tage und in der Nacht zusammengekauert am Straßenrain und auf dem Brunnentroge. Sie war fein und schlank gebaut, die gewöhnliche Mannesgröße überragend, und trotz der Verwilderung in Kleidern und Barthaar ging ein Wesen von ihr aus, das jede Verwechslung mit den gewöhnlichen Leuten seines Schlages ausschloß.

Er mochte jetzt seine Andacht im Freien zu Ende gebracht haben.

Langsamen Schrittes kam er auf das Haus zu.

Indessen legte Jonathan eine Geldgabe zurecht, die im Verhältnisse zu dem sonstigen Almosen nicht unbeträchtlich war.

Bald darauf klopfte es an die Tür und der Landstreicher trat herein.

Ohne den üblichen frommen Gruß auszusprechen, war er auf der Schwelle stehen geblieben; dann streckte er seine Hand gegen die „Mesusah“ an der Türpfoste aus und führte sie andächtig zum Munde.

„Ich bin doch hier im Hause des Fabrikanten Jonathan Falk?“ fragte er mit weicher wohlklingender Stimme, indem er unter den buschigen Brauen tieftraurige Augen auf Jonathan richtete.

„Ja,“ erwiderte Jonathan, „Ihr seid bei ihm.“

„So werden Sie mir sagen können,“ rief der Landstreicher, auf die „Mesusah“ hinweisend, „ob das dieselbe ist, die auch Ihr Vater, mit dem der Friede Gottes sei, berührt hat und ob auch Ihre Mutter . . .“

Die letzten Worte hatte er flüsternd, als ob er sie vor innerster Bewegung nicht zu Ende bringen könnte, gesprochen.

Jonathan horchte hoch auf; er war dem Landstreicher nähergetreten.

„Es ist dieselbe,“ antwortete er.

Da warf der Landstreicher mit wilder Gebärde seinen Schnappsack und den Reisestock weit in die Stube und rief mit markerschütternder Stimme:

„Hack mir die Hand ab, Jonathan! Sie ist nicht wert, das zu berühren, was diese Heiligen berührt haben.“

„Um Gottes willen!“ rief Jonathan, der vor Schrecken erbleicht war. „Du bist doch nicht mein Bruder Adolf? . . .“

„Heiß mich nicht Adolf!“ schrie der Bettler. „Ich heiße wieder Aaron, wie sie mich geheißen haben, die mit ihren heiligen Händen das berührt haben.“

Er hatte das Täfelchen wieder erfaßt und stieß dann wie in wahnsinnigem Schmerze seinen Kopf mehrmals gegen die Türpfoste, als wollte er sie zertrümmern.

„Fasse dich, Bruder,“ rief Jonathan, „du bist ja jetzt bei mir!“

„Laß mich da liegen,“ schluchzte der Landstreicher, „laß

mich da liegen! ... An dem Holze da hängt noch etwas von Vater und Mutter. Vielleicht bringt es mir Heilung!"

Jonathan mußte sich abwenden, er vermochte den entsetzlichen Anblick nicht zu ertragen.

War das sein Bruder Adolf, der als dreizehnjähriger Junge, müde der väterlichen Zucht, wie ein wildes Reh in die Welt gesprungen war, als wäre sie ein meilenweiter Wald? Was war mit dieser überschäumend frischen Kraft eines Menschen geschehen?

Allmählich verstummte das Schluchzen des Landstreichers. Er wendete sich von der Türe hinweg und setzte sich an den Tisch, Jonathan gegenüber.

Dicke Tränen standen ihm an den Wimpern, er schien aber ruhiger geworden.

„Ja," sagte er in einem Tone, der seltsam abstach gegen die unheimliche Gereiztheit des vorangegangenen Augenblicks; er klang so, wie man etwas Trauriges beklagt, das sich nicht mehr ändern läßt, „was nützt das alles, wenn ich dich dabei ansehen muß, Jonathan? Auch du bist nicht das Kind von ehedem, wie ich dich gekannt habe. Aber du hast eines behalten! Du hast die Augen unserer Mutter, und die vergißt man niemals, niemals, niemals!"

„Und ich habe dich gestern nicht erkannt, wie ich dich an der Straße gefunden habe!" rief Jonathan schmerzlich. „Und als ich dich in der Nacht geweckt habe, draußen an dem Brunnen, da habe ich dir das ‚Hekdisch' als Quartier anweisen wollen, mein armer Bruder!"

„Bist du das gewesen? Es ist mir jetzt wie ein Traum!" sagte der Landstreicher. „Du hast mich auch eingeladen, mit dir zu kommen, ich habe das alles ganz gut vernommen. Aber ich bin doch nicht mit dir gegangen; mein Lager dort auf dem harten Stein war noch zu gut für einen wie ich. Gebührt sich etwas anderes für mich, der ich so schlecht an Vater und Mutter gehandelt habe? Mich

sollte keiner, der etwas auf den Frieden seines Hauses hält, um sich dulden; herausjagen sollte man mich wie einen Hund, der keinen Herrn hat . . ."

„Laß das, Bruder," sagte Jonathan beschwichtigend, „du tust mir und dir mit deinen Reden zu wehe!"

„So war er schon als Kind!" murmelte der Landstreicher.

Eine Weile saß er dann da still und bewegungslos, als ob ihn Schläfrigkeit übermannt hätte. Plötzlich fuhr er zusammen; seine Nerven schienen selbst das kleine Geräusch, das von einer Bewegung Jonathans entstanden war, nicht ertragen zu können.

„Wo bin ich denn?" rief er, und seine Blicke flogen mit wilder Unruhe durch die Stube.

Da sah er seinen Reisepack und den Stock, den er vorhin weit von sich geschleudert hatte. Mit einem Sprunge hatte er diese Gegenstände erreicht und war damit zur Türe geeilt.

„Was willst du, Bruder?" rief Jonathan überlaut, indem er den Landstreicher festhielt. „Du bleibst jetzt bei mir, ich lasse dich nicht fort!"

„Ich muß, ich muß!" stöhnte der Unglückliche, indem er sich ihm zu entringen suchte. „Ich ertrag's nicht länger in der Nähe deiner Augen."

Aber seine durch Nachtwachen und Entbehrungen tief herabgekommenen Kräfte vermochten gegen Jonathan nichts; er mußte stillehalten und sich wie ein Kind zu dem Sitze am Tische geleiten lassen.

Dort brach er kraftlos in sich zusammen. Er weinte wieder bitterlich.

„Ich will dir was sagen, Bruder," rief Jonathan. „Du bist jetzt müde, und die heutige Nacht hat dich zu sehr angegriffen, du mußt dir vor allem Ruhe gönnen; dann wirst du auch über deinen Zustand ruhiger denken. Jetzt bist du bei deinem Bruder, das heißt: du bist zu Hause."

„Ich weiß, ich weiß," sagte der Landstreicher in seiner

hilflosen Schwäche, indem er den Bruder mit einer gewissen scheuen Unterwürfigkeit ansah, „du hast nicht umsonst ihre Augen! Was wirst du aber mit mir anfangen, Jonathan?“

„Davon laß uns später sprechen, Bruder, bis du dich wieder gestärkt hast,“ meinte Jonathan.

„Ja, später, später!“ nickte der Landstreicher matt. „Es ist gar zu viel zu erzählen.“

„Reg dich nicht wieder auf, Bruder!“ bat ihn Jonathan.

„Stark werde ich dir nicht zur Last fallen, Bruder,“ fuhr der Landstreicher im Tone äußerster Erschöpfung fort. „Was brauche ich denn? Wenn du mir so viel für Kleider gibst, daß mir die Knaben auf der Gasse nicht nachlaufen, und mir ein Bett anweisest, worauf ich am Abend meine müden Glieder ausstrecken kann, so ist das über und über genug. Für Verköstigung brauchst du dich nicht zu sehr anzustrengen. Nur daß ich nicht verhungere! Für alles andere laß mich sorgen. Wenn man nur sich leben will und dem lebendigen Gotte im Himmel, so braucht man nicht viel. Im Wege werde ich dir auch nicht stehen, Jonathan, weder dir noch einem anderen. Ich bin ein gebrochener, todmüder Mann. Es ist nur noch so viel Kraft in mir, daß ich täglich auf das Grab der Eltern gehen werde, um dort ‚Jahrzeit‘ zu halten. . . . Das habe ich dir sagen wollen, Jonathan, und daß du nicht meinst, ich wolle dir zur Last fallen.“

„Es soll alles nach deinem Willen geschehen, Bruder,“ sagte Jonathan in tiefster Bewegung.

Dann saß der Landstreicher wieder still und regungslos auf seinem Sitze; er war hinfällig wie ein krankes Kind und atmete schwer.

„Was ist heute für ein Tag, Jonathan?“ fragte er mit einem Male.

Ein nervöses Zucken durchflog seinen ganzen Körper.

„Heute ist Donnerstag.“

„Dann verbiete ich dir,“ rief der Landstreicher, indem

er sich zu erheben suchte, mit seltsam veränderter, fast gebietender Stimme, „mir auch nur einen Bissen vorzusetzen. Am Montag und Donnerstag, damit du es weißt und dich danach richtest, da faste ich und kasteie meinen Leib von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang. Es geschieht für Vater und Mutter! Wehe dir, wenn du mich in Versuchung führst!"

Aber die Leidenschaftlichkeit, die ihn neuerdings ergriffen hatte, schien zu gewalttätig auf seinen erschlafften Körper zu wirken. Mit einem tiefen Seufzer sank er wieder in seine frühere Stellung zurück; er hatte die Augen geschlossen. Er schlief.

13. Der Landstreicher.

Schon nach wenigen Tagen hatte sich der Landstreicher infolge der treuen und aufmerksamen Pflege, die ihm Jonathan angedeihen ließ, so weit erholt, daß er auch äußerlich ein ganz anderes Aussehen bot, als bei seinem ersten Eintritt in das väterliche Haus.

Erst jetzt konnte man gewahr werden, welch ein schöner Mann aus den Hüllen der Verwahrlosung und Verkommenheit hervorgegangen war. Aber wenn Jonathan gehofft hatte, daß mit dem Einleben in die behaglicheren Verhältnisse auch die geistige Zerfahrenheit seines Bruders schwinden würde, so hatte er sich in seinen Erwartungen getäuscht.

Der Landstreicher bot noch immer das Bild eines innerlich tief zerrütteten Daseins, das mit sich abgeschlossen hatte und niemandem einen Einblick gestattet. Jonathan wußte selbst nach einigen Tagen noch nicht, was er von dem Zustande des auf so rätselhafte Weise heimgekehrten Bruders denken sollte, denn dieser hielt mit jeder Mitteilung beharrlich zurück. Sollte er ihn für einen Kranken halten, der sich in eine „Idee" eingesponnen hatte, die sein übriges Denken überwucherte und aufsog? Dagegen sprach die Wahrnehmung, daß der Landstreicher weder etwas Widersinniges

sprach, noch tat; nur seine „Frömmigkeit“ überstieg alles Maß des Gewöhnlichen so sehr, daß Jonathan gerade in diesem Punkte fast irre an ihm wurde.

Kaum daß der Tag graute, erhob er sich von seinem Lager, uud nachdem er um Kopf und Arm die ledernen Gebetriemen geschlungen hatte, hüllte er sich in den weiten Gebetmantel, den er aus dem Nachlasse seines Vaters sich erbeten hatte, und stand dann lange Stunden bis in den lichten Vormittag hinein in der inbrünstigsten, durch nichts zu störenden Andacht.

Trotzdem er die Türe seiner Stube verschlossen hatte, hörte man doch von Zeit zu Zeit den lauten Hall der Schläge, die er bei gewissen Stellen seiner Brust versetzte, dabei krampfhaftes Schluchzen und Weinen! Wenn er dann aus seiner Stube heraustrat, um ein mäßiges Frühstück zu genießen, so trug sein hochgerötetes Antlitz eine Art strahlenden Charakters, der sich erst allmählich verlor. Das war auch die Stunde, in welcher er seinem Bruder am willigsten standhielt. Es schien, als hielte er es dann für gestattet, sich einer freundlicheren Stimmung für einige Zeit hinzugeben.

Jonathan hielt übrigens getreulich die Zusage, die ihm der Landstreicher am ersten Tage ihrer Zusammenkunft entrungen hatte, indem er seiner Lebensweise kein Hindernis in den Weg legte. Er duldete es, daß ihm an den zwei Tagen der Woche, am Montag und am Donnerstag, keine Speise verabreicht wurde. An diesen Tagen verließ der Landstreicher schon am frühen Morgen das Haus. Dann sah man ihn hastigen Schrittes, die Augen scheu niedergesenkt und jedem ausweichend, der ihm begegnete, den Weg nach dem „guten Orte“ einschlagen. Dort verweilte er bis zum späten Abend auf dem Grabe seiner Eltern, die nebeneinander ruhen, in beständigem Gebet. Wenn er dann nach Hause kam, wartete er erst die gesetzliche Ankunft der drei Sterne am Himmel ab, und genoß nicht eher etwas von Speise und

Trank, als bis er sich vergewissert hatte, daß der goldene Schein hoch oben an der blauen Decke kein trügerischer sei.

„Wenn es ihm sein Herz befreit,“ dachte Jonathan, „so mag es ihm hingehen.“

Was ihn aber am meisten beunruhigte und allmählich wie etwas Widerwärtiges erfüllte, war dieser Verkehr des Landstreichers mit den Toten, den er wie eine Art Götzendienst betrieb.

Niemals ging er an der Türpfoste vorüber, ohne die daran befestigte „Mesusah“ mit einer Inbrunst zu küssen, die etwas Krankhaftes an sich hatte. Alles, was an die Eltern gemahnte, von dem beinahe altersschwachen Gebetmantel angefangen, in den sich einst sein Vater gehüllt hatte, bis herab auf das unscheinbare „Hawdalabüchschen“, über dessen Gewürze er am Ausgange des Sabbats den Segen gesprochen, war für ihn ein Gegenstand der Verehrung, die an Anbetung grenzte. Jonathan nannte das „übertrieben“; im Grunde des Herzens hatte er dafür einen weit verdammenderen Ausdruck. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der an sich zwar äußerlich, dennoch auf Jonathans schlichte Natur abstoßend wirkte.

Wenn der Landstreicher nämlich sprach, so hatte er eine eigene Art, dabei die Augen zu schließen und sie doch offen zu halten. Sie kamen ihm dann wie verschleiert vor; aber aus diesem Schleier brach zuweilen ein Blick hervor von so stechendem Glanze, daß er geradezu wehe tat. Frei von Antlitz zu Antlitz vermochte er nicht zu blicken.

Auch das viele Beten erschien Jonathan wie ein Verkehr mit Toten . . .

Trotzdem er mit fast frauenhafter Schonung alles vermied, was dem Landstreicher etwa nahegelegt hätte, einen Teil seines Seelenzustandes zu enthüllen, konnte Jonathan einmal doch nicht umhin, sich gleichsam auf einige Schritte in seine Nähe zu wagen.

„Sag mir nur, Bruder,“ fragte er ihn, „wozu soll dir

das viele Beten? Wir andern sind doch auch nicht von der schlechtesten Sorte, wenn wir dir auch nicht gleichkommen. Aber bei uns dauert das Gebet eine halbe, und wenn es besonders hochgeht, eine ganze Stunde. Woher nimmst du nur die Lunge, die das aushält?"

Aber diese halb scherzhaft klingende, halb im Ernste hingeworfene Frage hätte bald einen Brand entzündet, der ohne Jonathans Mäßigung kaum gelöscht werden konnte.

Aus jenen verschleierten Augen des Landstreichers war ein solcher Blick leidenschaftlichen Hasses gefahren, daß Jonathan erbleichte. Zugleich war er aufgesprungen, und in schrillen Tönen schrie er zwischen Schluchzen und Weinen:

„Ich will fort! Ich will fort! Mein eigener Bruder jagt mich aus dem Hause meines Vaters fort. Mein eigener Bruder gönnt mir kein Daheim, wo ich mit mir und meinem Gotte leben kann. Mein eigener Bruder macht sich lustig über mich! Nicht einen Augenblick will ich auf dieser Stelle verweilen. Verflucht soll ich sein, wenn ich mir das antun lasse! Ich will fort! Ich will fort!"

Nur mit dem Aufgebote des zartesten Zuredens vermochte Jonathan diese Unbändigkeit des Landstreichers zu beruhigen, den hierauf wieder jener Zustand äußerster Erschöpfung befiel, in welchem er wie ein hilfloses Kind erschien.

„Ich will dir verzeihen, Jonathan," sagte er schwach, „weil du doch meiner Mutter Kind bist. Aber zum zweiten Male komme mir nicht wieder so, denn dann könnte ich es vergessen! Solche Worte wühlen mir in der Seele wie ein zweischneidiges Messer herum. . . . Weißt du denn überhaupt, was Beten ist? Du bewegst die Lippen dabei und denkst an die Räder in deiner Fabrik oder an noch etwas Ärgeres. Weißt du aber, was es für deinen Bruder ist? Für ihn ist es ein eiserner Haken, den er an des allerheiligsten Gottes Thron anlegt, um ihn zu sich herabzuzwingen! . . . Gott muß zu mir kommen, wenn ich ihn zu mir rufe, Gott muß

mit mir reden und zu mir herabsteigen, wenn ich aus der Tiefe meiner Not und Drangsal zu ihm aufschreie! Ich zwinge ihn dazu, Jonathan! Ich zwinge ihn dazu, und das alles durch mein Gebet!"

Solche Reden erschreckten Jonathan aufs tiefste; sie kamen ihm einfach wie Lästerung vor. Er war nicht gewöhnt, von Gott so reden zu hören. Sprach das die Krankheit aus dem Landstreicher? Es war nicht recht zu unterscheiden; denn wenn er selbst annahm, daß diesen wilden Reden eine gewisse Wahrheit innewohne, die über alles Maß hinausgehende Form, in der sie auftraten, war es, die ihm wie etwas Unnatürliches vorkam. Ging er vielleicht fehl, wenn er einen Zustand, der mit dem Allerheiligsten so freventlich zu verkehren glaubte, mit der Trunkenheit eines in der Gasse umhertaumelnden Schlemmers verglich?

Am nächsten Tage, nachdem dieses vorgefallen — es war an einem Donnerstage und der Landstreicher schon in früher Stunde nach dem „guten Orte" hinausgegangen — geriet Jonathan auf einen eigentümlichen Einfall.

Halb war es Neugier, halb das unbestimmbare Gefühl einer sich ihm aufdrängenden Ahnung, was ihn trieb, den Schnappsack des Landstreichers, der in einem Winkel der Stube lag, einer Untersuchung unterziehen zu wollen. Aber außer einigen Habseligkeiten an Wäsche und Kleidungsstücken fand er darin nichts als vergilbte und zerlesene Gebetbücher. Selbst die Titel waren ihm unbekannt; die meisten klangen mystisch, und er hatte sie nie zu Gesichte bekommen. Ein eigentümlich widerwärtiger Duft stieg aus ihnen auf. Nur bei einem in schwarzes Leder gebundenen Büchelchen von mäßiger Dicke, welches sich die „Himmelsleiter Jakobs" benannte, tauchte dämmernd eine Erinnerung aus seinen Kindertagen auf, ein ähnliches Buch mit demselben Titel in den Händen seines Vaters gesehen zu haben. Ein durchreisender polnischer Bettler hatte es ihm zum Geschenke angeboten und

dabei gesagt, in dem Büchelchen stecke das „Stärkste“ über Gott und seine Engel; der Vater hatte es aber dankend mit den Worten abgelehnt: „das passe nicht für seinesgleichen in Böhmen, das sollten nur die ‚Frommen‘ da oben in Polen und unten in der Walachei für sich behalten, er bleibe seinen alten Gebetbüchern treu.“

Lange Zeit hielt Jonathan gerade dieses Büchlein in der Hand; er verstand davon wenig mehr als den Titel. Vorn auf dem ersten Blatte war in schlechtem Holzschnitte eine Leiter sichtbar, auf der einige Engelsgestalten auf und nieder stiegen, während am Fuße der noch jugendliche Jakob träumte. Oben in einer Wolke war die Herrlichkeit Gottes in der Gestalt eines alten Mannes zu sehen.

Es schien das Lieblingsbuch des Landstreichers.

Wenn man es seinen Augen entrückte und ihm so die Gelegenheit benahm, sich daraus zu berauschen, konnte man dann nicht erwarten, er werde diesen gefährlichen Trunk allmählich vergessen? ...

Jonathan besann sich demnach nicht lange und versteckte in der Stube selbst das Büchlein an einem Orte, an welchem es sein Bruder so leicht nicht finden konnte.

Aber noch in derselben Nacht wurde Jonathan durch ein heftiges Schreien und Weinen, das aus der Stube seines Bruders drang, aus dem Schlafe geweckt.

Er stand auf und fand, wie der Landstreicher, der der Länge nach noch unausgekleidet auf dem Boden lag, den Inhalt seines Schnappsackes in wilder Unordnung vor sich ausgebreitet.

„Wo ist meine ‚Himmelsleiter Jakobs‘?“ jammerte er, als er Jonathans gewahr wurde. „Wo ist mein größter Schatz? Man muß ihn mir gestohlen haben! ... Ein Dieb ist in deinem Hause, Jonathan, ein tückischer Dieb! Denn er hat gewußt, wo er mich am schmerzlichsten trifft! ... Ein Stück meines Lebens hängt an diesem Buche! Und ich kann nicht schlafen, wenn es nicht unter meinem Kopfe liegt.

Schaff mir den Dieb zur Stelle, Jonathan! Er muß es mir herausgeben!“

„Betest du auch noch in der Nacht, Bruder?“ fragte Jonathan erstaunt. „Das muß dich ja ganz zugrunde richten!“

Aber mit einer Gewalt in Stimme und Gebärde von einer gebieterischen Wirkung, die er dem erschlafften Leibe des Landstreichers nicht zugetraut hätte, herrschte dieser ihn an:

„Schaff mir den Dieb zur Stelle, Jonathan, oder ich tue etwas, woran das Kind meines Vaters ewig denken wird!“

Und als Jonathan noch eine kleine Weile zögerte, schrie er wütend:

„Du und kein anderer hat meine „Himmelsleiter Jakobs‘! Schaff es mir zur Stelle, sonst bist du der Dieb!“

Nach einigem Besinnen überwog das Mitleid in Jonathans Herzen jede andere Bedenklichkeit; er tat, als ob er das verlorene Buch emsig in allen Winkeln der Stube suche, bis er es endlich fand.

Als er es dem Landstreicher einhändigte, küßte es dieser mit allen Zeichen einer überschwenglichen Inbrunst, und als ob gar nichts vorgefallen wäre, sagte er tonlos, gleichsam sich entschuldigend:

„Ich kann ohne das Buch in der Nacht nicht existieren! Wenn ich es nicht unter dem Kopfkissen habe, dann steigen meine Engel auf der Leiter nicht auf und ab. Dann sieht auch Gott nicht von oben herab auf mich! Wenn das aber in der Nacht nicht geschieht, was soll ich dann am hellichten Tage anfangen?“

Nach diesem Vorgange unterließ es Jonathan wenigstens für die nächste Zeit, an den Zustand seines Bruders die heilende Hand anzulegen. Das Mittel, welches er dazu gewählt, hatte sich als schlecht bewährt. Wenn der Landstreicher sich immer mehr in die geordneten Verhältnisse seines Hauses würde eingelebt haben, so mußte nach Jonathans Berechnung eine gewisse Besserung von selbst erfolgen. Er

hielt es also für das beste, ihn einstweilen ruhig gewähren zu lassen.

Aber bei aller Geduld und Nachsicht, die er dem Erbarmungswürdigen bewies, konnte er sich doch einer Wahrnehmung nicht verschließen, die ihn mit einer Art Grimm erfüllte, wie sehr er ihn auch zu bezwingen suchte.

Gleich allen Leidenden seines Schlages war der Landstreicher selbstsüchtig. Das Haus seines Bruders schien nur als diejenige Stätte für ihn Geltung zu haben, die ihm eine Unterkunft für seine müden Glieder gewährte. Noch nicht ein einziges Mal hatte er sich nach den Verhältnissen Jonathans erkundigt; er wußte nicht einmal, daß der kleine Bernhard auf der Welt sei! Gehörte diese Teilnahmslosigkeit zu seiner Krankheit, oder war sie vielmehr ein Ausfluß seines Charakters?

Er war bereits zu wiederholten Malen in die Stube gekommen, in welcher das „Seelenlicht" zum Andenken Bellas brannte, ohne zu fragen, wem es gelte. Endlich fiel es ihm doch in die Augen.

„Für wen brennt denn das Licht?" fragte er, aber zerstreut.

„Das weißt du nicht?" rief Jonathan erzürnt. „Du weißt also nicht, daß ich vor vierzehn Tagen meine Bella begraben habe?"

Aber den Landstreicher schien weder der Ton, noch der Inhalt dieser Mitteilung sonderlich zu berühren.

Die verschleierten Augen kaum aufschlagend, fragte er dann: „Wer ist Bella?"

Jonathan mußte gewaltsam an sich halten. Hatte er es doch zuletzt mit einem Kranken zu tun? . . .

„Bella war meine Frau, Bruder!" sagte er traurig.

Der Landstreicher fuhr mit den Fingern durch den lang herabwallenden Bart. Ob er dabei empfand und dachte, was mit dem Schmerze seines Bruders im Zusammenhange stand, vermochte Jonathan, der ihn in diesem Augenblicke genau beobachtete, nicht zu ergründen.

„War sie fromm?“ fragte er nach einer Weile.

„Was willst du damit sagen?“ fuhr Jonathan auf.

„Hat sie ihr eigenes Haar getragen?“ ergänzte der Landstreicher, wie zur Erklärung seiner früheren Frage.

Sein Ton war dabei so kalt und nachlässig, als handle es sich darum, zu wissen, ob es draußen regne oder schönes Wetter gebe.

Er merkte nicht einmal, daß sich Jonathan von ihm abgewendet hatte.

Die verschleierten Augen auf das „Seelenlicht“ geheftet, sprach er halblaut vor sich hin:

„Vielleicht ist sie darum so früh gestorben!“

Nach dem Kinde hatte er nicht gefragt.

Es gibt unter den Völkern der Erde einen tiefdeutigen und auch in der „Gasse“ lebenden Spruch vom „bösen Auge“, dem die geheimnisvolle Kraft innewohnen soll, alles, was an Glück und Schönheit in seinen Sehkreis gelangt, zu zerstören. Draußen auf dem Baume singt ein Vogel — er verstummt mit einem Male! Dort läuft ein Kind in munterster Frische und Gesundheit über den Weg — morgen liegt es mit fahlen Wangen auf dem Bettchen. Auf beide, auf den Vogel sowohl wie auf das Kind, ist irgendwo ein „böses Auge“ gefallen.

Ist dieser Spruch ein letzter Rest jenes Naturgottesdienstes, der einst alle Höhen und Tiefen ausfüllte, oder will es nichts anderes besagen, als daß, was wir Glück, Schönheit und Herrlichkeit nennen, beständig von dem schleichenden Geiste der Zerstörung gefährdet ist? Für den Vogel die Katze, für die wogende Flur der Meltau — und für den Menschen das „böse Auge“? . . .

Bist du stark gemutet genug, vornehm zu lächeln, wenn Jonathan in der Fülle seines in der Ferne weilenden Glückes annahm, das „böse Auge“ sei darauf gefallen? . . .

An demselben Tage hatte ihn die blinde Frau zu sich

rufen lassen, da sie sich zu schwach fühle, um ihre alten Füße zu bemühen, und Jonathan war zu ihr hingegangen.

Ohnehin war er ihr Rechenschaft schuldig, wie er mit Dorothea gesprochen.

Wollte er das aber in der Tat?

Konnte er ihr wirklich bereits, uneingedenk ihres „Auslöschens und Austretens", sagen, er finde keine andere Mutter für sein verwaistes Kind, als das fremde Mädchen? . . .

Ja, er trug den Mut in sich, er wollte mit ihr sprechen. Sie sollte alles erfahren. . . .

Als er in das Stübchen der alten Frau eintrat, fand er sie in aufrechter Haltung im Bette sitzen. Wohlgemut wies sie ihm einen Brief entgegen, den sie hoch in beiden Händen hielt.

„Wer meinst du, Jonathan, mein Sohn," sagte sie, „ist auf meine alten Tage mein Korrespondent geworden? Zerbrich dir nur nicht den Kopf, du wirst den Schreiber doch nicht erraten."

Da Jonathan die gute Laune der Blinden bemerkte, meinte er in scherzhaftem Tone:

„Weiß ich, von welchem Liebhaber Veile Oberländer Briefe erhält?"

„Recht hast du, daß du dich über mich lustig machst," rief sie mit dem Kopfe nickend. „Es muß ein Liebhaber sein, denn wer sonst möchte an mich denken? Gott der Lebendige allein weiß, daß meine Augen und ein Brief zwei Dinge sind, die sich seit mehr als dreißig Jahren nicht gesehen haben. Auf einmal kommt eigens ein Bote zu mir auf die Stube und legt mir da den Brief in die Hand und sagt dabei, er müsse ihn nur an Veile Oberländer übergeben. Ist das nicht außerordentlich merkwürdig? Jetzt sei nur so gut, Jonathan, und lies mir ihn vor; ich muß doch wissen, was mir so ein Liebhaber schreibt!"

Jonathan entfaltete den Brief; er rührte offenbar von einer etwas ungeübten Frauenhand her und lautete:

„Liebe Frau Veile!

Es gibt auch hier bei unserer Dorothea einen Mann, der bläst sehr schön auf dem Schofar. Es klingt nur ein bißchen anders. Da kommen dann die Schafe und Kühe aus den Häusern. Und der Mann steht da und bläst. Ich soll Dir auch sagen, liebe Frau Veile, ich bete täglich frühmorgens und vor dem Schlafengehen mit Dorothea das ‚Schmah Jisrael'. Dann hat mir der Vater von unserer Dorothea gezeigt, wie man webt, was man ein Schiffchen heißt. Auch sollst du dem Vater sagen, er soll nicht traurig sein. Dorothea ist auch nicht traurig.

Ich bin mit Liebe Dein kleiner

Bernhard."

Der Brief war Jonathans Händen entsunken; er hätte ihn kaum, wenn er glücklicherweise nicht so kurz gewesen, weiter lesen können. Welch ein Gefühl des Stolzes und der Bewunderung für „seine Dorothea" schwellte ihm die Brust!

Sie schreibt für Bernhard den Brief, richtet ihn an Veile Oberländer — und doch ist jedes Wort, das darin steht, nur ihm bestimmt! Und keiner weiß es, und keiner ahnt es, wie geschickt sie es angestellt hat, wenn sie ihm durch das Kind die holde, nur ihm verständliche Andeutung zuschickt: „Er soll nicht traurig sein." ...

„Was sagst du nun zu meinem Liebhaber?" meinte die alte Frau, deren Gesicht wunderbar strahlte. „Soll mir ihn Gott nicht hundertundzwanzig Jahre alt werden lassen? Geht in die Fremde und hat dort nichts Besseres zu tun, als an die alte Veile einen Liebesbrief zu schreiben. Wo das Kind nur die Klugheit und den Verstand dazu hernimmt?"

„Das fragst du noch, Veile?" rief Jonathan überlaut.

Sein Herz war zum Zerspringen voll, und das entscheidende Wort drängte sich bereits mit der Gewalt einer entfesselten Naturkraft auf seine Lippen.

„Weiß ich denn das nicht, Jonathan, mein Sohn?“ sagte Veile, klug ablenkend.

Sie hatte wieder mit ihren blinden Augen gesehen, was andere, die mit einem minder feinen Sinne begabt waren, nur aus dem Tone seiner Stimme kaum herausgehört hätten. Und als ob sie ihm nicht Zeit gönnen wollte, setzte sie sogleich hinzu:

„Jonathan, mein Sohn, ich muß dir eine Schmeichelei sagen. Du hast wie ein Weiser gehandelt, wie ich es gar nicht von dir erwartet habe. Damit das Kind, weil es ihm schaden könnte, sich nach und nach entwöhne, hast du es dem Mädchen einstweilen überlassen. Wenn es dann an der Zeit ist, tust du das übrige. . . . Die Leute zwar, die davon gehört haben, daß du dem Mädchen nachgefahren bist, haben sich das ganz anders ausgelegt, aber ich, Veile Oberländer, die doch etwas in der Welt gilt, habe ihnen gesagt: ‚Mein Jonathan hat wie ein Weiser gehandelt.‘ Meinst du denn, ich halte nicht auch große Stücke auf das Mädchen? Deswegen gebe ich ihr auch von ganzem Herzen meinen Segen und wünsche ihr tausendfach Glück. Sie hat an dem Kinde gehandelt, wie keine zweite es ihr nachmachen kann. Nur schade, schade . . .“

„Was?“ rief Jonathan atemlos.

„Aperpos,“ sagte die blinde Frau mit jener der „Gasse“ eigentümlichen Aussprache dieses Wortes, indem sie mit der Hand die Bettdecke glättete, „du hast ja einen Gast in dein Haus bekommen, auf den du nicht vorbereitet gewesen? Wenn man den Leuten glauben soll, ist er ja als ein merkwürdig frommer Mensch heimgekehrt, dein Bruder Adolf. Sie erzählen mir, daß er Tag und Nacht im Gebete liegt, und am Montag und Donnerstag soll er den ganzen Tag fasten. Das ist etwas, was mich wie eine Geschichte aus meinen Kindertagen gemahnt. Damals hat es noch solche Menschen gegeben! Das waren aber auch ganz andere Zeiten! Es muß etwas Besonderes mit ihm vorgegangen sein!“

„Ich halte ihn mehr für krank," meinte Jonathan gedrückt.

„Kann sein, kann auch nicht sein!" warf Beile Oberländer leicht hin. „Wie er ein Kind war, hat er deinen Eltern Herzleid genug angetan, daß man schier annehmen könnte, er hat sich jetzt, seitdem er älter geworden ist, eines Besseren besonnen. Man weiß gar nicht, wie das kommt, und doch habe ich meine eigene Meinung darüber."

„Wie meinst du das, Beile?"

Die Alte richtete ihren Oberleib kerzengerade in die Höhe; ein furchtbarer Ernst beschattete ihre Züge.

„Wie ich das meine, Jonathan, mein Sohn?" rief sie mit erhöhter Stimme. „Ich meine nur, du sollst dir an ihm kein Beispiel nehmen, denn solch ein Wesen, wie dein Bruder eines hat, ist wie ein ansteckend Fieber. Ich meine nur, hüte dich vor deinem Bruder!"

„Er ist nur krank, Beile!" rief Jonathan.

„Und ich sage dir, Jonathan, nur eines: hüt dich vor ihm!"

Jonathan verstummte.

Stand auch sie, die alte, wehrhafte Frau, unter dem unsichtbaren Banne jener verschleierten Augen? Wie konnte er reden, wenn er an diese Augen denken mußte? Konnte er von Dorothea als der neuen Mutter seines Kindes sprechen, wenn er wußte: zu Hause saß einer, für den das „Seelenlicht", das für Bella brannte, etwas Gleichgültiges war, weil sie „ihr eigenes Haar getragen" hatte; der nach seinem Kinde so wenig fragte, als nach der summenden Fliege auf der Fensterscheibe; der den in Moder zerfallenden Gebetmantel des Vaters wie ein Heiligtum verehrte?

Laß ab, Jonathan, laß ab und verschließe deinen Mund! Das „böse Auge" ist auf dein junges Glück gefallen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.



